This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 401043

Inv

(9.-)

65246 E

1817
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L. L. HUBBARD

E
168
.V56

TRANSATLANTISCHE

STREIFZÜGE.

ERLEBNISSE UND ERFAHRUNGEN

AUS

NORDAMERIKA

VON

MAX Emilian VON VERSEN, 1833-1873

OBERSTLIEUTENANT UND COMMANDEUR DES THÜRINGISCHEN HUSAREN-REGIMENTS No. 12.

MIT DREI KARTEN.

LEIPZIG.

VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.

1876.

Das Recht der Uebersetzung wie alle anderen Rechte vorbehalten.

Die Verlagshandlung.

gift
Regent L. K. Hubbard
7-18-28

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Erstes Capitel. Buenos Ayres. — Estancia San Juan. — Saladero. — Fastnacht. — Ueber Rosario nach Cordova 1

Zweites Capitel. Von La Invernada nach Catamarca — Tinogasta — über die Cordilleren nach Lomas bayas. — Copiapo 24

Drittes Capitel. Von Copiapo nach Lima. — Guayaquil. — Panama. — San Francisco 60

Viertes Capitel. Kalifornien — Landung — Eintheilung der Vereinigten Staaten. — Unternehmungsgeist. — San Francisco. — Chinesen 91

Fünftes Capitel. Deutsche in San Francisco. — Theater. — Entwickelung der Selbstregierung in Californien. — Handel. — Kirchen 103

Sechstes Capitel. Ausflug nach dem Nappathal. — Fauna. — Californiens Klima. — Wein. — Ackerbau. — Eisenbahnen. — Vegetation. — Ausflug nach Mariposa. — Goldminen. — Mammuthbäume. — Yo Semitethal. — Bisherige Einwanderung. — Markthallen 113

Siebentes Capitel. Sacramento. — Pacific-Bahn. — Summit, Donner-See, Reno. Geographischer Ueberblick von der Sierra-Nevada bis zum Mississippi. — Staat Nevada 132

Achtes Capitel. Pacific-Bahn von Reno nach Elko. — Promountary. — Utah. — Corinne. — Montana. — Express-Compagnien und Postwesen. — Mormonen 146

Neuntes Capitel. Pacific-Bahn von Uintah über die Rockymountains. — Pullmann's Cars. — Echo Cannon. — Laramie. — Sherman-Station. — Cheyenne-Station. — Prairien. — Denver. — Büffel. — Indianer 173

Zehntes Capitel. Frauenrechte in Wyoming und Stellung der Frauen in den Vereinigten Staaten. — Pacific-Bahn bis Omaha. — Stadtverfassung, Beamten, Grafschaften. — Deutsche Colo-

Seite

nisten. — Werth des Ackerlandes. — Auswanderung ländlicher Bevölkerung aus den ärmeren Gegenden Deutschlands und speciell der Ostseeländer. — Reise über St. Joseph am Missouri nach St. Louis 212

Elftes Capitel. St. Louis, Handel, Industrie. — Aktien-Gesellschaften. — Gasthöfe. — Parteien im Staate. — Politische Central-Comité's. — Miliz-Bataillone. — Präsidentenwahl. — Presse. — Beamten, Unterschleife 250

Zwölftes Capitel. Staatsverfassung. — Gerichte. — Steuern 288

Dreizehntes Capitel. St. Louis. Strassen und Umgegend. — Mullanphy home. — Polizei. — Deutsche und irländische Einwanderer. — St. Louis Fairs 301

Vierzehntes Capitel. Kirchliche Gemeinden und Kirchen, ihr Verhältniss zum Staate — Unterhaltung der Kirchen. — Stellung der katholischen Kirche. — Schulen 315

Fünfzehntes Capitel. Nach den Iron mountains. — Verbindungen zwischen St. Louis und New-York. — Petroleumsquellen bei Pittsburg. — Von St. Louis nach Chicago. — Arbeiterverhältnisse. — Auswanderung städtischer Arbeiter . . 330

Sechzehntes Capitel. Ueber London und Paris nach dem Niagara-Fall 343

Siebzehntes Capitel. Virginiens Colonisation. — Richmond. — Folgen des Bürgerkrieges. — Sociale und politische Zustände in den Südstaaten 366

Achtzehntes Capitel. Von Richmond nach Baltimore. — Susquehanna-Thal. — Philadelphia. — Arbeiterverhältnisse. — Sehenswürdigkeiten. — Nach New-York. — Wall Street. — Castle Garden. — Central-Park 385

Neunzehntes Capitel. Von New-York nach New-Port. Boston. — Einfluss der Puritaner. — Kunst und Wissenschaft. — Temperance-Gesetz. — Spiritisten. — Thankgivingsday. — Zurück nach New-York. — Auswanderung von Kaufleuten . 400

Zwanzigstes Capitel. Der Auswanderungsstrom. — Wohin ist er am vortheilhaftesten zu leiten? — Sind Colonisten wünschenswerth? 411

Einundzwanzigstes Capitel. Rückfahrt nach Europa. — Gedankenspäne über die Marine. — Eindrücke nach $2^1/_2$jähriger Abwesenheit 421

Erstes Capitel.

Buenos Ayres. — Estancia San Juan. — Saladero. — Fastnacht. — Ueber Rosario nach Cordova.

Im Februar 1867 hatte ich Berlin verlassen, um nach dem kurzen Feldzuge von 1866 dem damals schon über zwei Jahre währenden Kriege zwischen der Republik Paraguay mit der Triple-Alliance von Brasilien, der argentinischen und orientalischen Republik beizuwohnen. Nach anderthalbjährigem Aufenthalt im Lager des Diktators Lopez war mein Drang, die eigenthümlichen Verhältnisse kennen zu lernen, die dem kleinen Paraguay gestatteten, fünf Jahre lang dieser aussergewöhnlichen Uebermacht gegenüber den Kampf fortzusetzen, völlig befriedigt.

Halb verhungert und entkräftet war ich Ende December 1867 über Rosario am Parana in Buenos Ayres angelangt und fasste hier den Entschluss, da ich doch bereits beinahe ein Jahr über die beabsichtigte Zeit ausgeblieben war, meine Rückreise durch die westlichen Republiken Süd-Amerika's und sodann durch Nord-Amerika zu bewerkstelligen, um Land und Leute, namentlich in Nord-Amerika, näher kennen zu lernen.

Vier Wochen bedurfte ich der Ruhe, um mich soweit zu erholen, dass ich die Reise durch das Innere der argentinischen Conföderation nach der Westküste antreten konnte. Wenn diese auch wohl manche Entbehrungen in Aussicht stellte,

so konnte ich doch darauf rechnen, nie wieder in meinem Leben ähnliche und von so langer Dauer wie in Paraguay zu erfahren..

Ueber Buenos Ayres, die argentinische Republik und die Reise bis Cordova im Innern derselben habe ich mich in meinem Buche „Reisen in Amerika und der südamerikanische Krieg“ [1]) so ausführlich ergangen, dass ich nur wenig hinzuzufügen habe.

Der norddeutsche Consul Herr Nordenholz war besonders bemüht, mir den Aufenthalt in Buenos Ayres so angenehm als möglich zu machen. In einigen Häusern fand ich so gehaltvolle Bildung und einen so angenehmen gesellschaftlichen Ton vor, dass ich mich recht gut unterhielt.

Die nach 19 Monaten wieder aufgenommene Correspondenz musste sich auf die Absendung von Nachrichten in die Heimath beschränken; Antwort konnte ich erst in Nord-Amerika erwarten. Des Schreibens müde unternahm ich zu Pferde mehrere Ausflüge in die Umgegend, welche aber nur in der nächsten Nähe der Stadt Unterhaltung gewähren, da nach allen Seiten hin mit der Cultur auch jeder Weg aufhört.

Um einen Blick in die orientalische Republik zu werfen, unternahm Herr Nordenholz mit mir eine Excursion nach der am andern Ufer des Rio de la Plata gegenüber von Buenos Ayres liegenden Estancia San Juan, welche einem Bremer Hause gehört. Wir mietheten einen kleinen Dampfer, der uns in sieben Stunden nach der Banda oriental brachte. Wie breit der La Plata, dieser gewaltige Süsswasserstrom ist, erhellt daraus, dass wir auf halbem Wege beinahe eine Stunde kein Land sahen.

Sehr vorsichtig schlängelten wir uns die letzte Strecke durch Sandbänke hindurch und führten, nachdem wir mehrmals festgefahren und wieder flott geworden w ren, glücklich die Landung an einem uns passend scheinenden Punkte aus.

---

[1]) Im Jahre 1872 in der Hofbuchhandlung von M. Mälzer in Breslau erschienen.

In einer nahe liegenden Gaucho-Hütte erhielten wir bald Pferde und erreichten nach mehrstündigem Ritt querfeldein Abends die Estancia. Sie umfasst ungefähr drei preussische Quadratmeilen, auf denen 40,000 Schafe, 5000 Rinder und 1200 Pferde in viele Heerden geschieden weiden.

Die Bewirthschaftung war wie fast überall in den La Plata-Ländern eine ziemlich einfache. Der Ackerbau beschränkte sich auf den Garten und ein kleines Feld in der Nähe der Estancia zum Unterhalt der Bewohner. Die Heerden, welche, sämmtlich ohne Ställe, ihr Futter Winter und Sommer auf der Weide suchen, wurden von wenigen Gauchos überwacht. Die Begrenzung erleichtert dies, da das Meer auf einer Seite und daran anschliessend der Juan-Fluss die Grenze bildet, so dass nur zwei Seiten offen bleiben. Ausser den Schafheerden, die sich namentlich bei Wind gern verlaufen, halten die Heerden ihre regelmässigen Standquartiere und gewisse Wechsel nach dem Wasser zu mit demselben Instincte inne, wie das Wild.

Die Pferde besitzen mit ihrem guten kurzen Rücken, langer Croupe, proportionirtem Piedestal, leichtem Hals und Kopf viel Aehnlichkeit mit dem in Ostpreussen für unsere Cavallerie gezüchteten leichten Schlage. In Amerika soll nur der Esel einheimisch gewesen sein; erst die Spanier brachten die ersten Pferde mit, die wahrscheinlich von gutem andalusischen Blute herstammten, denn schlechtes Material würde man wohl nicht so weit transportirt haben.

Die jetzige Zucht ist ziemlich wild, aber die Pferde vererben bei der stets ungehinderten freien Bewegung auf den weiten Ebenen regelmässige Gänge und wenig Fehler. Selbst beim Rindvieh hat sich auf diesen Ebenen solch Ebenmaass herausgebildet, dass die allerdings klein gewordene Race einen auf geräumige und schnelle Bewegungen gerichteten Bau erlangt hat. Ich machte die Erfahrung, dass die Pferde, welche neben der gewöhnlichen Weide etwas Mais erhielten, der hier den Hafer ersetzt, ungemein ausdauernd waren. Sie sind so billig, dass man bei grösseren Lieferungen das Pferd gewiss mit 15 Thalern ersteht. Ob die Einfuhr

nach Europa ihre Rechnung fände, ist Sache einer Calculation, bei welcher das Volumen des für eine Dampfschiffahrt von 30 Tagen mitzuführenden comprimirten Futters in Anschlag zu bringen wäre.

Interessant war mir zu hören, dass hier der mir zugethane Oberst Laguna, den Lopez in Paraguay foltern und erschiessen liess, Bezirks-Chef gewesen war. Nach mehrtägigem Aufenthalt in der ganz comfortabel eingerichteten Estancia, von der aus wir weitere Ritte in die Umgegend ausführten und ganz malerische Punkte entdeckten, nahmen wir den Rückweg über den Hafen Colonia. Ein Ritt von sechs Meilen brachte uns nach dieser kleinen aufblühenden Stadt, die in Dampfschiffverbindung mit Buenos Ayres steht.

Einen andern Besuch stattete ich dem nahe gelegenen Orte Barranca, einem Saladero, ab, in welchem an einem Tage 500 Stück Rindvieh geschlachtet werden. Diese Saladeros kann man Schlachtfabriken nennen.

Die halbwilde Heerde wird in einen eingezäunten Weg getrieben, der sich allmählich so verengt, dass an der Mündung nur ein Thier Platz findet. Hier öffnet sich ein Thor, das hineingedrängte Têtenthier erhält einen Lasso um die Hörner und wird sodann von zwei Pferden mit dem Lasso in eine Bucht gezogen, wo es fest eingepfercht steht. Durch einen Stich ins Genick verendet es sofort und wird von den Pferden an einen andern Platz geschleift. Das getödtete Thier wird sofort zerlegt, und die einzelnen Theile finden sodann ihre Verwerthung. Häute und Fleisch werden an der heissen Sonne getrocknet, das getrocknete Fleisch, Charke, essen die Neger in Brasilien und Westindien. Nach dem Kochen klein geschnitten und sodann nochmals gekocht, fand es oft während der Reise meinen Beifall. Auch Fleisch-Extract sah ich hier aus Fleischmassen in grossen Kesseln kochen, eine sehr reinliche Manipulation, bei welcher alle unsaubern Bestandtheile entweder oben schwimmen und abgeschöpft werden, oder sich auf dem Boden ablagern, so dass ein ganz reiner Extract gewonnen wird.

Auch Schafe sah ich hier fabrikmässig zusammen-

schmelzen, um Talg aus ihnen zu gewinnen. Die Wolle war natürlich abgenommen, die Arbeit des Fellabziehens ist aber zu theuer. Die unglücklichen Thiere wurden mit den Hälsen an spitze Haken gehängt, die reihenweise an wagerechten Latten befestigt sind. Hinter den Leuten, welche die Thiere aufhaken, geht ein Mann mit scharfem Messer und schneidet allen Schafen die Hälse ab. 60 Schafe und Schafsköpfe wandern alsbald in einen grossen Kessel und liefern nach dem Schmelzen das Talg, das auf die europäischen Märkte kommt.

Den Professor Herrn Dr. Burmeister suchte ich in seinem Museum auf, um seine Prachtexemplare von urweltlichen Skeletten anzustaunen und über die einzuschlagende Reiseroute Rücksprache zu nehmen. Ich fand ihn, unterstützt von mehreren Arbeitern, mit seinen fossilen Knochen beschäftigt und von derselben Geistesfrische, wie unsere Professoren sie gewöhnlich zu conserviren pflegen.

Bis Fastnacht dehnte ich meinen Aufenthalt in der Virgen de la Plata oder Jungfrau des Silberstromes, wie die Argentiner Buenos Ayres nennen, aus. Die drei dieser vorhergehenden Tage werden hier als Carnevaltage besonders gefeiert. Die Hauptstrassen waren mit Triumphbogen, Guirlanden und Fahnen geschmückt, Abends illuminirt und von allen Schichten der Bevölkerung durchzogen; Blumen und Konfekt wurden geworfen, auch aus kleinen Bläschen Parfums gespritzt, ohne dass Misshelligkeiten oder gar Rohheiten vorfielen. Maskenzüge mit Musik in verschiedenen Trachten, die betreffende Idee gelungen durchgeführt, zogen herum und führten in den Häusern, wo die Salons geöffnet waren, verschiedene Quadrillen auf oder stellten humoristische Scenen dar. Das Betragen der Portennos, wie sich die Bewohner von Buenos Ayres nennen, war überall ein durchaus anständiges.

Trotzdem ich mich in keiner Carnevalsstimmung befand, brachte ich in einem solchen Hause den letzten Abend zu, da ich daselbst von Herrn G. Empfehlungsbriefe nach Tucuman, dem vorläufigen Ziel meiner Reise, entgegennehmen

sollte; dort wollte ich mich dann über den weiteren Weg nach der Westküste entscheiden. Erst spät kam ich nach Hause, denn das Wohl unseres Königs und aller durch den Feldzug von 1866 bekannt gewordenen preussischen Führer wurde mit vaterländischem Rheinwein besiegelt, während die Frau vom Hause, eine geborene Argentinerin, verschiedene, seit lange nicht gehörte vaterländische Weisen theils mit Begleitung sang, theils spielte.

Noch ganz schlaftrunken weckte mich am 9. Februar früh Morgens Herr Nordenholz, um mich eiligst zur Bahn zu begleiten, wenn ich nicht eine Woche Zeit bis zum Abgang des nächsten Dampfboots verlieren wollte.

Seit lange nicht gewöhnt, überhaupt Gepäck zu besitzen und mit mir zu führen, war noch Nichts gepackt; die schönen neuen Sachen und frisch geplätteten Hemden wurden schnell in ein Paar Maulthiertaschen gesteckt und der verursachte Zeitverlust bei dem Mangel an Droschken, durch einen Laufschritt ausgeglichen, der mich den letzten Wagen noch erreichen liess, als sich der Zug gerade in Bewegung setzte.

So schied ich von Buenos Ayres auf derselben Eisenbahn nach dem Flüsschen Tigre wie zwei Jahre zuvor, aber mit grösserer Kenntniss von Land und Leuten und befriedigteren Empfindungen denn damals.

Zum dritten Male legte ich die Strecke auf dem Parana zwischen Buenos Ayres und Rosario zurück; die einförmigen flachen Ufer sollte ich diesmal besonders lange geniessen, denn der Capitain des Lujan schien sehr interessirt für eine mitreisende junge Dame und liess deshalb zum Verdruss der Passagiere recht langsam fahren.

In Rosario war ich nun zum vierten Male und benutzte den dreitägigen Aufenthalt, um mich für die Tour durch die Pampas besser auszurüsten als für die frühere Reise nach Mendoza. Die Eisenbahn war inzwischen bis Villa nueva beendet. (Siehe die Uebersichtskarte in meinem oben angeführten Buche, wo meine Reiseroute punktirt ist.)

Nachdem ich Conserven und Getränke angeschafft und nähere Erkundigungen über die Inlands-Verbindungen ein-

gezogen hatte, verliess ich am Morgen des 13. Februar Rosario mit der Absicht, mich von Cordova über Tucuman, Salta und durch die Wüste Atacama nach dem Hafen von Cobija an der bolivianischen Küste zu begeben. Vom Consul Herrn Tietjen und anderen Deutschen, die mich gern in die Heimath begleitet hätten — aber allerdings lieber auf dem directen Wasserwege — verabschiedete ich mich auf der Bahn und erreichte, ohne irgend welche Veränderungen wahrzunehmen, auf Mittag Fraile muerto, wo ich zwei Jahre zuvor der Cholera wegen eine mehrtägige Quarantaine mit unangenehmer Gesellschaft in einer höchst unsauberen Hütte hatte halten müssen.

Hier stieg der Gouverneur der Provinz Cordova mit seinen Adjutanten und einer Escorte in unsern Zug, der am späten Nachmittag Villa nueva erreichte.

Da die Diligence erst am andern Morgen abging, so besuchte ich nochmals den unweit des Bahnhofes gelegenen kleinen Ort und fand in einer Bretterbude Unterkommen. Der strömende Regen drang bald durch die Ritzen und durchnässte mein Bett; immerhin war ich glücklich, nicht am Cepo zu liegen und am Morgen statt kalten Rindfleisches heissen Mate einnehmen zu können.

Zur Weiterreise benutzte ich den Correo oder die Diligence, welche die meiste Sicherheit bei etwaigen Einfällen der südlichen Indianer bot. Die Truppen waren fast sämmtlich von der Indianergrenze zurückgezogen, um zur Unterdrückung eines Aufstandes im Norden der Republik verwandt zu werden, der unter Leitung eines bekannten Revolutionärs, Varela, ausgebrochen war. Die Furcht vor Indianern war demzufolge wieder sehr gross, da dieselben häufig die vor uns liegende Strasse gekreuzt hatten, um weithin ins Land die Ansiedelungen niederzubrennen, zu morden und alles Vieh mitzunehmen. Mit vier Männern, zwei Frauen, zwei jungen Mädchen und drei Kindern unternahm ich die Fahrt und hatte das Glück, mit dem Conducteur das Kabriolet zu theilen. Alle Passagiere führten wieder ihre Betten mit, die in dem kleinen unreinlichen Stübchen oder mehr Stall der sogenannten Post-

stationen Nachts ausgebreitet wurden. Bei dem aufgeweichten Boden und den angeschwollenen Bächen erreichten wir Cordova erst nach drei Tagen, statt nach einem.

Die mir zwei Jahre zuvor bekannt gewordenen Deutschen waren fast sämmtlich an der hier inzwischen sehr stark aufgetretenen Cholera gestorben.

In dem neu entstandenen Hotel de la Paz fand ich eine leidliche Aufnahme, hielt mich aber in dieser mir schon bekannten und früher beschriebenen Stadt nicht weiter auf, sondern setzte am folgenden Tage die Reise nach Tucuman über Santiago del Estero fort. Da mir von Tucuman noch eine weite Tour zu Pferde bevorstand, so beschloss ich, bis dahin den Correo weiter zu benutzen, mit welchem man stets eine Reisebegleitung, wenn auch nicht immer eine angenehme findet. Ich hatte das Glück, mit einem anständigen Senator von Tucuman und dessen Tochter, sowie einem jungen deutschen Kaufmann, Herrn K., zusammen zu treffen, welcher letztere für Pforzheimer Goldwaaren ständige Abnehmer in den Hauptstädten des Landes suchte.

Die Reise bis Santiago bot wenig Abwechselung. Vom Kabriolet aus waren die acht Gauchos meine Hauptunterhaltung, welche in ihrem phantastischen Kostüm unsere Postkutsche sehr geschickt am Lasso fuhren; war der Weg gut in langem Galopp, war er schlecht im Schritt.

Die Leute ritten, ohne dass einer während der ganzen Reise ausspannte, zum Theil ohne Bügel, zum Theil mit einem Bügel, theils barfuss, theils mit selbst gefertigten Stiefeln ohne Spitze bekleidet, die sie aus der abgezogenen Pferdehaut des Unterschenkels nebst Fessel eines Pferdebeins fabriciren. Behende fingen sie auf jeder Station in der Koppel das neue Pferd mit dem Lasso ein, sattelten es schnell, und weiter ging die Post.

Ausser den Löchern der kaninchenartigen Vizcachas, die gerade neben den Wegen ihre Höhlen graben und häufig davor sassen, hatte der Regen Löcher ausgespült, die ein Umwerfen unvermeidlich machten, wenn ihnen nicht gewandt ausgebogen wurde. Sobald es dämmerte, wurde daher in den elenden Gaucho-Hütten, wo man Nichts wie Rindfleisch vor-

fand, Nachtquartier aufgeschlagen und die mitgeführten Vorräthe genossen.

Am 18. Februar legten wir 17 Leguas oder 13 bis 14 Meilen durch eine für die Pampas ziemlich hüglige Gegend zurück mit der Sierra von Cordova zur Linken, welche sich von uns immermehr entfernte. Gegen Abend erreichten wir kurz vor unserer Posthalterei Yatiguos (siehe Uebersichtskarte) das ehemalige Jesuiten-Collegium Jesus Maria, ein ansehnliches Bauwerk mit hohem Kirchthurm, welches nach Vertreibung der seitdem bereits wiedergekehrten Jesuiten in die Hände eines früheren Paraguays übergegangen ist. Der Besitzer fand sich zu unserm Abendessen ein und erkundigte sich bei mir nach Manchen seiner Verwandten, die ich gekannt hatte und todt wusste.

Am 19. machten wir 21 Leguas bis Pozo del Tigre, d. h. Brunnen des Tigers. Die ganze Gegend schien nicht viel bewohnter als die zwischen Cordova und Mendoza. Ausser den Karavanen von beladenen Mauleseln oder knarrenden Ochsenkarreten begegnete man Niemand als hin und wieder einigen Gauchos zu Pferde.

Eine Truppe bolivianischer Indianer trafen wir heute an einer Posthalterei; sie sind die Zigeuner Süd-Amerikas und ziehen in allen kultivirten Theilen dieses Continents umher, Kokablätter, Ringe von Cocusnuss und dergleichen feilbietend. Sie sind durch ihre Genügsamkeit und enormen Marschleistungen zu Fuss berühmt.

Am 20. legten wir wieder einige 20 Leguas zurück. Zu unserer Linken endigte hier auf einige Entfernung von der Strasse eine sich auf ungefähr 40 deutsche Meilen nach Westen erstreckende Salzsteppe, der Boden eines ausgetrockneten Meerbeckens. Ohne jegliche Vegetation sieht sie in Folge des glänzenden heraus krystallisirten Salzes ganz weiss aus, ähnlich den Kalifeldern, die ich später an der Pacific-Bahn in Nevada bemerkte. Wir übernachteten in Posta del Monte. Hier überschritten wir die Grenze von Cordova und traten in die Provinz Santiago, die unfruchtbarste dieser Republik.

Bis dahin hatte die flache Gegend mit dem meist wild wachsenden üppigen Grase, häufig mit Salbei und anderen Kräutern gemischt oder von unabsehbaren Distelfeldern unterbrochen, einen ziemlich fruchtbaren Eindruck gemacht. Auch Waldungen hatten wir häufiger passirt als auf meiner früheren Tour nach Mendoza, doch waren die meisten Bäume von keinem schönen Wuchs. Eine Ausnahme machten einige Palmen-Gruppen und später weiter nördlich der hochstämmige Quebrachobaum mit seiner ansehnlichen Blätterkrone. Auch die verschiedenen Cactus-Arten kommen hier wie in Paraguay als Bäume vor, ohne jedoch bei ihrer steifen Form Anspruch auf Schönheit machen zu können. Kies- und Sandboden mit dornigen Sträuchern traten in dieser Provinz Santiago an die Stelle der Grasflächen, unterbrochen von Algarrobenbäumen, deren süssliche Hülsenfrucht hier die Hauptnahrung der Menschen und Thiere bildet. Die Bevölkerung ist demzufolge sehr spärlich und so ärmlich, wie ich es noch nirgends in der Welt wahrgenommen habe. Sie gehört ziemlich unvermischt einer zahmen Indianer-Race an, die das bolivianische Quichui spricht. Eigenthümlich, dass diese häufig mit Nahrungssorgen kämpfenden Menschen nicht nach fruchtbareren Theilen der Pampas auswandern, wo sich doch wenigstens Fleisch vorfindet.

Am 21. passirten wir auf einer Fähre den Rio dulce, während unsere Gauchos mit grossem Geschrei auf ihren Pferden durchschwammen. Die Strasse führte von nun ab bis Tucuman diesen Fluss, den wir noch drei Mal passiren mussten, bald auf nähere, bald auf weitere Entfernung entlang.

Auf ungefähr 7 Meilen zu unserer Rechten trennte uns der Rio Salado vom wilden Gran Chaco, den ich das Jahr zuvor in seinem östlichen Theile bei meiner unfreiwilligen Fussreise kennen gelernt.

Die Flusspassage hatte soviel Zeit gekostet, dass diesen Tag wir nur 11 Leguas zurücklegten und in dem kleinen Flecken Loreto das Nachtquartier nahmen. Bald ertönten die unmelodischen Töne der Stadtmusik, bestehend aus einer

Violine, einer Flöte und einer Pauke auf der Plaza vor unserem Hause. Die augenscheinlich eben reingewaschene Damenwelt schien zum Tanze einzuladen, fand uns aber nicht dazu aufgelegt.

Am 22. mussten wir wieder über den Rio dulce setzen und konnten deshalb nur 12 Leguas bis zur Posthalterei Manegasta machen, so dass uns am 23. 8 Leguas bis Santiago übrig blieben, das wir am Mittag erreichten. Die Stadt zählt kaum 6000 Einwohner und macht für eine Provinzialhauptstadt einen kläglichen Eindruck. Ausser dem stattlichen Regierungsgebäude an der Plaza und den Wohnungen der Familie Taboada waren nur wenige leidliche Häuser zu entdecken. Die Familie Taboada herrscht in dieser Provinz wie der inzwischen von seinem Schwiegersohn ermordete General Urquiza dies in Estre Rios that. Von den drei Brüdern Taboada ist einer General, einer Kaufmann und einer Doctor der Rechte. Einer der Brüder regiert das Land, der andere kommandirt die gegen die Indianer des Gran Chaco von der argentinischen Republik unterhaltenen Truppen, deren Organisation ihm auch obliegt, und der dritte hat den Engroshandel der Provinz in seinen Händen, d. h. er duldet keinen anderen Kaufmann neben sich. Mitunter muss ein Wechsel der Regierung nach der ganz republikanischen Constitution eintreten, natürlich bleibt derselbe innerhalb der Familie, und das ganze Land bleibt mit der republikanischen Verfassung Domaine derselben.

Der einzige Deutsche hierselbst war auch der einzige Apotheker. Sohn deutscher Eltern wusste er nicht einmal, aus welchem Lande dieselben ausgewandert waren. Trotz der öden Umgegend fanden wir in dieser Stadt Weintrauben, Feigen, Granaten, Pfirsiche und andere schöne Früchte vor, deren Bäume in den Gärten der Stadt gezogen werden.

Am folgenden Vormittag wurde die Reise fortgesetzt, diesmal mit einer Beichaise, deren Insassen mir unbekannt blieben. In unserem Wagen nahmen noch Don Amanzio Gonzales und seine Schwester Donna Pepita Platz. Don Amanzio that sich mit seinem Mandat als Deputirter zur Kammer in Buenos Ayres ziemlich wichtig und langweilte uns

mit der Verherrlichung der Taboadas Mit seiner jungen Schwester reiste er nach Tucuman, um sich dort, wie er zu verstehen gab, nach einer Lebensgefährtin umzusehen und seine Schwester in die dortige Gesellschaft einzuführen. Auf Hunderte von Meilen übt Tucuman in diesem Theil Süd-Amerikas seine Anziehungskraft aus; ich war gespannt, es kennen zu lernen.

Wir gelangten im strömenden Regen am 24. auf dem rechten Ufer des Rio dulce nach Chauchillos. Während wir diesen Tag wegen der späten Abfahrt nur $13^1/_2$ Leguas zurückgelegt, machten wir am folgenden Tage auch nur 4 Leguas bis Sotilillo, wo wir auf das linke Ufer des Rio dulce zurück mussten, da diesem Flusse von hier bis Tucuman viele unpassirbare Nebenflüsse zufliessen. Der Fluss war in Folge des Regens so angeschwollen und reissend, dass die Fährleute uns nicht überzusetzen wagten. Ein schöner Urwald lag hier zu beiden Seiten des Flusses, in welchem die Quebrachobäume und dieselben baumartigen Cactusarten hervorstachen, die mir schon früher aufgefallen waren. Auch am 25. hätten wir bei der Besorgniss unsers Conducteurs um seine Post an diesem einsamen Punkte aushalten müssen, wenn ich nicht mit einem Peon den Fluss auf einem Kahn hin und her durchkreuzt hätte, um seine Passirbarkeit zu zeigen. Wenn uns auch die starke Strömung einige hundert Schritt mitriss, so liess er sich doch ganz gut kreuzen.

Die Fähre wurde nun auf das Zureden aller Passagiere mit dem Postwagen beladen, darauf aber mit ganz anderer Macht vom Wasser fortgerissen, wie der kleine Kahn, da zum Kreuzen des Wassers die Kräfte der Schiffer ziemlich schwach bemessen waren und die Passagiere wegen Mangel an Rudern nicht helfen konnten. Beim Anstoss an einen vom Wasser mitgeführten Baumstamm kam sie so ins Schwanken, dass sie mit dem starken Obergewicht des Postwagens beinahe umgeschlagen wäre.

Das Landen hatte gleiche Schwierigkeiten, da wir vom Flusse schliesslich soweit mitgeführt waren, dass wir an einer ungangbaren Stelle anlegen mussten, die wir erst mit Spaten

abzustechen hatten. Zum Glück war auf diesem Ufer die Posthalterei, deren viele Pferde die Kutsche das steile Ufer heraufzogen.

Nach einer Fahrt von noch 10 Leguas erreichten wir Bargual, welches bereits in der Provinz Tucuman liegt. Alsbald trat ein schwarzer Humusboden mit üppigem Grase an Stelle des bisher meist sterilen. Die Estancias mehrten sich, und ihr Aussehen wurde ansehnlicher, je mehr wir uns Tucuman näherten. Bis dahin hatte ich nur zeitweise den bequemen Sitz im Postwagen mit dem auf einem Reitpferde vertauscht, das ich mir auf manchen Stationen miethete. Von nun an lohnte es sich, durch diese von der Natur gesegneten Fluren nur zu reiten. Indem ich mit einem Peon der Post vorauseilte und zur Seite der Poststrasse weitere Umwege unternahm, hofte ich auf irgend welches Wild oder wilde Thiere zu stossen, denn seit Cordova hatten wir ausser Papageien und andern bunten Vögeln nichts weiter gesehen als einige Strausse.

In mehreren Nachtquartieren war uns über die Zudringlichkeit des hier häufigen Cuguars oder Puma geklagt worden, der in Amerika Löwe genannt wird und seinen Appetit gern in Schafen, Kälbern und Füllen befriedigt, doch ist er fast ebenso menschenscheu wie der Jaguar, welcher sich von der Karawanenstrasse in die wilden Dickichte der abseits gelegenen Wälder zurückgezogen hat, und den ich später noch in seinen Verstecken aufzusuchen beabsichtigte. Meine Umwege waren ohne Erfolg; nur die Anwesenheit des kleinen schwarzbraunen Chincha oder Stinkthiers wurde häufig sehr bemerkbar, an das sich wegen des übeln Geruchs kein Hund wagen soll. Es versteckt sich wie die Ratten in Löchern, Schutt u. dgl.; bei Nacht stellt es dem Geflügel nach.

Von Bargual hatten wir am 27. nur noch c. $8^1/_2$ Leguas bis Tucuman, die Gegend blieb flach, aber am Horizonte erhob sich im Nordwesten die bewaldete dunkle Sierra Aconquija, aus welcher die schneebedeckten Gipfel scheinbar unweit hinter der Stadt emporstiegen.

Die Ansiedelungen nahmen auf dem schwarzen Boden

zu, der mich an unsern sächsischen Rübenboden erinnerte; auch kleinere Zucker- und Tabaksplantagen traten häufig auf, und schliesslich legte kurz vor Tucuman sogar eine Zuckersiederei Zeugniss davon ab, dass die Bevölkerung hier tief im Innern des Continents bedacht ist, die Schätze der Natur mit Hülfe der Wissenschaft zu verwerthen. Es lässt sich nicht leugnen, dass nach den Hafenstädten Buenos Ayres und Rosario in Tucuman die meiste geistige Regsamkeit herrscht, trotzdem es vom Weltverkehr entrückter liegt als die anderen Städte der Republik. Wie Künste und Wissenschaften nur dort gedeihen, wo die Bevölkerung wohlhabend ist und nicht mit Nahrungssorgen kämpft, so werden hier auf Schule und Bildung bereits grössere Opfer verwandt, weil der fruchtbare Boden die Bevölkerung wohlhabend gemacht hat. Auch Kunstsinn tritt schon zu Tage, wenn man die Bauwerke des Cabildo oder Capitols und der Kirchen betrachtet, obschon aus dem Konglomerat von Styfen und der Disharmonie in den Dimensionen hervorgeht, dass er sich noch in der Kindheit befindet. Doch ich muss erst Tucuman erreichen, bevor ich von ihm weiter erzähle.

Wir hatten ungefähr $^1/_2$ Legua von der Stadt noch einmal den Rio dulce zu passiren, fuhren dann durch ein von tiefen Wassergräben durchschnittenes meist kultivirtes Gelände und waren darnach in der von vielen Orangebäumen schattig eingefassten Vorstadt. Da die Stadt nur 11000 Einwohner zählt, so befanden wir uns bald in der Hauptstrasse und hielten vor dem ersten Hotel, einem einstöckigen, einfachen Hause in spanischer Manier, aber wie alle Gasthäuser in diesem Lande mit einem Franzosen als Wirth. Ich blieb hier acht Tage, um meine Weiterreise zu ordnen und meine in Buenos Ayres begonnenen Aufzeichnungen über den in Paraguay verlebten Zeitabschnitt zu beenden.

Das Aeussere der Stadt und die nächste Umgegend bot wie fast alle diese spanisch-amerikanischen Städte wenig Abwechselung; das ganze Leben im Freien dreht sich um die Plaza. Kein Park, keine andere Promenade ausserhalb der Stadt ist vorhanden, obgleich sich hier die herrlichsten An-

lagen sehr leicht herstellen liessen. Für gut gehaltene Gärten haben die Eingebornen keinen Sinn, nicht einmal ihre Quintas oder Sommerwohnungen weisen die einfachsten Anlagen auf. Der Reichthum der Vegetation ersetzt hier freilich die Kunst. Tucuman hat den besondern Ruf, einmal wegen der schönen Waldungen und Vegetation der Garten der argentinischen Republik zu sein und zweitens die Schönsten des schönen Geschlechts in seinen Mauern zu zählen.

Ersteres fand ich bestätigt, letzteres nicht mehr und auch nicht weniger als in den andern spanisch-amerikanischen Orten. Der Ruf der Schönheit scheint aber auf die jungen Schönen einen unheilvollen Einfluss zu üben, denn sie sind ganz den Aeusserlichkeiten verfallen, und da sie sich meist wenig oder gar nicht fortbilden, so nimmt es nicht Wunder, dass sie sich bei der isolirten Lage dieser Oase auf einer ziemlich niedrigen Bildungsstufe befinden. Bei meinem ersten Spaziergange durch die Strassen der Stadt, in welchen ein leidliches Trottoir und besser gehaltene Häuser auf einen grössern Aufwand schliessen liessen, wurde ich von den Tönen einer Capelle angezogen, welche von der Plaza in der Mitte der Stadt her erschallten Es war gerade Promenadenzeit und die junge Welt zahlreich vertreten. In der um den Platz herum führenden Allee von Orangenbäumen lustwandelten die jungen Sennoritas, durch die nachfolgenden Mütter von Weitem beobachtet. Kaum konnte ich das Lachen beim Anblick der gewiss ganz hübschen Gesichter unterdrücken, die durch überaus ungeschicktes Schminken gleichsam in Larven verwandelt waren; dabei eine Musik, die mich nach zweimaliger Ronde von der im Uebrigen sich durch stattliche Häuser auszeichnenden Plaza verjagte. Von den wenigen Deutschen sollte der angesehenste ein Herr Beaufrère aus Frankfurt a. M. sein, der von meiner Ankunft benachrichtigt war. Da er sich aber bei der ersten Begegnung sehr ungehalten über die Preussen äusserte und meinte, er wäre lieber Franzose wie Preusse, so nahm ich keine weitere Notiz von ihm. Die übrigen Deutschen waren meist kleine Krämer,

welche mir übrigens als ihrem Landsmanne ein anständiges Begräbniss zudachten, als ich kurz vor meiner Abreise an dem hier grassirenden Fieber plötzlich erkrankte.

Es ist dasselbe Fieber, das mich in den Sümpfen bei Humaita in Paraguay verfolgte, und in den Provinzen Tucuman sowie Salta der argentinischen Republik ebenso einheimisch ist, wie das gelbe Fieber an der Küste Peru's. Das beste Präservativ ist, sich die Füsse täglich mit dem dortigen Canna-Branntwein zu waschen.

Die Ausländer haben in Tucuman verschiedene Zweige der Industrie eingeführt. Der einheimische Gewerbfleiss zeichnet sich durch die Anfertigung und Verarbeitung des Leders aus, welche sich namentlich in dem Sattelzeug mit gepresstem und geflochtenem Leder bemerkbar macht. Die Frauen sind sehr geschickt in der Anfertigung von Spitzen, die sie nicht klöppeln, vielmehr das Muster auf einem Rahmen mit der Nadel entwerfen und demnächst mühsam ausfüllen. Diese höchst künstlichen „Randas" werden sehr theuer bezahlt und bilden den Hauptluxus in den „buenos familias" oder guten Familien, wie sich diese Republikaner ausdrücken, bei denen doch alle Familien gleich gut sein sollten. In einer solchen Familie des Don Vincente Gallo verlebte ich sehr angenehme Abende; sie war ebenso liebenswürdig wie gebildet und durch ihre ausgedehnten Beziehungen über die benachbarten Länder am besten orientirt. In diesem Hause wurde sehr viel und recht gut musicirt, worin namentlich die beiden Töchter excellirten.

Wie in Nord-Amerika die Deutschen, so sind hier die Italiener die Lehrer und Pfleger der Musik; es ist auch ganz natürlich, dass in den verwandten Stämmen derselben Race derselbe Geschmack Platz greift. Als ich mich am letzten Abend von Don Vincente empfahl und auf dem Wege zum Hotel durch ein hell erleuchtetes Fenster einen Blick von Ferne in einen hell erleuchteten Salon warf, wo eine sogenannte Tertulia oder Abendgesellschaft mit Tanz statt hatte, wurde ich von Donna Pepita erkannt und sofort in das Haus hinein genöthigt. Wohl 20 bis 30 junge Damen und 5 Herren

fand ich vor, die nach einem verstimmten Klavier tanzten. Meine Unbekanntschaft mit spanischen Tänzen schützte mich, dass ich die Nacht nicht zu opfern brauchte, denn an meinem Reisecostüm nahm Niemand Anstoss. Dieser Besuch war nicht unbemerkt geblieben, denn als ich am folgenden Morgen, statt die Reise fortzusetzen, von solchem Fieber befallen wurde, dass ich nicht aufstehen konnte, war in der Stadt verbreitet, dass ich einen Liebestrank erhalten hätte. Da derselbe mitunter gefährliche Folgen haben soll, so nahmen die mir bekannt gewordenen Familien in höflichster Weise Antheil und sandten mir alle möglichen Süssigkeiten zur Erfrischung. Gleichzeitig erfuhr ich, dass man mich für einen geheimen Abgesandten hielt, der mit der Föderalistenpartei in Tucuman Verbindung angeknüpft hätte, um mit Lopez in Paraguay und mit Chile ein Bündniss zu verabreden.

Meinen Reiseplan hatte ich hier verändert, nachdem ich gehört, dass der Weg über Salta nach dem bolivianischen Hafen Cobija wohl sicherer sei, aber wenig Abwechselung biete, namentlich auf der langweiligen Strecke durch die dann unvermeidliche Sandwüste Atacama.

Ich hatte mich daher entschlossen, quer durch das Land über die Sierra von Tucuman nach Tinogasta am Ostabhange der Cordilleren zu gehen und von dort über das Gebirge den Hafen von Copiapo im nördlichen Chile zu erreichen.

Mit der Absicht mich nicht unnütz aufzuhalten, hoffte ich die fünf Längengrade in Anbetracht der zu überschreitenden Sierra Aconquija sowie der Cordilleren in höchstens 14 Tagen zurückzulegen und sah mich dazu nach guten Maulthieren um. Ich vereinbarte mit einem sogenannten Arriero, der die Maulthiere und die Bedienung stellte, vorläufig die Reise bis Belen, erstand mir aber aus Vorsicht selbst ein gutes eignes Maulthier, um jeder Zeit in den wilden Gegenden unabhängig zu bleiben.

Von Belen aus sollte ich den in der Nähe wohnenden General Navarro aufsuchen, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte, um durch ihn meine Expedition über die Cordilleren vorbereiten zu lassen.

Bei Tagesanbruch am 9. März verliessen wir Tucuman. Mein Führer Don Antonio und sein Peon mit den Packmulas voran, ich mit ausgespanntem Regenschirm zum Schutz gegen die glühend heissen Sonnenstrahlen auf einem beständig zackelnden Maulthier hinterher.

Mit dieser zackelnden Gangart legt man dort alle weiten Touren zurück und empfindet auf dem bockartigen Recadosattel Anfangs eine höchst unbequeme Bewegung, an die man sich aber gewöhnen muss, da der ganze Tag ohne längere Rast zum Reiten benutzt wird. Don Antonio hatte noch einige Packmulas mit Werthgegenständen für die von deutschen Ingenieuren geleiteten Kupferminen bei Fuerte mit. Es war dies ein unangenehmer Ballast, da das Herumrutschen der Packsättel häufig einen Aufenthalt verursachte. Ausserhalb der Stadt passirten wir das Schlachtfeld von Tucuman, wo der republikanische General Belgrano am 24. September 1812 das spanische Truppencorps schlug, welches ungefähr 5000 Mann stark von Bolivien zur Unterdrückung des Aufstandes in den abgefallenen La Plata-Ländern bis hierher gelangt war.

Wir schlugen vorläufig die Hauptverkehrsstrasse nach Catamarca ein, im Westen von der Sierra Aconquija begleitet, die wir nach zwei Tagen zu überschreiten gedachten. Nach einigen Leguas in südwestlicher Richtung erreichten wir Lueles, einen Ort von ca. 6000 Einwohnern, welcher vielen Tucumanern als Sommeraufenthalt dient. Nicht Sommerwohnungen im Villenstyl wie in Europa und Nord-Amerika, sondern einfache Quintas aus unbehauenem Holze und Stroh gefertigt, mit Schilf gedeckt, genügen hier den Ansprüchen. Einige Betten und Hängematten, wenige Möbel und Geräth bilden die innere Einrichtung, aber der das Haus oder die Hütte verandaartig umgebende breite Corridor, die umstehenden Orangen- und Feigenbäume in Verbindung mit den lebendigen Hecken und der reichen wilden Vegetation geben dem Aeusseren doch einen ansprechenden Schmuck. Die Hitze war gegen Mittag so gross, dass Don Antonio seinen Maulthieren am Ufer des Rio Lueles die Freiheit schenkte, während

wir als Gegenmittel gegen die Hitze im Schatten einer verfallenen alten Jesuitenkirche den heissesten Mate zu uns nahmen.

An Unterhaltung fehlte es vorläufig nicht, da die Strasse von Tropas und reisenden Eingeborenen ziemlich besucht war, auch das Land häufig Culturen von Tabak, Mais, Zuckerrohr und anderen Früchten aufwies. Wir gelangten an diesem Tage bis zum kleinen Flecken Fronterita. Gasthäuser sind hier zu Lande ausserhalb der Hauptstädte sehr selten und nie zu empfehlen, da sie unsauber und sehr unsicher sind. Bis zur Pacific-Küste bin ich in keinem Gasthause eingekehrt. Uebrigens nahmen die Wirthe der Privathäuser auch ganz gern Bezahlung an.

Bei einer der angesehenen Familien des Ortes blieben wir die Nacht. Der Mann war auf seine in Tucuman erlangte Bildung sehr stolz, trotzdem sie wenig über die der gewöhnlichen Gauchos hinausreichte. Sehr eifersüchtig schien er auf seine junge, hübsche Frau zu sein, die uns in dem anstossenden Rancho, d. h. einer Hütte aus Holzpfählen und darüber gedeckten Kuhhäuten nach Landessitte in den üblichen dreifüssigen Kochtöpfen das Essen kochte.

Das Essen, trotzdem es stets sehr einfach war, schmeckte auf dieser Reise meist vortrefflich. Wenn auch nicht immer ganz reinlich, so belebte doch der blosse Gedanke an die Verpflegung in Paraguay den etwa scheu gewordenen Appetit. Nebenbei führte ich Canna und Wein mit, so dass ich mir bei den Rückerinnerungen an das Leben des vorhergehenden Quartals in Ueppigkeit schwelgend vorkam. Mein Krimm-Feldbett, das mir schon bei der Postreise von grossem Nutzen gewesen, leistete auch auf dieser stets gute Dienste, da Jedermann, der Anspruch auf ein Bett macht, stets solches mit sich führen muss. Gewöhnlich schläft man hier im luftigen Corredor ausserhalb des Hauses, da die Häuser viel Ungeziefer beherbergen, namentlich auch die sogenannten Vichucas oder geflügelte Wanzen, ein grosses Insect, welches vampyrartig dem Menschen bei Nacht das Blut aussaugt. Eine Anzahl Vichucas können einen sehr ermüdeten Schläfer in einer Nacht ziemlich blutleer saugen.

Am 10. März brachen wir mit der Morgendämmerung auf und passirten bald einen Urwald, der meine ganze Bewunderung erregte, da ich seit Paraguay einen so schönen Wald nicht wieder gesehen.

Die Laurelen-Bäume mit Stämmen von vier bis fünf Fuss im Durchmesser und einer dichten Krone von Blättern, die ungefähr noch einmal so gross wie unsere Lorbeerblätter sind, stachen als schönste Stämme hervor; sie standen gemischt mit einer Art Nussbäume und andern mir unbekannten Sorten, welche meist kleinere Blätter, ähnlich denen unserer Akazien und Eschen besassen. An den Aesten wucherten viele flores del aire oder Luftblumen und verschiedene Schlinggewächse mit Blüthen in allen Farben, an deren Honig sich die kleinen Colibris erfrischen.

Die buntesten Papageien verschiedener Grösse und viele andere bunte Vögel, an denen Tucuman wohl fast ebenso reich wie Paraguay ist, belebten in der frühen Morgenstunde den prachtvollen Wald.

Don Antonio zeigte hier etwas Unruhe, da er meinte, dass seit der kürzlich unterdrückten Revolution des Caudillo Varela von den zerstreuten Banden viele umherschweifende Montoneros diese Gegend unsicher machten, er nahm die Spitze und wich mit unserer kleinen „Tropa“ von der Strasse ab, um durch das Dickicht auf einem ihm bekannten Schleichwege nach einigen Stunden unbelästigt ins Freie zu gelangen. Die Guarda Montes kamen uns hier zu Statten, ein Paar lange steife Schutzleder, welche am vordern Theil des Sattels befestigt werden und bis zum Bügel hinunter hängen. Gegen die vielfach stacheligen Pflanzen schützen sie das Bein, während man mit einem scharfen grossen Messer vor sich die den Weg versperrenden Winden und kleinen Aeste abhaut.

Bald passirten wir wieder einen kleinen Fluss. Auf dieser Seite der Sierra Aconquija fliessen eine grosse Anzahl Bäche und kleinere Flüsse mit meist flachem kiesigen Bett nach Osten dem Rio dulce zu; sie liefern einen Beweis von der Feuchtigkeit dieser Gegend, welche durch aussergewöhn-

lich zahlreiche Niederschläge genährt wird, während auf dem Westabhange der Sierra Trockenheit vorherrschen soll, die auch in der bedeutend ärmeren Vegetation Ausdruck erlangt.

Auf Mittag erreichten wir das kleine Städtchen Monteros, ein armseliger Flecken, in welchem wir uns nicht aufhielten, um das gute Wetter zu benutzen, denn schon drohten Gewitterwolken am Horizont.

Von nun ab mehrten sich die herrlichen Waldungen, welche zum grössten Theil wohl Urwaldungen sind, da die Dürre nie so anhaltend ist, dass ein Waldbrand hinreichenden Zündstoff findet, im Gegensatz zu Nord-Amerika, wo in Folge der häufigen Brände nur noch selten ein Urwald zu finden ist.

An dem schlammigen Ufer eines Flusses machte mich Don Antonio auf einen zusammengeballten Haufen aufmerksam, der sich bei näherer Betrachtung als eine grosse Schlange auswies. Sie war augenscheinlich gesättigt und sonnte sich in den heissen Strahlen der Mittagssonne. Ich hatte kein Interesse, eine nähere Bekanntschaft mit dem Ungeheuer anzuknüpfen, das eine boa constrictor zu sein schien, die in den La Plata-Ländern mitunter angetroffen wird.

Wir wichen jetzt von der Strasse nach Catamarca ab die im letzten Theile schon keine Fahrstrasse mehr war sondern nur ein Maulthierpfad und näherten uns dem Gebirge, das uns stets zur Rechten begleitet hatte. Inzwischen hatte der Regen begonnen, der uns bald bis auf die Haut durchnässte. In Concepción nahmen wir bei Don M. Gonzales Quartier. Freundlichst trat er mir von seinen beiden Zimmern eins ab. Er war ein wohlhabender Junggesell. Wenn auch die Fenster wie gewöhnlich kein Glas, sondern nur Holzstäbchen das Durchkriechen zu verhindern, besassen, so hatte er doch Fensterladen, und die Fussböden waren mit Ziegelsteinen gepflastert statt der Erde, die man gewöhnlich auf dem Lande vorfindet. Es regnete am folgenden Tage so stark, dass Don Antonio auf dem aufgeweichten glatten Boden nicht weiter marschiren wollte. In meiner Abhängigkeit musste ich mich fügen und wurde vom Wirth Gonzales ausgenutzt, um seine Wissbegierde zu befriedigen. Er konnte lesen und war stolz

auf seine Bibliothek, bestehend aus drei Büchlein, einem geographischen, einem astronomischen und einem philosophischen, das von einem katholischen Priester geschrieben war. Gonzales konnte die drei Bücher auswendig und entwickelte das meiste Interesse für Geographie, namentlich für Asien, über das er die komischesten Fragen that. Er empfing viele Besuche, aus deren Gespräch ich entnahm, dass er im Rufe grosser Bildung stand und sich eines besondern Ansehens erfreute. Mit grosser Geringschätzung sprach er von den Volkswahlen, bei denen entweder der vom Regierungs-Commissar Vorgeschlagene einstimmig gewählt oder, falls sich eine Gegenpartei bildet, mit den Waffen in der Hand um den Besitz des Wahllokals gestritten wird; die mächtigere Partei lässt dann keinen Gegner an den Wahltisch treten.

Ich hörte hier, dass einige Jaguars in den nahen Waldungen seien, die den Heerden Nachts Schaden zufügten. Gonzales besorgte mir zwei Eingeborene, welche mit mir auf die Jagd gehen wollten. Noch in der Dunkelheit der Nacht brachen wir mit zwei Hunden auf, die angeblich den sogenannten Tiger im Dickicht aufspüren sollten.

Bei Beginn der Morgendämmerung befanden wir uns in dem Urwalde, wo die Jaguars sich aufhalten sollten. Unsere Bewaffnung bestand nach Landessitte aus zwei Lanzen und einer Art Hellebarde, welche in Form einer Mistgabel endigte. Der Jaguar greift den Menschen nur an, wenn er von ihm gestört wird; im Sprunge soll der in der Mitte gehende Mann mit der Gabel ihn am Halse auffangen, während die zu beiden Seiten gehenden Lanzenträger ihn spiessen. Ausserdem waren unsere rechten Arme mit einem Tuch umwickelt, um das scharfe lange Messer, das Jedermann bei sich trägt, dem Jaguar eventuell in den Rachen zu stossen. Eine Büchse hatte ich leider nicht bei mir, und der Colt'sche Revolver hatte sich schon früher als untauglich erwiesen, einen Hund zu tödten. Vergeblich wanderten wir stundenlang umher. Ausser dem kleinen rothen Hirsche, den ich schon wiederholt auf dieser Reise bemerkt, kam uns kein Wild zu Gesicht. Jedenfalls gehört viel Glück dazu, dem Jaguar nahe

zu kommen. Beobachtet man seinen Wechsel nach irgend einer Heerde, so kann man ihm vielleicht auf dem Anstande nachstellen.

Don Antonio war schon marschbereit, als ich zurückkehrte. Bei trüber Witterung brachen wir auf und passirten bald wieder einen Fluss. Das Wasser war in Folge der Regengüsse im Gebirge angeschwollen und riss bei dem starken Gefälle von den Ufern grosse Stücken Erde und Baumstämme los. Brücken existiren nirgends, nicht einmal Boote, da das Wasser gewöhnlich zu flach ist. Es ging unsern Maulthieren bis an den Hals; ein Packthier wurde von der starken Strömung umgerissen und wäre beinahe ertrunken, wenn Don Antonio nicht schnell daneben gestanden und es aufgerissen hätte. Auf Mittag gelangten wir nach Santana. Fleisch war an diesem Tage nirgends zu kaufen, da es Freitag in den Fasten war; nur ein Huhn konnte ich erstehen, doch als ich Antonio beauftragte, es mit Reis zu kochen, erfuhr ich, dass der Beutel mit dem nicht unbedeutenden Reisvorrath am Morgen von einer gemästeten Sau des Gonzales fortgeschleppt und verspeist wäre. Am Nachmittage erklärte Antonio nicht eher weiter marschiren zu können bevor nicht das Wasser vom Gebirge heruntergekommen sei, da seine Maulthiere die Flüsse nicht passiren könnten. Dabei standen neue Regengüsse bereits wieder in Aussicht und unser Wirth Don Justinian Romero meinte, wir könnten Fuerte nicht vor acht Tagen erreichen. Da ich diesen neuen Aufenthalt nicht zugestehen wollte, so erkundigte ich mich nach einem andern Arriero oder Führer, aber vergeblich. Don Romero theilte mir jedoch mit, dass ca. 5 Leguas von ihm ein Landsmann von mir in der Estancia La Invernada wohne, der mir behülflich sein könne. Von Don Romero entnahm ich drei Pferde, mit denen der Peon und ich mit meinem Gepäck nach Invernada ritten, um zu sehen, ob sich dort eine passende Gelegenheit zur Weiterreise fände. Don Antonio hatte ich vorläufig abgelohnt, mir aber die Rückkehr zu ihm vorbehalten.

Zweites Capitel.

Von La Invernada nach Catamarca. — Tinogasta. — Ueber die Cordilleren nach Lomas bayas. — Copiapo.

Schon von Weitem erkannte ich in einem ganz aus rothen Ziegelsteinen aufgeführten geschlossenen Gehöft, dass Estancia Invernada von keinem Eingeborenen gegründet war. Die hohe Mauer war nur durch eine enge Pforte passirbar und das Innere so eingerichtet, dass das Wohnhaus ganz abgeschlossen von den Wirthschaftsgebäuden und der Zuckerfabrik lag, Alles zur Vertheidigung eingerichtet, denn Herr X. lebt in dieser entlegenen Oase Süd-Amerikas ganz als Feudalherr. Er war etwas erstaunt, von einem Unbekannten in deutscher Sprache angeredet zu werden. Wundern konnte ich mich nicht, erst ein kleines Verhör bestehen zu müssen, bevor er mir sein gastliches Dach anbot, denn von verschiedenen Landsleuten war er schon gebrandschatzt worden. Von mir hatte er noch nichts gehört, es musste ihm daher meine Angabe, in Paraguay dem Kriege aus eigenem Interesse beigewohnt zu haben und hier zum Vergnügen zu reisen, etwas abenteuerlich vorkommen. Da ich aber nur um seine Unterstützung bat, mir zu Maulthieren und zu Leuten zu verhelfen, mit denen ich schnell weiter reisen könnte und kein anderes Anliegen hatte, so erregte ich sein Interesse, und er versprach mir behülflich zu sein.

Ein glücklicher Zufall führte gegen Abend noch zwei

Deutsche ins Haus, einen Herrn A. L. aus Wesel und einen Herrn S. aus Eisleben. Ersterer war preussischer Bergamts-Referendar und hatte in den Minen argentinischer Capitalisten später auf eigene Hand Vermögen erworben und wie viele Andere wieder verloren. Er war jetzt auf der Reise nach Tucuman, wo er als Professor der Chemie beim Colleg eine Anstellung angenommen. In verschiedenen Zeitungen hatte er von mir gelesen und konnte mich somit legitimiren. Es war mir kein geringer Genuss, nach langer Zeit mit zwei so gebildeten Deutschen wie ihm und unserm Wirth Herrn X. verkehren zu können. Herr X. war ebenfalls preussischer Beamter gewesen und zwar Bergamts-Assessor. Er war frühzeitig nach Peru gegangen, später nach Chile, um verschiedene Minen auszubeuten. Mehrfach hatte er Vermögen gewonnen und verloren, schliesslich mit seinem Bruder durch Ausbeutung einer Nickelmine in den Cordilleren ein bedeutendes Vermögen gemacht. Während dieser nach Europa zurückkehrte, hatte er sich in Tucuman dies kleine Fürstenthum von ca. 20 bis 25 Quadratleguas zwischen dem Rio Invernada und Rio Marapa, also von Fluss zu Fluss, erworben, das er mit grosser Einsicht und Energie cultivirt und regiert. Grosse Zucker-Plantagen, Mais und andere Culturen umgaben die Estancia. Die Zuckerfabrik ist aus Europa importirt; alle Maschinentheile mussten auf Maulthierrücken über das Gebirge transportirt werden, da eine Fahrstrasse bis jetzt nach keiner Seite hin existirt; ebenso ist eine Canna-Fabrik angelegt. Aus seinen Urwäldern entnimmt er das Brennholz für die Fabriken, während mit der Rinde dieser Bäume Rindviehhäute gegerbt werden. Um von der trägen Bevölkerung Arbeiter zu erlangen, unterhält er eine Tienda oder Kaufhaus mit Gastwirthschaft und Läden, in denen die Gaucho-Familien alle Bedürfnisse, Conserven, Getränke und die von ihnen geschätzten Luxusartikel gegen Wechsel entnehmen können. Diese Wechsel müssen sie dann bei ihm abarbeiten.

Mancher faule Gaucho, der von Natur die Arbeit hasst, wird dadurch zur Händearbeit gezwungen. Herr X. ist reich

an industriellen Gedanken und stellt für jede Branche einen Beamten an, mit dem er sich meist in den Netto-Gewinn theilt. Dieser kann bei der grossen Fruchtbarkeit des Bodens nicht gering sein, wenn man bedenkt, dass das Zuckerrohr 20 Jahre und länger perennirt, also nur geerntet zu werden braucht; allerdings müssen einige ausgegangene Pflanzen alljährlich in der Plantage nachgepflanzt werden. Zucker und Canna werden ihm höher bezahlt als an Küstenplätzen und werden ihm aus dem Hause entnommen.

Ein kleines Stück Europa lernte ich hier in Mitte der von allen Seiten angrenzenden Wildniss kennen. Nur den in den andern Provinzen dieser Republik wahrgenommenen Reichthum an Pferden vermisste ich. Herr X. zog sie nicht auf, weil die vielen Pumas die Fohlen nicht gross werden lassen. Gern hätte ich diesem Raubthier nachgestellt, aber wenn man nicht seine nächtlichen Wechsel kennt, bemüht man sich vergebens, ihm nahe zu kommen und bei der tropischen Hitze zog ich in der schattigen Veranda die angenehme Gesellschaft einer vergeblichen Suche, wie ich sie einige Tage zuvor kennen gelernt hatte, vor. Die Einheimischen fangen diese Raubthiere meist in Fallgruben, in welche sie Koeder legen.

Herr X. ist gleichzeitig höchster Verwaltungs- und Justiz-Beamter in seinem District. Jede Regierung ist ihm dankbar, dass er diese halb wilde Bevölkerung zum Gehorsam angehalten hat. Seine Invernada an dem Wege von Tucuman nach Catamarca war durch Wegelagerei besonders berüchtigt; vielen kleinen Kreuzen begegnete ich noch, die stets an den Orten errichtet werden, wo Jemand ermordet ist. Herr X. hielt sich als Beistand in seinem Gerichtsverfahren einen Rechtsgelehrten, eine Art von Patrimonialrichter, dem er aber bei Meinungsdifferenzen gelegentlich auch einige handgreifliche Reprimanden zu Theil werden liess. Herr X. herrscht in seinem Reiche nur mit Prügelstrafe, die im Burghofe mit dem geflochtenen Lasso von einem der Dienstmannen ausgetheilt wird; doch bestraft er Mord auch mit Todesstrafe, wozu der Gouverneur von Tucuman jedoch seine

Unterschrift geben muss. Als ich ihn fragte, zu welcher politischen Farbe er sich bekenne, meinte er, er sei „liberal". Ich hatte ein grosses Vergnügen in der Unterhaltung mit diesem erfahrenen Süd-Amerikaner, den der Herr L. in gutem Humor zu erhalten wusste. Erstaunen musste ich, wie orientirt er in der Heimath geblieben war, mit der er allerdings in beständigem Verkehr steht. Sogar Schultze und Müller in Böhmen war unter vielen andern neuesten Zeitschriften vorhanden, auch war er so belesen in Allem, was über den Krieg von 1866 erschienen, dass er mir, der ich bis dahin noch Nichts darüber hatte lesen können, die interessantesten Details erzählte.

Trotzdem er übrigens unumschränkt, wie ein Sultan herrscht, ist er bei Gelegenheit eines Durchmarsches von Regierungstruppen, die von der Unterdrückung eines Aufstandes heimkehrten, so ausgeplündert worden, dass ihm nicht ein Kleidungsstück gelassen wurde. Seine Reklamation als preussischer Unterthan hatte bis 1866 keinen Erfolg. Die praktische Wirkung der neuen Machtstellung der schwarz-weiss-rothen Flagge empfand er hier, als den Requisitionen des General-Consuls plötzlich Folge gegeben wurde.

Am 12. war ich nach Invernada gekommen, aber erst am 15. waren die Vorbereitungen zur Weiterreise beendet. Herr L., von dem ich Grüsse nach Europa mitnahm, ging nach Tucuman, während ich mit Herrn S. in entgegengesetzter Richtung nunmehr Fuerte und Belen nördlich lassend, auf Catamarca zuritt. Wir hatten einen berittenen Peon und ein Packmaulthier mit uns. Auf meinem guten Pferde, das ich für 30 Thaler erstanden, hatte ich einen grösseren Reisegenuss als auf dem Maulthiere, das der alte Arriero nebst andern Sachen annectirt hatte. Man muss in diesen Ländern als Ausländer jede Friction mit Gauchos vermeiden, da man stets den Kürzeren zieht. Dieselben suchen jeden Ausländer auszunutzen, auch gewöhnt man sich im Umgange mit ihnen bald daran, überall eine kleine Einbusse zu erleiden. Als ich in Copiapo anlangte, waren ausser den verschlossenen Pack-

taschen alle kleineren Reiserequisiten allmählich abhanden gekommen.

Wir überschritten an diesem Tage eine Vorkette der Sierra Aconquija und gelangten auf dem jenseitigen Abhange in ein höchst malerisches Thal. Ueberhaupt bietet die dreitägige Reise über diese meist bewaldete Sierra mehr Reize als die achttägige über das kahle Hochgebirge der Cordilleren. Nach einem Marsche von 14 Leguas übernachteten wir bei einem armen Landmann in Durasno.

Am 16. März überschritten wir eine der vier Sierras, die bis zu dem nur zwei Grad westlicher liegenden Tinagosta vor uns lagen und von denen jede höher als unser Riesen- oder Erzgebirge ist. Einzelne Gipfel der Sierra Aconquija reichen über die ewige Schneegrenze, nach Schätzung des Herrn X. in Invernada soll sogar eine Spitze unweit der Grenze seines Territoriums ca. 20,000 Fuss hoch sein. Die Pässe liegen aber in so angenehmer Höhe, dass sie meist innerhalb der Vegetationszone bleiben und die schönsten Fernsichten bieten. Mein Pferd musste ich heute vielfach führen, da es im Klettern nicht so geschickt wie die Maulthiere war. Wir überschritten die Grenze der Provinz Tucuman mit Catamarca und ritten im Thale des Rio Guaco hinunter, als sich plötzlich eine Heuschreckenwolke auf uns niederliess. Die Luft war mit Heuschrecken gefüllt wie beim Schneetreiben mit Flocken. Bald wimmelte der ganze Erdboden mit diesen scheinbar nicht zu sättigenden Thieren. Jedes Blatt, jede Blüthe, jeder Halm, überhaupt alles Grüne wurde von ihnen schnell verzehrt; der Schwarm nahm die Richtung mit uns das Thal hinab, die Tete hatte bereits den mehrere Leguas langen Ort Amadores erreicht. Die Bewohner waren unglücklich über diese Landplage, die ihnen alles Viehfutter und manchen armen Familien den Lebensunterhalt raubte. Da die lästigen Thiere sich in alle Falten unserer Kleider verkrochen, so eilten wir voran und wurden von den Bewohnern mit Fragen bestürmt, wie weit die Heuschrecken schon gekommen seien. Jeder suchte in die Häuser zu retten, soviel er noch zusammenraffen konnte.

Bei einem Bekannten des Herrn S. brieten wir uns in gewohnter Weise am Spiess im Freien eine junge Ziege, die dort für einen grossen Leckerbissen gilt und setzten nach einigen Schlucken Canna unsere Reise fort. Wir machten noch fernere 8 Leguas über die zweite Sierra, über welche 8 Pässe nach Catamarca führen. Wir wählten den kürzesten, der gleichzeitig der steilste und nördlichste ist. Derselbe bot so malerische Felspartien und Fernsichten, dass der Genuss die Unbequemlichkeit des Kletterns überwog. Zum ersten Male sah ich hier wilde Feigenbäume und eine besondere Art Bäume, die der Eingeborene Palo borracho oder betrunkener Baum nennt und welche nur in Catamarca angetroffen werden sollen. Die Stämme besitzen in halber Höhe zwischen Wurzel und dem Punkt, wo sich die Aeste abzweigen, eine kürbisförmige Auftreibung, welche nach oben und unten in Gleichmässigkeit verläuft. Die Blätter sitzen büschelartig zusammen, die jungen Sprösslinge sind noch glatt und besitzen Stacheln am Stamm, bei Mannshöhe nimmt man aber schon die bauchartige Auftreibung wahr, die Stacheln verlieren sich und die Rinde erhält tiefe Risse.

Nach Ueberschreiten dieser Sierra gelangten wir in das parallel zu derselben laufende Flussthal des Chaskeres, der in seinem untern Laufe den Namen Rio Catamarca annimmt und nach Aufnahme verschiedener Zuflüsse unweit der bereits im vorigen Capitel erwähnten Salzsteppe wie so viele andere Flüsse in den Pampas spurlos im Sande verläuft.

Das in den Pampas liegende Flachland Catamarcas ist meist wüstes unbewohntes Land; dagegen ziehen sich in den von Norden nach Süden laufenden Flussthälern zwischen den Sierras lange Ortschaften entlang, deren Bewohner einen gewissen Grad von Wohlhabenheit zeigen. In solchem Flussthal befanden wir uns; Ortschaft reihte sich an Ortschaft mit Luzernschlägen, Mais und anderen Culturen, Fruchtbäumen und Weingärten. Diese 12 Leguas langen, beinahe bis Catamarca reichenden Ortschaften haben den gemeinsamen Namen Las Chacras, d. h. Landhäuser. Bei Sonnenuntergang kehrten wir bei einem Estanciero ein.

Am 17. März hatten wir nur noch 3 Leguas bis Catamarca, wurden aber von solchem Regenguss überrascht, dass Herr S., der gegen jede Nässe sehr empfindlich zu sein schien, mit mir bei Don Pancho O., einem der angesehensten Männer dieser Provinz, einkehrte. Er war gebildeter, als ich es hier in diesem entlegenen Winkel von einem Eingeborenen erwartete. Ein eifriger Politiker und zu der in Catamarca überwiegenden föderalistischen oder rothen Partei gehörig, erkundigte er sich theilnehmend nach den in Paraguay von Lopez umgebrachten argentinischen und orientalischen Parteiführern. Fast alle bedeutenden Parteihäupter des Landes hatten in seinem Hause verkehrt. Trotzdem er mehrere Estancias besass und zu den best situirten Catamarcern gehörte, merkte man in seiner einfachen Behausung kaum einen Unterschied mit einer gewöhnlichen Gaucho-Wohnung. Auch die landeseigenthümliche Unreinlichkeit fehlte nicht, durch welche selbst die graciösen Töchter sehr an Reiz verloren. Eine Eigenthümlichkeit des Landes ist das bei den Mahlzeiten nie fehlende Tischtuch, stets mehr schwarz als weiss und voll Löcher in Folge verkohlter Cigarrenreste. Servietten giebt es nicht, Alles wischt sich den Mund am Tischtuch ab, auch die Sennoritas.

Man merkt, dass hier keine Leinwand fabricirt wird, sie kommt durch den Handel aus Europa. Auch alles Glas ist sehr kostbar, da keine Glasfabrik, vielleicht in ganz Süd-Amerika existirt. Es coursiren daher bei Tisch ein oder zwei Becher, die bei den Wohlhabenden aus Silber gefertigt sind. Das Trinken aus der Flasche ist unter den Cavalleros ganz gebräuchlich.

Don Pancho gab mir beim Abschiede das förmliche Geleit zu Pferde bis zur Grenze seiner Estancia, liess sich auch nicht nehmen, mir zum weicheren Sitzpolster ein gegerbtes Hammelfell zu verehren, das ich vergeblich abwehrte. Nur noch eine Stunde ritten wir in dem fruchtbaren Thale entlang, durchkreuzten dann den Rio Catamarca, überschritten einen niedrigen Höhenkamm und sahen in einer öden, fast

vegetationslosen Gegend die Hauptstadt Catamarca vor uns liegen.

Kaum 5000 Einwohner zählend ist sie noch elender als Santiago. Ausser der Kirche Matriz und dem Regierungs-Cabildo, welche erst in neuerer Zeit gebaut, aber in unproportionirten Verhältnissen nach gemischten Stylen aufgeführt sind, hatten nicht sechs Häuser ein leidliches Aussehen.

Der kleine Bach Rio Tala liefert das Trinkwasser für die Stadt und verläuft bei seiner Wasserarmuth in derselben. Den besten Eindruck gewinnt man auf der Plaza, nicht durch die Häuser, sondern durch die scheinbar über den Häusern nach allen Seiten ausser nach Süd-Ost aufsteigenden Gebirgsketten. Der Ort erhält dadurch den Ausdruck einer Gebirgsstadt.

Am liebsten wäre ich gleich weiter geritten, aber Herr S. trennte sich von mir Geschäfte halber, was mich nöthigte, einen Arriero zu engagiren. Da man mit Pferden oder mit Maulthieren nicht im Gasthofe unterkommt, das Pferdestehlen aber hier sehr in Blüthe stand, so zogen wir es vor, mit unsern Thieren bei einem kleinen Eigenthümer Don Honorato einzusprechen, der einen mit Lehmmauern umgebenen Kleeschlag besass.

Ich lud meinen Reisegefährten und unsern Wirth zu Tisch in das Hôtel de la Paix. So viel versprechend der Name dieser Fonda, so schlecht und unappetitlich war die Mahlzeit. Der französische Wirth hatte dafür aber höhere Preise, als das Pariser Hôtel de la Paix.

Nachmittags sah ich mir die Sennora de Catamarca in der Matriz an, zu der alljährlich eine grosse Wallfahrt von Tausenden aus den benachbarten Provinzen in Scene gesetzt wird. Man hatte mir schon vorher von den wunderbaren Heilungen erzählt, die Vielen dadurch zu Theil geworden. Es war eine kleine Holzfigur der Jungfrau Maria, der alles mögliche angedichtet wird. Sie sollte früher ein Götzenbild der Indianer gewesen sein, wogegen aber die feine Arbeit spricht. Die Figur trägt auch die Schuld, dass Catamarca in dieser Wüste verblieben und nicht, wie es schon einmal be-

schlossen war, in das Thal des Rio Catamarca nach Las Chacras verlegt wurde. Bereits hatte man mit grosser Feierlichkeit die Sennora de Catamarca in eine Capelle nach dem neuen Orte gebracht, als sie sich von selbst über Nacht nach der alten Matriz zurückbegeben haben sollte. Demzufolge wurde von der Verlegung der Stadt, in der sich auch mehrere Klöster befinden, Abstand genommen. So erzählt nicht die Legende, sondern der Küster oder Kaplan, der mir die Sennora zeigte.

Auch in dieser Provinz hatte ein halbes Jahr zuvor eine kleine Revolution statt gehabt, d. h. eine interne Provincialrevolution, welche reussirte. Der alte Gouverneur Namens Mauvaissain, französischen Ursprunges, welcher zu der Partei des Präsidenten der Republik Sarmiento gehört, wurde von den Insurgenten gefangen und sass nun als Gefangener im Cabildo, während die Rebellen, ungestört von der Central-Regierung, alle Aemter besetzt hielten. Im selben Cabildo sass ein berüchtigter Räuber, der nächstens exekutirt werden sollte. Im letzten Jahre hatte man aussergewöhnlich strenge Polizei geübt und ca. 150 Räuber oder Montoneros mit dem Tode bestraft — eine ansehnliche Ziffer in einer Provinz von nicht 80,000 Einwohnern! Die berüchtigtste Gegend lag vor mir bis Tinogasta. Ich richtete mich daher darauf ein und sah mich nach einem zuverlässigen Menschen um. Solche giebt es eigentlich nicht, da sich der Gaucho dem Fremden gegenüber zu Allem berechtigt glaubt und sein Gewissen durch billigen Ablass und Absolution schnell beschwichtigt.

Mein Wirth bemühte sich vergeblich einen ganzen Tag um einen geeigneten Mann zu finden. Schliesslich entschloss er sich selbst dazu, mich bis Tinogasta zu begleiten und sowohl Arriero wie Peon zu spielen, da er die Gegend kannte und keinen zuverlässigen Peon wusste. Die nöthigen Maulthiere für ihn und das Gepäck wurden beschafft, Yerba, Mais, Reis, Zwieback etc. von Neuem ergänzt; nur der Wein machte Schwierigkeiten, der bei der grossen Hitze nothwendig war, wenn man sich nicht der Fiebergefahr aussetzen wollte. In Ermangelung eines Bessern griff ich zu dem schlecht fabri-

cirten aus der benachbarten Provinz Rioja. Da Pressen fehlen, wird der Wein dort noch ausgetreten und der süsse Most entweder gekocht oder in schlecht zugedeckten Krügen aufbewahrt, wodurch er schnell sauer wird. Immerhin gewährt die Mischung dieses sauren Getränkes mit Wasser bessere Garantie als ungemischtes unbekanntes Wasser, das täglich wechselt.

Am 19. März bei der Alba oder Morgendämmerung wollten wir aufbrechen; doch Honorato's neue Hosen waren noch nicht fertig. Frau und Tochter gaben sich Mühe, sie schnell fertig zu machen, mehrere Stunden gingen wieder verloren. Man kann indessen in ganz Süd-Amerika zufrieden sein, wenn der Zeitverlust nur Stunden beträgt, gewöhnlich sind es Tage und Wochen.

Nach einem Ritt von 10 Leguas in südlicher Richtung durch eine öde, meist sandige und mit Gebüsch bestandene Gegend, die nach Süden auslaufende Sierra Amato stets zu unserer Rechten, langten wir über Coneta und Miraflores in Villabima an, machten hier eine kurze Rast um Mate, ein Asado sowie Weintrauben zu uns zu nehmen und setzten unsern Ritt über Capellan fort, um wo möglich 20 Leguas oder 16 deutsche Meilen zu machen. Es ist dies eine Distance, die man bei weiten Touren auf dortigen Pferden und Maulthieren sehr gut alle Tage zurücklegen kann, und Don Honorato schien mit mir dasselbe Bestreben zu haben, um bald zu seiner Familie wieder heim zu kehren. Die Pflanzenwelt bot in den nächsten Tagen nichts Neues dar. Die akazienartigen Bäume des Quebracho- und Algarrobenbaums, die verschiedenen Cactusbäume mit zum Theil sehr süssen Früchten waren wieder vorherrschend bemerkbar.

Zwei Leguas von dem Orte Chumbiche überfiel uns die Nacht mit Neumond. Honorato führte mich in den Wald soweit abseits der Strasse, dass unser Feuer nicht leicht zu bemerken war und ersuchte mich, meinen Revolver stets zur Hand zu haben. Unsere Bivouaksmahlzeit mundete vortrefflich und ebenso grossen Genuss bot das Nachtlager in der herrlichen Nacht, wenigstens war es viel angenehmer als in

irgend einer Hütte. Honorato hatte aber Angst vor Raubthieren, er meinte, es gäbe hier viele Pumas und Jaguars, was mir in der ziemlich wasserarmen Gegend nicht sehr glaublich schien. Auf eigenthümliche heulende Töne machte er mich allerdings wiederholt aufmerksam. Jede Stunde sprang er auf und fachte das Feuer von Neuem an, weil die Raubthiere sich demselben nicht nähern. Schliesslich verschlief er es aber, und das Feuer war nahe am Erlöschen, als ich durch ein Knacken plötzlich geweckt wurde. Mein Schlaf war durch die zweijährigen Aufregungen ähnlich dem Schlafe eines Verbrechers geworden, das leiseste Geräusch erweckte mich. Halbschlaftrunken gewahrte ich ein grosses Thier, die Knochenreste unseres Asados verarbeitend. Ich glaubte natürlich, ein Raubthier zu sehen und ergreife meinen Revolver. Bald überzeuge ich mich jedoch, dass es ein grosser Hund ist, der hier herumirrte. Um den Eindringling zu verjagen, auch um Honorato's Gesicht zu sehen, gab ich ohne viel zu zielen Feuer. Der Hund lief heulend von dannen, Honorato aber war mit einem Sprunge in den Gebüschen; erst nach einigen Minuten erschien er wieder, als er von Weitem keine Gefahr mehr wahrgenommen hatte. Von Schlaf war keine Rede mehr. Es wurde gesattelt und gepackt, so dass wir mit Beginn der Morgendämmerung bereits im Marsche waren.

In Chumbiche verliessen wir die Strasse von Catamarca nach La Rioja und wandten uns scharf rechts nach Westen auf die via quebrada, d. h. einen Pass der Sierra Amato, der dritten Sierra seit Invernada, welche einen Ausläufer der sich nordwärts ziehenden Sierra Aconquija bildet. Am Fuss der neuen Gebirgskette tränkten wir bei einer Hütte unsere Thiere, da bis zum Abend kein Wasser anzutreffen war. Nachdem wir uns an Sandias, Wassermelonen und einem landesüblichen Gericht aus Milch mit gekochtem, gestossenen Weizen erquickt hatten, kletterten wir den ganzen Tag durch die meist enge Felsschlucht mit oft mehreren 100 Fuss hohen Wänden bergauf. Während diese 10 Leguas auf meist kiesigem Pfade für unsere Thiere sehr beschwerlich waren, ge-

währten die Felspartien in Verbindung mit einer meist buschartigen Vegetation hinreichende Unterhaltung. Häufig hatte der Weg das Aussehen einer Kunststrasse, doch ist er von der Natur so hergestellt, wie er jetzt zum Verkehr benutzt wird.

Mehreren Karavanen von Lastmaulthieren waren wir begegnet; ich war mit dem freiern Schritt meines Pferdes vorausgeeilt in der Meinung, dass Don Honorato mit dem Pack-Maulthiere mir folge. Auf der Cumbre oder dem Kamme gegen Abend angelangt, theilte sich der Weg zwischen den Felsen in verschiedene Pfade. Ich hatte einen derselben weiter verfolgt, als ich plötzlich mein Packmula vor mir von einer Felspartie herunterklettern sah, aber ohne Gepäck. Auf derselben Stelle erschien Honorato einige Minuten später. Ich rief ihm zu, dass das Gepäck verloren sei. Er erwiderte, er habe Magenschmerzen und verschwand bald im Gebüsch. Augenscheinlich spürte er dem Maulthier nach, welches wahrscheinlich die Gegend kannte und seinen Weg nach der einzigen Quelle genommen hatte, die in diesem Passe vorhanden war. Die Eingeborenen sind so geschickt im Spüren, dass sie einer Pferde- oder Maulthierspur meilenweit folgen, auch wenn sich dieselbe noch so oft mit anderen kreuzt.

Das Maulthier hatte beim Klettern das Gepäck verloren und war alsdann fortgelaufen, um seinen Durst zu befriedigen. Da mir Honorato sammt dem Maulthier ausser Augen gekommen war, so legte ich mich nach einiger Zeit auf's Rufen, aber vergebens. Ich war sehr missmuthig, nun schon zum dritten Male in Amerika mein Gepäck zu verlieren, um so mehr, als ich mich gerade heute bei der Aussicht auf eine ungefährliche Gebirgspassage alles Ballastes entledigt hatte und mein Portefeuille mit Legitimationen, sowie Wechseln auf die englische Bank ins Gepäck gethan hatte. Mit dem bei mir geführten Gelde konnte ich wohl bis Copiapo gelangen; aber dort an der Westküste kannte ich weder einen Menschen, noch konnte ich mich legitimiren, so dass ich in der That sehr in Verlegenheit gerathen wäre.

Ueber eine Stunde hatte ich nach Honorato gesucht. Vor

mir fiel die Sierra zu einer Ebene ab, auf der ich nach Sonnenuntergang am Horizont an einigen Lichtern eine Ortschaft erkannte, doch zu weit, um sie auf dem unbekannten Pfade noch zu erreichen. Ausserdem hatte Honorato schon seine Absicht ausgesprochen, öfters im Freien zu bivouakiren, da den Bewohnern der Gegend nicht zu trauen sei. Ich beschloss dies nun auszuführen, liess mein Pferd am langen Lasso grasen und machte mir ein grosses Feuer an. Nach Dunkelwerden kam endlich Honorato, der das Maulthier zur Stelle zurückgeleitet hatte, wo es das Gepäck verloren. Nur einige Flaschen waren zerbrochen. Wir hatten diesen Tag kein Glück; wieder einige Stunden Marsch hatten wir eingebüsst, und zur Mahlzeit war nun auch unser Fleisch durch die Hitze verdorben. Eine Büchse conservirter Austern aus Baltimore in Nord-Amerika, die hier massenhaft eingeführt werden, ersetzte es, dazu Zwieback und Wein, wenn auch nur Riojaner. Was für ein vortreffliches Souper im Vergleich zur Hungerkur in Paraguay!

Die Nacht war empfindlich kalt. Nachdem es seit Mitternacht getröpfelt, durchweichte uns gegen Morgen ein gründlicher Regenguss. Ganz durchnässt und zitternd vor Kälte bei dem eisigen Südwestwinde langten wir nach einem Ritt von vier Leguas in Massan an, einem ärmlichen, aus mehreren Hütten bestehenden Nest, dessen Bewohner sich von den Früchten des Algarroba-Baumes und von Hühnern zu ernähren schienen.

In zwei Hütten wollte man uns kein Huhn verkaufen, weshalb ich schliesslich eins mit dem Revolver erlegte und dann gut bezahlte. Trotz dieses Actes entsetzlicher Barbarei war die Besitzerin befriedigt und kochte uns selbst eine gute Suppe. Der Fieberfrost verliess mich aber erst nach einem Glase steifen Grogs von Cognac. Die Wirthin, welche ebenfalls vor Frost zitterte, kurirte ich auch damit. Da ich das ihr unbekannte Getränk als Remedium bezeichnete, so musste sie mich wohl für einen Arzt halten, denn bald kam ihre Nachbarin in die Hütte und verlangte mich zu consultiren.

Schon manchem Kranken hatte ich auf der Reise mit

Hausmitteln geholfen, ich fragte sie daher nach ihrem Begehr. Sie verlangte mit offenherziger Miene nach einem Mittel, um einen Sohn zu erhalten, da sie bis jetzt fünf Töchter hätte. Ich konnte mich des Lachens natürlich nicht erwehren; da sie aber auf einem Mittel bestand, so gab ich ihr eine Hand voll Pfeffermünzpastillen, jeden Morgen und Abend eine einzunehmen, worüber sie sehr erfreut schien. Diese Pfeffermünzkuchen imponirten diesen Wilden überall.

Unser Weg führte uns weiter durch eine wüste Haide auf diesem hochgelegenen Plateau und demnächst über eine vierte niedrige Sierra, die ebenso wenig Interesse bot. Ziemlich öde blieb die Gegend auch nach dem Hinabsteigen. Wir kreuzten einige Bäche und erblickten erst gegen Abend eine Pappelallee, Häuser und Gärten. Es war San Antonio, in welchem ein Bruder meines Honorato eine grössere Estancia gepachtet hatte.

Der Zufall wollte, dass ich hier den General Navarro mit 200 Mann Miliztruppen antraf. Er ist grosser Grundbesitzer im Nordwesten der Provinz und wegen seines Einflusses vom früheren Präsidenten zum General ernannt. Der Präsident Sarmiento hatte ihn mit Aufrechthaltung der Ordnung in den nordwestlichen Staaten beauftragt, trotzdem er eigentlich der dem Präsidenten feindlichen Partei angehörte. Er hatte deshalb in diesen Tagen 200 Mann Miliz ausheben müssen, um gegen den bekannten Revolutionär Varela zu marschiren, der eigentlich seiner eigenen Partei angehörte und von Chile aus mit einigen hundert Spiessgesellen über denselben Cordillerenpass einzufallen drohte, den ich zu passiren gedachte.

In diesen nordwestlichen Provinzen ist der fruchtbarste Boden für Revolutionen. Varela hatte 18 Monate zuvor eine grosse Revolution geleitet, die dem Präsidenten der Republik sogar gefährlich wurde und war erst vor wenigen Monaten wiederum von Bolivia aus eingefallen. Nachdem er aber zu geringe Unterstützung gefunden, hatte er sich vor Navarro nach Chile zurückziehen müssen. Ich traf den General Navarro im Hause von Honorato's Bruder, stellte mich ihm vor

und lernte in ihm einen scheinbar ganz gebildeten Kavalier kennen, mit dem ich einen angenehmen Abend zubrachte. Bis dahin hatte er nicht geglaubt, dass seine zu Lopez geflüchteten Parteigenossen auf Lopez' Befehl niedergemacht seien, schien aber aus demselben Holz geschnitzt zu seien wie alle diese Caudillos. Er zeigte mir seine Pferde, unter denen das beste aus Peru war und ganz den Schnitt eines guten englischen Halbblutpferdes besass.

Seine Truppe war nicht in den Häusern einquartirt, da die Bürger wie in Nord-Amerika keine Einquartierung anzunehmen brauchen. Die Soldaten campirten daher in der Dorfstrasse. In rothe Ponchos und Chiripas gekleidet war ihr Aussehen originell; der Hut war nach Belieben, zur Hälfte gingen sie barfuss, aber an alle Füsse, bestiefelte oder unbestiefelte, die grossen alten Rittersporen angeschnallt, die in den spanischen Republiken ebenso conservirt werden, wie die alten Ritterkandaren — ein wahres Marterwerkzeug für viele Pferde!

Am andern Morgen, den 22., sollte mein Pferd plötzlich lahm sein; ich fand es aber nur müde und erkannte Honorato's Absicht, einen Tag bei seinem Bruder zu bleiben. Da er dazu auf seinem Rückwege hinreichend Zeit hatte, so brach ich auf und holte bald General Navarro mit seiner Truppe ein. Trotzdem sie nur aus Infanterie bestand, war die Mannschaft auf Maulthieren beritten, mit denen sie den Tag 10 bis 15 Leguas, also 8 bis 12 Meilen marschirt. Der General stellte mir seinen Stab vor, bestehend aus dem Major Arguello, der einmal in Hamburg gewesen sein wollte, und noch drei Officieren. Bei uns hätte ein Hauptmann dieses Detachement commandirt, das nur die Stärke einer Compagnie hatte. Der General marschirte mit Sicherheitsmassregeln nach allen Seiten hin, da das Gerücht verbreitet war, Varela sei schon aus den Cordilleren debouchirt. Einen komischen Anblick gewährten die Frauen, welche viele Soldaten hinter dem Sattel auf dem Maulthier mit sich führten.

Nachdem ich dies Detachement eine Strecke begleitet hatte, ritt ich voraus und erreichte auf dem einförmigen Wege nördlich um die Sierra Velasco herum nach einem Ritt

von 15 Leguas den Ort Alpaquinchi. Der Major Arguello, welcher für den General Navarro ebendaselbst Quartier machte, begleitete mich. Solche Sorte Menschen, wie diesen, kennt man bei uns nicht. An allen Bürgerkriegen und grösseren Revolutionen seines Landes wie der orientalischen Republik hat er Theil genommen; vielfach verwundet, mehrfach verbannt und in contumaciam zum Tode verurtheilt gewesen, ist er ein gewandter Verschwörer und Abenteurer. Dabei besass er so angenehme chevalereske Manieren, dass mir seine Gesellschaft, die ich noch mehrere Tage geniessen sollte, gar nicht unangenehm war. In Alpaquinchi führte er mich bei einer Hacendada oder Grundbesitzerin ein, die uns mit Sandias und Weintrauben erfrischte. Bald zeigte sich der Magnet meines Gefährten, die auffallend schöne Tochter des Hauses, doch gleich ihren jüngeren Schwestern an Stelle des Poudre de Riz mit Weizenmehl geschminkt, das ihnen auf dem bräunlichen Teint einen höchst komischen Ausdruck verlieh.

Einige Stunden später holte mich Honorato von hier ab, der uns nicht so schnell hatte folgen können und wieder meiner Pferdespur gefolgt war. Er quartierte mich in ein anderes Haus der Donna Macedonia ein, wo ich dasselbe Schauspiel genoss, eine Tochter und eine Nichte zu begrüssen, die mit dem Mehl im Gesicht das Aussehen hatten, als ob sie dasselbe in Mehl gesteckt hätten. Abends erhielten die Damen den Besuch mehrerer ihnen den Hof machenden Jünglinge und verschmähten trotz der grossen Hitze nicht den Tanz nach dem Klange einer Guitarre.

Erst um $^1/_2$7 Uhr Morgens brachen wir am 23. März von Alpaquinchi auf, das sich inmitten unkultivirter steriler Flächen mehrere Leguas in dem schmalen Flussthale des Rio Sauce entlang erstreckt.

Ich wollte Tinogasta am Fusse der Cordilleren erreichen, das 20 Leguas entfernt sein sollte, gewiss aber 24 Leguas entfernt war. Nach ungefähr 4 Leguas langten wir am Flüsschen Rio Colorado an, welcher wie der Rio Sauce nach Norden fliessend, sich im Sande verläuft. Die längs des Flusses gelegenen Ortschaften Cerro Negro, Santa Cruz, Rio

Colorado und Los Quinteros bestehen aus ärmlichen Hütten mit einer übel berüchtigten Bevölkerung. Den ganzen Tag hatte ich die Sierra Famatina vor mir, welche sich wie die Sierra Velasco aus der Provinz Rioja kommend, von Süden nach Norden zieht, aber mit dem ausgezackten Kamm und den in die ewige Schneegrenze reichenden Gipfeln bedeutend imposanter ist. Während die Sierra Famatina in Süd-West ganz frei links vor mir lag, erhoben sich rechts vor mir oder in Nord-West zwei unbedeutende Parallelketten, der Cerro Negro auf dem linken Ufer des Rio Colorado und dahinter ein schmalerer Gebirgskamm. In dem Thale zwischen beiden liegt Tinogasta.

Als ich bei Los Quinteros die Südspitze des Cerro Negro umging, passirte ich wieder Navarro's Truppe, die einige Stunden vor mir aufgebrochen war und hier lagerte. Die Aufstellung war ganz dem Terrain angemessen gewählt, und hätte mich auch die Feldwache an unsere Felddienstübungen erinnert, wenn nicht der vorgeschobene Posten an der Strasse aus einem Mann bestanden hätte, der mit dem Rücken nach dem supponirten Feinde und bei Seite gelegtem Gewehr sich damit beschäftigte, das Haupthaar seiner Frau von Insecten zu befreien. Der nun nordwärts führende Weg am Rio Colorado entlang bot mehr Abwechselung. Es fand sich doch wieder eine Grasnarbe vor, und bemerkte man mitunter einiges Flugwild, wie z. B. wilde Enten und Schnepfen. Sobald wir uns aber zur Verkürzung des Weges vom Flusse entfernten, trafen wir wieder den alten sandigen Boden an. Gegen Abend erreichten wir Copacavanna, ein zwei Leguas langer, mit Portreros oder eingemauerten Kleeschlägen, Gärten und Weinbergen unterbrochener Ort. Honorato wollte hier durchaus einkehren. Um aber nicht wieder einen Tag zu verlieren bestand ich auf die Weiterreise bis Tinogasta.

Es war mein erster und letzter Marsch bei Nacht in diesem Lande. Hätten nicht die beiden das breite Gebirgsthal begleitenden Ketten im matten Mondschein uns die Marschrichtung angegeben, so hätten wir bald den Weitermarsch

aufgeben und wieder im Freien lagern müssen, denn der Weg war bald verfehlt.

So langten wir nach Mitternacht in Tinogasta an und wurden nach langem Klopfen im Hause des Herrn S. eingelassen.

Um keine Zeit zu verlieren bemühte ich mich am folgenden Morgen sogleich um einen Arriero, der mich über die Cordilleren nach Copiapo transportiren sollte. Ein Don Fresco übernahm den Transport sowie meine Verpflegung ausser Getränk, nahm auch mein Pferd an, wollte aber erst die Reise nach Ostern antreten. Ich musste hier daher wieder vier Tage verweilen, eine zu kurze Zeit, um belohnende Excursionen von diesem Gebirgsthale aus zu machen und zu viel Zeit für einen so unbedeutenden Ort. Ich schrieb deshalb die letzten Briefe, welche auf dem Wege über Buenos Ayres nach Europa gingen, während die auf der andern Seite der Cordilleren geschriebenen hinfort den Weg über Panama nahmen. Die Nachrichten aus Europa langten in diesem kleinen Orte ziemlich gleichzeitig auf beiden genannten Wegen nach ungefähr acht Wochen an.

Tinogasta liegt schon 3600′ über dem Meere und hat demzufolge ein gesundes mildes Klima, indem es nur 4° südlich der heissen Zone liegt. Aus mehreren Quadras leidlich aussehender Häuser bestehend scheint der Ort durch den einträglichen Viehhandel mit Chile aufzublühen. Die Ochsen werden auf der Weide in den Portreros fett gemacht und über die Cordilleren nach Chile getrieben, wo sie für drei- und vierfachen Preis zum Verkauf kommen. Bei Gelegenheit des letzten Rückzuges von Varela war Tinogasta aber ausgeplündert worden und machte einen desolaten Eindruck.

Aus den übrig gebliebenen Civilisationsartikeln schloss ich, dass neben dem europäischen Import hier auch schon chinesische Waaren über die Cordilleren Eingang finden. Die einzige Industrie besteht in der Anfertigung von Geweben mit der Nadel auf einem Rahmen. Der Webstuhl gehört hier noch zu den unbekannten Maschinen. Namentlich die Gewebe aus Wolle der Vigunnas zeichnen sich durch Fein-

heit aus, sind aber auch hier ziemlich theuer. Für 50 Thaler erhält man nur einen kleinen Poncho oder grossen Shawl.

Die Schwester meiner Wirthin unterhielt einen kleinen Circus, in welchem Hahnenkämpfe abgehalten wurden. Theils stellte die an Blutfliessen gewöhnte Sennora die Kampfhähne selbst, theils brachten die Cavalleros ihre Hähne mit und ergingen sich in leidenschaftlichen Wetten. Da das Eintrittsgeld nicht geringfügig war, so gehörte das Publikum schon den höheren Schichten der Gesellschaft an, äusserte aber eine unbegreiflich rohe Lust gerade in den widerwärtigsten Momenten des grausamen Vergnügens. Nachdem ich später die Spanier im Mutterlande bei den Stiergefechten beobachtet und die Bildungsstufe dieser Nation kennen gelernt, welche bereits Julius Cäsar als blutgierig bezeichnete, ist es mir erklärlich, dass sie heute noch zu allen Grausamkeiten fähig ist, welche zu unserem Entsetzen sowohl in Spanien wie in den spanischen Republiken begangen werden.

Unbegreiflich ist, dass der zahlreiche Klerus, welchem das niedere Volk neben der Achtung sehr hohe freiwillige Tribute zollt, nicht mehr auf das Gewissen wirkt. Da ihm ausserdem meistens die Schulen untergeordnet sind, so trägt er entschieden die Hauptschuld an der Verwahrlosung dieses unglücklichen Volkes, in welchem ein urwüchsiger kräftiger Kern steckt. Ich wohnte den Feierlichkeiten bei, mit denen das Osterfest begangen wurde. Eine grosse Volksmenge war dazu in diesem kleinen Städtchen von Nah und Fern zusammen gekommen. Die Geistlichen machten die ganze Leidensgeschichte Christi mit einem aus Holz geschnitzten Christus an den betreffenden Tagen praktisch durch, sowohl das Schlagen ans Kreuz wie die Kreuzabnahme und wirkten dadurch natürlich stark auf die Nerven der Damen, die nicht nur laut weinten, sondern theilweise laut schrieen, während die eigentliche Predigt fast gar Nichts von der Wichtigkeit dieser Ereignisse für die Christenheit enthielt. Am Abend der Kreuzabnahme wurde der Christus in einen gläsernen Sarg gelegt und dann um die Plaza mit Fackelschein und grosser Procession herumgetragen, wobei an jeder Ecke Halt

gemacht und Geld eingesammelt wurde. Ich stand allein im Dunkeln in der Mitte des grossen Platzes und bedauerte die Scene nicht malen zu können, zu der die an diesem Tage angelangte Truppe des General Navarro eine phantastische Staffage bildete. Mit gedämpfter Trommel begleitete sie den Aufzug, in welchem ich auch jene gebildeteren Sennores bemerkte, welche zuvor während des ganzen Gottesdienstes rücksichtslos über die Andacht der Damen gespottet hatten.

Die vier Tage waren vergangen. Honorato, der noch nie weiter als bis Tinogasta gereist war, hatte seine Rückreise angetreten; auch war die Kunde aus Chile angelangt, dass Varela auf die Nachricht vom Anmarsche Navarro's von dem beabsichtigten Einfall Abstand genommen und Copiapo verlassen hätte.

Die Pässe, die ich benutzen wollte, waren mithin frei, doch vergebens wartete ich auf den neu engagirten Arriero Don Fresco mit seinen Maulthieren. Endlich sandte er eine Karte mit der Nachricht, dass wir erst in zwei Tagen aufbrechen könnten, da ihm noch zwei gute Mulas fehlten und er die Expedition gut ausstatten wolle. In Süd-Amerika muss man Geduld haben, „siempre despacio", d. h. „immer langsam" ist die Devise der Eingeborenen. Wer sich nicht an die übliche Zeitverschwendung gewöhnt, bekommt oft zu hören „no se apure Ud", d. h. überstürzen Sie sich nicht. Trotzdem ich mich bemühte schnell zu reisen, verlor ich in Tinogasta wieder eine Woche, denn zufällig waren die meisten Arrieros abwesend und Don Fresco wusste, dass ich von ihm abhing. Am Morgen des 28. März hielten endlich die Maulthiere vor meiner Thüre, aber ohne Don Fresco, der Peon holte mich erst mit meinem Gepäck in die Wohnung von Don Fresco. Hier mussten noch drei Thiere beschlagen werden, das Gepäck wurde regulirt und erst am vorgerückten Nachmittag war Alles beendet. Nur Geduld und immer wieder Geduld! Es lohnte sich nicht gegen Abend aufzubrechen, die Reise wurde daher erst mit Sonnenaufgang am 29. März angetreten. (Siehe Uebersichtskarte II.).

Don Fresco, der Peon, ich und drei Packmaulthiere

schlugen den Weg nordwärts ein, am Yagué entlang, wie der Rio Colorado in seinem obern Laufe heisst. In sieben Tagen sollte ich Copiapo erreichen, was bei guten Maulthieren möglich ist, wenn sie nicht zu schwer beladen sind. Am ersten Tage legten wir auch die darnach abgemessene Strecke zurück. Wir passirten San José und Anillaco, den letzten bewohnten Ort hart am Fuss der Gebirgskette. Oberhalb dieses Ortes verliessen wir den Yagué und marschirten am Rio de la Troya entlang. Am Nachmittage berührten wir die Ruinen eines alten Indianerortes, die ersten alten Ruinen, die ich in Amerika antraf. Die Reste einer steinernen Umfassungsmauer und eines Thurmes aus Bruchsteinen im ausspringenden Winkel gaben Zeugniss von einer ehemaligen Befestigung, die Häuser selbst schienen meist aus Lehm aufgeführt gewesen zu sein. Jetzt giebt es in jenen Gegenden keine wilden Indianer mehr, sie scheinen sich mit den Spaniern vermischt zu haben, aus welcher Mischung die jetzige Landbevölkerung besteht, die auch ein Spanisch spricht, das kaum noch als solches zu erkennen ist.

Bald darauf traten wir dort wo der Rio de la Troya die vor uns gelegne Gebirgskette verliess, in eine Felsschlucht. Jede Fernsicht wurde uns auf einige Stunden genommen, meist mussten wir im schmalen Bett des Rio de la Troya marschiren, das zu beiden Seiten von hohen Felswänden eingeschlossen war. Dieser Theil des Gebirges gehörte, wie die sich an einander reihenden Gebirgszüge der nächsten Tage, noch nicht zu den Cordilleren. Vielmehr war es die auf der Uebersichtskarte I. bezeichnete Sierra Famatina, welche sich mit einer andern von Süd nach Nord streichenden mehr westlichen Kette vereinigt zu haben schien.

Einen wesentlichen Unterschied mit den Cordilleren konnte ich jedoch nicht erkennen, denn die auf einander gethürmten Gebirgsmassen differiren in ihren Höhenverhältnissen mit jenen nur unbedeutend.

Die ganze Gebirgstour, welche ich nun zurücklegte, war sehr verschieden von der zwei Jahre zuvor im Winter von Mendoza nach Chile gemachten. Ich ziehe letztere vor, da sie nicht so

langweilige Strecken, wie die nördlichere hat. Auf diese Bevorzugung mag von grossem Einfluss sein, dass ich jene Reise im Winter machte. Sowohl erhöhten die Gefahren den Reiz, als auch schattirte der Schnee die kahlen Felsenpartien oft in schöner Weise, während auf dem neuen Wege die ewig kahlen Gebirge das Auge ermüdeten und Gefahren bei der Passage kaum vorhanden waren, wenn man von der verrufenen Bevölkerung absieht, die auf argentinischer Seite ausserhalb des Gebirges lebt und dasselbe unsicher macht. In der beiliegenden Skizze ist der von mir genommene Weg ziemlich richtig gezeichnet; die Natur hat in den Flussthälern den Weg vorgezeichnet, den die meisten Menschen in dieser Gegend der Cordilleren einschlagen. Er ist nur von Pferden und besser von Maulthieren zu passiren, zeitweise aber gar nicht, wenn viel Regen fällt oder der Schnee schmilzt, da sich der Weg häufig auf das zwischen Felsen eingeklemmte Flussbett mit gewöhnlich niedrigem Wasserstande beschränkt.

Das schmale Flussbett an diesem ersten Tage war eigenthümlich, oft grossartig, ähnlich dem zu Weckelsdorf in Böhmen. Es schlängelte sich in so vielen scharfen Krümmungen, dass man gar nicht weiter zu kommen schien. Die Felspartien bestanden ganz aus röthlichem Sandstein, dessen Schichten sich scharf markirten. Ausser einigen Sträuchern am Fusse der Felsen und einigen Felsspalten war keine Vegetation bemerkbar. Diese sedimentären Formationen beobachtete ich auch in den nächsten Tagen, so lange wir am Rio de la Troya entlang ritten, wenn sie nicht von Geröll und Sand bedeckt waren.

Bei Sonnenuntergang traten wir in einen grösseren Kessel, dessen spärliche Vegetation das Futter für unsere Maulthiere bot. Wir campirten hier auf trocknem Boden und fanden zum Kochen einige Aeste von Algarrobenbäumen, welche hier vereinzelt standen.

20 Leguas waren wohl zurückgelegt, aber zu meinem Verdruss sah ich, dass die drei Packthiere bereits auf dem Rücken gedrückt waren. Trotzdem ich ausbedungen, dass

Don Fresco keine schwere Fracht mitnehmen dürfe, hatte er dennoch die Thiere mit getrockneten Pfirsichen und Algarrobenmehl, womit er in Chile ein vortheilhaftes Geschäft zu machen gedachte, übermässig beladen. Ferner hatte ich ausbedungen, dass Don Fresco das nöthige Fleisch, Zwieback und Zubehör mitnehmen sollte, da man bei diesen Touren das Essen doch immer mit den Leuten zusammen aus demselben Kessel erhält. Zu meinem Erstaunen gewahrte ich, dass der Fleischvorrath nur aus den vom Frühstück übrig gebliebenen Flügeln eines Huhnes bestand. Ich war still, da Fresco mir mittheilte, dass er am folgenden Tage an einer ihm im Gebirge bekannten Hammelstation zwei Hammel kaufen würde und begnügte mich nach diesem recht anstrengenden Marsche mit einer Wassersuppe von Brot und Pfeffer.

Am 30. März stiegen wir das Flussthal steiler hinan, die Maulthiere wurden schon müder, eins blieb sogar unter zu schwerer Last eine halbe Stunde liegen. Die Hammelstation wurde gesucht, aber nicht gefunden. Wir ritten verschiedene Seitenschluchten, die allerdings Weide boten, Stunden lang ab, aber umsonst. Empfindlich war es mit der zunehmenden Kälte in den höheren Regionen, wo Appetit und Durst ebenfalls zunehmen, mit Zwieback und gedörrten Pfirsichen verpflegt zu werden, doch wollte ich nicht umkehren und musste mich daher fügen. Die letzte Hälfte dieses Tagemarsches war schon eintönig, da an die Stelle der Felsen hohe mit Geröll bedeckte Berge traten und so das Groteske der Felsen verloren ging. Das Resultat des Tages war ungünstig, da nur die Hälfte des vorgenommenen Marsches zurückgelegt war und zwei Maulthiere sich als sehr schwach erwiesen.

In der Nacht zum 31. März war es schon recht kalt, eine in Tinogasta erstandene und dort mit der freien Hand gearbeitete Decke war ausser dem dünnen Poncho mein einziger Schutz und that mir vortreffliche Dienste, denn wir campirten immer ohne Zelt auf harter Erde. Wir erstiegen eine neue Bergkette, die sich gleichsam als eine höhere Terrasse markirte. Der ganze Weg war höchst langweilig, kein

Baum, kein Strauch, mitunter etwas Gras. Die Berge ohne Felsen, voll Geröll, keine Fernsicht, ein ewiges Einerlei! In einem aufsteigenden Thale gelangten wir bis Tamberia. Diese Namen in dem gänzlich unbewohnten Gebirge bezeichnen nicht Ortschaften, sondern nur gewisse Stellen.

Ueber den Fortgang dieser Gebirgsreise lasse ich mein Tagebuch wörtlich folgen:

1. April.

Letzte Nacht war sehr kalt. Ich habe bereits solchen Appetit auf Fleisch wie in Paraguay auf jedes Andere, das nicht Fleisch war. Meine Conserven aus Tucuman und Catamarca sind verzehrt, und diese Semmelsuppe mit Pfeffer will mir gar nicht schmecken.

Die Maulthiere sind bereits so gedrückt, dass ich noch nicht das Ende der Reise absehe.

Zudem stehen uns noch die schlimmsten Stellen bevor. Alle Augenblicke fällt ein Thier hin und kann nicht eher aufstehen, bis ihm das Gepäck abgenommen ist.

Wir machen nur 10 Leguas den Tag. Der Weg war heute ebenso langweilig wie gestern.

2. April.

In der Nacht hatten wir drei bereits solches Asthma in Folge der dünnen Luft, bei einer Höhe von ca. 10,690 Fuss, dass wir schlecht schliefen. Die Eingeborenen nennen diesen Zustand Puna und bilden sich ein, dass Dämpfe aus der Erde steigen, die das Athmen belästigen. Don Fresco lächelte ungläubig, als ich seiner gelehrten Auseinandersetzung meine Erklärung folgen liess.

Wir gelangten heute auf den Kamm der Cuesta de la Quebrada de la Troya. Das Ersteigen war bis Mittag so einförmig wie an den vorhergehenden Tagen; endlich erreichten wir die Quellen des Rio de la Troya und wurden nach Erklettern des über 13,000 Fuss hohen Kammes mit einer prachtvollen Fernsicht belohnt.

Der Kamm ist die Wasserscheide zwischen dem Rio Yagué und dem Rio de la Troya. Wie in einem Panorama erblickte man nach allen Richtungen Gebirgszüge, ein Meer

von Kuppen, Abhängen und kleinen Plateaus, getrennt durch Thäler und Schluchten. Jenseits der vor uns liegenden breiten Thalmulde begannen die eigentlichen Cordilleren gleich ausgezackten Ketten mit verschiedenen schneebedeckten Kegeln von denen in Nordwest der scheinbar nicht weite, 18,000 Fuss hohe Cerro Bonete besonders hervorragte, während ganz nahe vor uns ein rother Felsenkegel, der Estanzuelo, den Weg für die Weiterreise anzeigte. Aber trotz aller Grossartigkeit blieb der Totaleindruck ein melancholischer, keine Wälder und Wiesen, überhaupt keine Vegetation, kein Alpensee, nur einige Trupps Vigunnas belebten diese weite Einöde, deren Kolorit nur aus den matteren Schattirungen von grau, gelblich und röthlich bestand.

Der hohe Abhang zum Yagué hinunter war sehr steil, unsere müden Maulthiere kletterten ihn bewundernswerth hinab, scheinbar bewusst, dass ein Fehltritt ihrem Dasein ein schnelles Ende bereiten könnte. Wir lagerten wieder im Flussthale an einer Stelle, wo drei kleine Kreuze in Erinnerung an drei im Jahre zuvor hier aufgefundene Leichen errichtet waren.

Der Yagué hat etwas salpetriges Wasser, das in Verbindung mit unserer weniger als frugalen Mahlzeit keine gute Wirkung ausübte. In Ermangelung von Holz wurden die Wurzeln des Cuerno Cabra, d. h. Ziegenhorn, zum Feuer verwandt, welches sich von Zeit zu Zeit auf den Kiesflächen vorfindet.

Der Peon benutzte gelegentlich Don Fresco's Abwesenheit, um mir seine Befürchtungen wegen des Weitermarsches mit so schwachen Thieren und schwerem Gepäck auszudrücken. Nach zwei Tagen hätten wir das wasserlose, 20 Leguas breite Hochplateau der Cordilleren zu überschreiten und müssten deshalb ohne Aufenthalt an diesem Tage von der Morgendämmerung bis zum Abenddunkel marschiren; wenn wir einen Schneesturm erhielten, der Anfangs April mitunter schon eintritt, so wären wir ohnehin mit diesen müden Maulthieren verloren. Jenes Plateau war mir der Beschreibung nach schon bekannt, ich nahm daher mit Don Fresco Rück-

sprache über Zurücklassung der Hälfte seiner Ladung. Er stellte aber so übertriebene Entschädigungsansprüche, dass ich es darauf ankommen lassen wollte.

3. April.

Die Nacht war sehr kalt, zum Schutz gegen den Wind bauen wir jeden Abend aus den herumliegenden Steinen eine kleine Mauer um das Nachtlager, aber die Athembeschwerden lassen weder Menschen noch Thiere anhaltend schlafen, zumal da sie zunehmen, wenn man sich hinlegt.

Wir marschirten heute den Yagué entlang, stromabwärts bis zur Mündung des Rio Oro und dann zum Theil durch hübsche Bergpartien, oft sehr steil bergan, so dass mir die durch Hunger und Anstrengung ermatteten Maulthiere sehr leid thaten. Der aus der Ferne roth erscheinende Estancuelo war von Massen rothen Gerölls und Sandes bedeckt. Die zu Tage tretenden Felsen bestanden fast nur aus Grauwacke und andern Sandsteinformationen. Wir erreichten schon gegen Mittag den Weideplatz für unsere Maulthiere, den letzten vor Betreten jenes berüchtigten breiten Hochplateaus der Cordilleren.

Die Thiere sind so genügsam, dass sie während der ganzen Gebirgsreise nur das magere wildwachsende Gras erhalten. Man muss daher seine Reise so einrichten, dass ihnen täglich Wasser und einige Halme zu Theil werden.

Don Fresco machte mir die nicht unerwartete Mittheilung, dass wir einige Tage liegen bleiben müssten, um die Mulas sich erholen und ihre Druckschäden heilen zu lassen. Meine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, denn darauf hatte ich mich nicht eingerichtet, in dieser öden kalten Region bei schlechter Verpflegung beständig im Freien zu campiren, nachdem ich erst einige Tage zuvor an übergrosser Hitze gelitten. Da Vorwürfe nichts helfen konnten, musste ich mich ins Unvermeidliche schicken.

4. April.

Gestern Abend erblickten wir in einer nicht sehr entfernten Schlucht ein Licht. Der Peon wurde hingeschickt und fand die Vermuthung bestätigt, dass es von Vigunna-

Jägern herrühre. Er kehrte mit einem grossen Vigunna-Filet zurück, von dem wir sofort Asado machten und Nichts übrig liessen. Es schmeckte ähnlich dem Guanaco, mehr nach Rindfleisch als nach Wild. Ich benutzte heute die freie Zeit, um mit den Vigunna-Jägern zu jagen. Es waren vier Gauchos, die sich seit Wochen in diesen unwirthlichen Gegenden mit wenigen Maulthieren und Hunden aufhielten, um Felle zu sammeln.

Nur ein Säckchen mit Mate und etwas Salz führten sie mit sich, ihre verwitterten Züge machten keinen vertrauensvollen Eindruck. Mit einer Flasche Canna gewann ich bald ihr Zutrauen.

Die Vigunnas sind noch scheuer als die Guanacos, etwas heller und kleiner, mit feinerem Haare; dieses wie der Kopf sind ebenfalls dem Kameel ähnlich. Während sich die Guanacos schon in den südlicher gelegenen Cordilleren aufhalten, sind hier die Vigunnas heimischer und weiter nördlich in Bolivia sowie Peru neben den Vigunnas die zur selben Gattung gehörenden Lamas. Die gezähmten Vigunnas, die den Namen Alpacas haben, und vornehmlich die Lamas werden in Bolivia und Peru als Hausthiere verwandt. Die Vigunnas sah ich ebenfalls stets in Trupps, wenn auch nicht gerade in so starken wie die Guanacos. Ein Bock hält stets in der Nähe des äsenden Trupps auf einer Kuppe Wache. Durch ihn wird man von Weitem auf den Stand der Heerde aufmerksam und entwirft den Plan zur Hetze. Sehr geschickt pirschten sich die Gauchos mit den grossen zottigen Hunden unter Benutzung der Schluchten von verschiedenen Seiten heran, bis die Vigunnas aufmerksam wurden und alsdann die Hetze begann. Zwei Mal glückte es den Hunden diesen Tag, in den Trupp hinein zu kommen und einmal zwei, das andere Mal drei Thiere umzureissen, die in höchst unweidmännischer Weise nicht abgefangen, sondern durch Halsabschneiden abgeschlachtet wurden. Als ich am späten Nachmittage zu Don Fresco zurückkehrte, wollte der Zufall, dass ich auf drei Gauchos stiess, die ausser einigen beladenen

Packthieren noch zwei unbeladene mitführten. Ich trat sofort mit ihnen in Unterhandlung über meine Mitnahme.

Nachdem wir übereingekommen, mein Gepäck umgeladen war und ich Don Fresco's Rechnung bezahlt hatte, flüsterte mir dieser zu, ich solle stets vorsichtig sein, es seien „hombres malos", d. h. schlechte Menschen, besonders der eine dürfe sich wegen wiederholten Mordes in Tinogasta und den übrigen Grenzorten nicht mehr blicken lassen. An solche Gesellschaft bin ich aber bereits so gewöhnt, dass mich diese Mittheilung nicht weiter beunruhigt. Ich habe die Bedingung gestellt, stets hinten zu reiten und abgesondert zu schlafen. Man muss diese Leute nie hinter sich lassen, da sie dann Lasso, Bolas und Messer leicht gebrauchen können, während sie vorn vor dem umgeschnallten Revolver Respekt bewahren.

Wir marschirten heute nur eine halbe Legua und können noch Fresco's Feuer sehen.

5. April.

Die Nacht war wenig angenehm. Das Asthma hat so zugenommen, dass Menschen und Thiere alle Paar Minuten hörbar nach Luft schnappen. Die neuen Gefährten werde ich stets einschlafen lassen, bevor ich mich hinlege. Der Marsch hatte sie gestern so ermüdet, dass sie bald nach dem Abendessen einschliefen. Mein Schlaf ist ausserdem so leise geworden, dass ich beim geringsten Geräusch erwache und meinen Revolver ergreife.

Wir legten heute die 20 Leguas lange Wüste des Hochplateaus meist im Trabe zurück. Im Allgemeinen steigt das Terrain in vier ziemlich regelmässigen Terrassen bis Barranca blanca hinauf. Dies schliesst nicht aus, dass man ziemlich häufig bergauf und bergab reiten muss.

Die Formation bestand meist aus thonig-sandigem Schiefergestein, häufig mit Porphyr- und Trachyt-Fragmenten bedeckt. Aus letzterem Gestein schienen die Kegel zu bestehen, welche hin und wieder seitwärts unserer Strasse emporstiegen.

Dies Hochplateau ist 13 bis 14,000 Fuss hoch. Wir

liessen zur Linken die Laguna de las mulas muertas, d. h. den See der todten Maulthiere und die Laguna brava liegen, Beide enthalten so salziges und schädliches Wasser, dass die Thiere nach seinem Genuss sterben. Der ganze Weg war heute mit gefallenen Thieren, Gerippen und Knochenresten bedeckt, unter welchen verschiedene von Menschen herzurühren schienen; denn wer diese Strecke nicht überwindet, bleibt wie in einer Wüste liegen. Hier herrschen die Temporale oder Schneestürme, denen der Mensch vergeblich trotzt. Die Regierung hat deshalb zwei Cassuchas oder Steinhütten gebaut, wohin sich die in der Nähe befindlichen Menschen in solchen Fällen retten können; doch müsste auf jeder Legua eine stehen, wenn sie dem Bedürfniss genügen sollen. In der Höhe des eine Gruppe von mehrerern imposanten Kegeln bildenden Cerro Bonnete war die Hochfläche bereits mit Schnee bedeckt. Wir machten hier einen bedeutenden Umweg nach Süden um das Klettern zu vermeiden.

Bei Sonnenuntergang langten wir am Rande der Barranca blanca an. Diese ist ein ca. 1000 Fuss tiefer jäher Abhang von weissem Sande mit Steinen gemischt; eine unbequeme Passage in der Abenddämmerung. Im Dunkeln kamen wir zu einer dritten Cassucha, wo wir Nachtquartier nahmen.

6. April.

Bis jetzt hatten die Gauchos noch immer Cuerno cabra zum Feuern gefunden und mitgenommen. Gestern Abend mangelte es aber an jeglichem Brennmaterial. Der richtige Vaqueano oder Pfadfinder weiss sich indessen stets zu helfen. Die Leute verwandten Maulthiermist zum Feuern, das sie durch abwechselndes Pusten brennend erhielten.

Regelrechtes Asado konnte der matten Flamme wegen nicht gemacht werden; diese Wilden rösteten daher das Fleisch einfach in der Asche, was sie Churasso nannten. Dieser Braten mit Salat war mir denn doch zu viel, trotzdem ich eine Portion Unreinlichkeit zu ertragen gelernt hatte. Ich begnügte mich mit einigen Mates und war noch immer glücklicher als in Paraguay bei der Aussicht, in wenigen Tagen

die Küste und somit civilisirtere Verhältnisse wieder zu gewinnen.

Um mit den unzuverlässigen Gefährten in der entsetzlich unreinen Cassucha, deren Boden mit Asche, Knochenresten und anderen Ueberbleibseln von Mahlzeiten bedeckt war, nicht zusammen zu schlafen, legte ich mich ins Freie. Der zu einem Eisklumpen gefrorene Bart ist seit zwei Tagen nicht aufgethaut; ich habe fast alle Kleidungsstücke und fast alle Wäsche an, die ich überhaupt mitführe, da ich mich auf solche anhaltende Kälte nicht eingerichtet habe.

Die Tour war heute interessanter, die ermüdende Einförmigkeit hörte auf. In vielen Windungen ritten wir an dem nach Süden fliessenden Rio blanco bis zu dessen Quellen stromauf, kletterten bei einigen Porphyrkegeln vorbei einen schmalen Kamm hinauf, liessen zur Linken einen zugefrorenen grösseren Teich liegen und ritten sodann in das breitere Thal des ebenfalls nach Süden fliessenden Rio Salado hinunter, dem der Name nach dem salzigen Wasser gegeben ist.

Wir kletterten nun einen steilen mit Trachyt-Trümmern bedeckten Abhang zu dem sogenannten Campo Araujo hinauf, einer über 13,000 Fuss hohen Hochfläche, welche nach einem im Jahre 1855 stattgehabten Unglücksfall den Namen erhalten hat. 18 Holzkreuzchen von einem Fuss Höhe zeigten die Stelle, wo im März jenes Jahres ein Viehzüchter mit seinem Capatas, 16 Peonen und über 100 Maulthieren, bald nachdem sie dies Plateau bestiegen, von einem Schneesturme überrascht wurden und nach einer schauervollen Nacht, in der es ihnen nicht gelang, Feuer anzumachen, umkamen. Nur ein Junge, der sich von der Karavane entfernt hatte und von andern Reisenden am andern Tage halb erstarrt aufgefunden wurde, konnte Auskunft geben.

Uns begünstigte oben der schönste Sonnenschein, so dass ich solchen Unfall in jetziger Jahreszeit für unmöglich hielt, trotzdem wir dem Winter um einen Monat näher sind als damals der unglückliche Araujo.

Am Rande des steilen Abhanges, der in das Thal des Rio Pioquenes hinunterführt, breitete sich vor uns wieder ein

neues Gebirge aus, von dem ich bis dahin nur die höchsten Spitzen am Horizont bemerkt hatte. Wir waren am West-Abhange der eigentlichen Cordilleren angekommen und hatten vor uns das weite Gebirgsland, welches an der Küste Chile's nur eine schmale Ebene, oft gar keine übrig lässt.

Am Nachmittag kletterten wir diesen Abhang, der die Grenze mit Chile bildet, mehrere 1000 Fuss hinunter, Anfangs durch Sand, demnächst auf dunklem Trachyt, der mit verwittertem Geröll theilweise bedeckt war, endlich den untersten Theil auf einem granitnen rothen Gestein, das zum Theil hohe glatte Felswände bildete und wohl der ältesten Periode bei der Cordillerenbildung angehört. Wir begegneten hier einer Gesellschaft von drei Männern und einer Frau, deren Passiren auf dem schmalen Pfade nicht geringe Schwierigkeiten verursachte.

Das Thal des Pioquenes, der später den Namen Rio Copiapo erhält, ist das hübscheste, welches ich auf dieser Cordillerentour angetroffen habe; es bietet viel Abwechselung und ist auf beiden Seiten von oft sehr grotesken, hohen, ja grossartigen Felspartien, Anfangs jenem Granitgestein, später Sandgestein begleitet. Wie wohl war mir zu Muthe, als ich wieder leicht athmen konnte, nicht mehr fror, und das Maulthier auf der grünen Wiese freien Schrittes bergab marschirte. Wir übernachteten unweit von Pennasco de Diego, das noch über 11,000 Fuss über dem Meere liegt.

Mit meinen Gauchos komme ich ziemlich gut aus; nur Don Diego bleibt verschlossen und unheimlich. Mag das Gewissen aller drei schwer beladen sein, das dieses Dritten, dessen finstere Erscheinung einen vollkommen räuberhaften Eindruck macht, scheint noch nach viel grösserer Gewissenslast zu lechzen.

7. April.

Unsere Tropa hat sich um ein Pferd vermehrt, das meine Begleiter gestern stahlen. Wahrscheinlich wird es Vigunna-Jägern gehören. Sie fingen es in einer Nebenschlucht, um es, wie sie verabredeten, bei nächster Gelegenheit zu verkaufen. Der Marsch w[illegible] ein V[illegible]

sanft bergab im Thale des Pioquenes, das vornehmlich dort, wo Querthäler münden, recht malerische Stellen hat. Gewaltige Porphyrmassen traten an die Stelle des Granits und wurden später durch Sedimentär-Gesteine von verschiedener Farbe und Beschaffenheit ersetzt. Ausser dem Grase machten sich bereits Sträucher und einige andere kleine Pflanzen bemerkbar. An einigen Stellen verengte sich das Thal so, dass die nahe zusammentretenden hohen Felswände fast ein Felsenthor bildeten. Wir nahmen das Lager unterhalb Castannos, wo ein chilenischer Wachtposten stationirt war, dem für jedes Maulthier ein kleiner Zoll entrichtet wurde.

8. April.

Don Diego, der gestern schon häufig ohne Grund zurück blieb, schlief erst sehr spät ein; es ist ihm augenscheinlich unangenehm, dass ich stets zum Gefecht bereit bin, man darf ihn aber nicht einen Moment aus den Augen verlieren.

Heute fehlten zwei Maulthiere, sie waren in der Nacht das Flussthal weiter hinab gegangen, wo bessere Weide war. Statt um 4 Uhr Morgens brachen wir erst um 10 Uhr auf. Die Gauchos meinten, wir würden nun Lomas bayas wohl heute nicht mehr erreichen, was sie mir zuvor versprochen hatten. Ich hatte mit den Leuten abgemacht, dass sie mich nach irgend einer Station der im Thale des Rio Copiapo führenden Eisenbahn schaffen sollten. Sie redeten immer vom Orte „Lomas bayas", wohin sie zuvörderst die auf den Packthieren mitgeführte Last zu schaffen hätten, ohne dass ich aus ihrer Beschreibung die Lage dieses Ortes entnehmen konnte.

Ihre Gespräche verriethen mir, dass sie ihre aus Tabak bestehende Fracht mit Umgehung des weiter unterhalb im Flussthale befindlichen Zollhauses in Chile einzuschmuggeln beabsichtigten. Hätte ich meine eigenen Maulthiere gehabt, so brauchte ich diesen Tag nur thalabwärts zu reiten. Abhängig, wie ich war, musste ich mich fügen.

Zwei Stunden marschirten auch wir in südlicher Richtung das Flussthal entlang; plötzlich aber verliessen wir es und wandten uns scharf nach Westen, indem wir einen steilen

Abhang oder vielmehr mehrere terrassenförmig über einander liegende Abhänge erkletterten. Die Maulthiere waren stark und dauerhaft; denn mehrere Stunden kletterten sie im Zickzack wie Katzen durch das meist lose Geröll, ermuntert durch das beständige Fluchen meiner Gefährten, gleichsam als ob die Thiere dem wirklich gräulichen Fluchen bald ein Ende zu machen suchten. Nachdem wir endlich den Kamm dieser Bergkette erreicht, übernahm ein Mann als Spitze 500 bis 1000 Schritt voraus die Vorhut.

Der jenseitige Abhang war unbedeutend. Vor uns breitete sich eine bergige Hochebene mit einzelnen schärfer hervortretenden Kuppen aus. Nur Sedimentärgesteinen in röthlicher, bräunlicher und gelblicher Farbe begegnete ich hier, deren Kies die ganze Gegend bedeckte.

Die Leute wussten sich in dem Labyrinth von Kuppen und Schluchten, nach den an den verschiedenen Seiten des Horizontes auftauchenden höchsten Spitzen vortrefflich zu orientiren.

Ausser einigen Trupps Guanacos und Vigunnas gewahrte man keine Spur von lebenden Wesen.

Die Sonne war dem Untergang nahe, als wir an einer Quelle unsere Thiere tränkten, in deren Nähe auch etwas Weide und einige Sträucher zum Feueranmachen vorhanden waren. Die Gauchos wollten die Nacht hier bleiben. Ich drang aber auf Innehaltung des Abkommens, heute in einen bewohnten Ort zu kommen. Der Gaucho, welchem mein Maulthier gehörte und dem ich am meisten vertraute, sattelte jedoch ab und rieth mir bei ihm zu bleiben, er wolle mich sicher nach Lomas bayas bringen. Don Diego hielt sich passiv, während sich der dritte Gaucho heimlich erbot, mich gleich nach Lomas bayas in einigen Stunden zu schaffen, wenn ich ihm seine Gasthausrechnung bezahlen wollte. Jedenfalls liessen sich die drei Banditen unter einander im Stich, und suchte Jeder aus mir den grössten Vortheil zu ziehen. Mir kam es darauf an, einen bewohnten chilenischen Ort zu erreichen, und setzte ich daher ohne Aufenthalt mit dem einen Gaucho den Marsch fort; auffallend war mir nur, dass Don

Diego voraus eilte, sein ganzes Benehmen lies mich Verdacht schöpfen, dass er etwas im Schilde führe.

Wir passirten noch in der Dämmerung recht malerische Bergpartien, als es aber finster wurde, verlor mein Führer mehrfach die Direction, vielleicht zu meinem Glück. Diese Leute scheinen den Instinct eines Hundes zu haben; er brachte mich richtig nach Lomas bayas, als er aber die Lichter des Orts auf einer augenscheinlich nahe vor uns liegenden Höhe schimmern sah, meinte er, wir seien an einer falschen Stelle angelangt. Er machte nun mehrere mir auffällige Umwege, räusperte sich häufig, stieg ab, horchte auf dem Erdboden und zögerte augenscheinlich, mich nach Lomas bayas hinaufzubringen. Ich fragte, was er denn suche. Er meinte, es wäre hier nicht ganz sicher. Die Unsicherheit schien mir aber in irgend einer Verabredung mit Don Diego zu bestehen, der mir wahrscheinlich an anderer Stelle auflauerte. Ich ritt nun, ohne ihn zu fragen, auf meinem müden Maulthiere den Lichtern zu, worauf sich mein Begleiter dann auch bequemte, mich bald in den wohlgeordneten chilenischen Ort hineinzuführen, in dessen Umgebung durchaus keine Unsicherheit existiren soll. Der Ort besteht fast nur aus Zelten und Bretterbuden, von denen jede Behausung mit einer Gruben-Laterne versehen ist, welche sowohl das Innere wie die Strasse beleuchtet. Ueberall war eine Ordnung sichtbar, wie ich sie in den argentinischen Orten vermisste.

Ein Gasthaus giebt es hier nicht. Ein englischer Krämer, Mr. Ralph nahm mich in seinem Blockhaus als „Landsmann“ auf, denn hier sind alle Europäer Landsleute. Meinen wilden Begleiter wollte er aber in seinen vier Pfählen nicht dulden. Ich entliess ihn mit hinreichenden Verpflegungsvorräthen und will er mich morgen wieder aufsuchen.

9. April.

Sogar ein Bett überliess mir Mr. Ralph trotz der primitiven Einrichtung, so dass ich herrlich ausruhen konnte. Freilich durchjagten wüste Träume meinen Kopf, doch erweckte das Bewusstsein, wieder an der Thür zur Civilisation angelangt zu sein, beim Erwachen ein behagliches Gefühl.

Lomas bayas ist ein Felsennest, das sich nach Auffindung einiger silberhaltiger Minen aus einer Ansiedelung von Bergleuten und kleinen Kaufleuten gebildet hat.

Da nur ein Tag um den andern ein Zug von der nächsten Station Loro nach Copiapo abgelassen wird und heute keiner geht, so musste ich hier bleiben und benutzte den wieder unvorhergesehenen Aufenthalt zur Besichtigung der hiesigen Bergwerke. Ein deutscher Ingenieur, Sohn eines Berggeschworenen aus Schlesien, war der intelligenteste Mann, dem ich hier begegnete. Er zeigte mir seine Hauptwerke, in denen nur Silbererze gewonnen wurden und erzählte mir viel Interessantes über Chile. Sogar eine deutsche Zeitung, wenn auch sieben Wochen alt, fand ich bei ihm.

Auf Mittag erhielt ich den Besuch der drei Gauchos, von denen sich mein Begleiter bereits in ziemlich starkem Rausche befand, während die beiden andern ihn zu beneiden schienen. Sie erboten sich, mich sofort auf ihren Maulthieren nach Copiapo zu führen. Ich dankte natürlich verbindlichst für das freundliche Anerbieten, froh, dass ich ihnen glücklich entgangen war. Augenscheinlich hatten sie mich mit meinen wenigen Reiseeffecten zu gering taxirt und schienen sich über diesen Fehler sehr zu grämen.

10. April.

Mr. Ralphs Wagen brachte mich mit anderen Passagieren auf einer von der Eisenbahngesellschaft höchst kunstvoll gebauten Strasse nach der Eisenbahnstation Loro. Der Weg führte beständig bergab durch schöne Felspartieen. In Loro merkte ich, dass ich meinen Revolver vergessen, den mir Ralph am Abend meiner Ankunft bei völliger Unbekanntschaft mit meiner Person abgenommen und nur zu gut aufbewahrt hatte.

Den Ruf der Ehrlichkeit, den sich die selbst weniger gebildeten Engländer im Auslande erworben, fand ich bei ihm bestätigt, denn er sandte mir den Revolver durch das norddeutsche Konsulat nach und erhielt ich ihn bei passender Gelegenheit kürzlich hier in Merseburg.

Das Flussthal des Copiapo, durch welches die Eisenbahn

führt, ist durch die künstliche Bewässerung, welche fast das ganze Wasser des Flusses absorbirt, in einen Garten verwandelt. Viele Landhäuser von Copiapoern schmücken dieses Thal. Am Nachmittage langte ich in Copiapo an und fand in einem guten französischen Hotel alle lang entbehrten Bequemlichkeiten, doch aus den 14 Tagen, die ich für die Reise von Tucuman bis hierher gerechnet hatte, waren 31 Tage geworden.

Drittes Capitel.

Von Copiapo nach Lima. — Guayaquil. — Panama. — San Francisco.

Copiapo, eine Stadt von 20 bis 30,000 Einwohnern, ist der Centralpunkt des nördlichen Chile, in welchem sich die zahlreichen Minendistricte befinden, namentlich Silber- und Kupferminen. Die Kaufleute und angeseheneren Leute sind bis auf wenige Ausnahmen Ausländer. Die Stadt ist von allen Seiten von Bergketten umgeben und würde einen freundlicheren Eindruck machen, wenn der Umgebung nicht die Vegetation mangelte.

Mit Hülfe des Flusswassers sind im Flussthale wohl künstliche Ueberrieselungen angelegt, wo diese aber fehlen, wächst nichts. Es regnet hier im Laufe des Jahres ein bis zwei Mal, mitunter auch gar nicht. Der Regen hat auf dieser westlichen Cordillerenseite recht extreme Zonen. Im südlichen Chile regnet es zu viel, bei St. Jago und Valparaiso der gemässigten Zone angemessen, im nördlichen Chile fast nie, an der Küste Bolivia's und des südlichen Peru überhaupt nie, in Lima nur eine kurze Zeit im Jahre, ich glaube nur in einem oder zwei Monaten, und in Guayaquil schon wieder regelmässig, zu gewissen Zeiten sogar zu viel. In der Nähe der Küste setzen aber die Seenebel, welche in der Nacht niederschlagen, etwas Feuchtigkeit ab.

Die regelmässigen Quadras und die hübsche Plaza fand

ich hier ganz wie in den argentinischen Städten. Die Häuser sind meist zweistöckig und zum Schutz gegen Erdbeben von Holz, Rohr und wenig Lehm gebaut, mit überstehenden Balken und Zimmerdecken von Leinwand versehen, so dass sie bei Schwankungen des Erdbodens bis zu einem gewissen Grade nachgeben. Die consistenter aufgeführten Bauwerke sind beim Erdbeben vom 5. October 1859 zusammengestürzt. Man rechnet hier in der Woche ein bis zwei Erdbeben. Es klang mir dies märchenhaft, doch sollte ich in den drei Tagen meines Dortseins eines selbst erleben. Es war wie die meisten nur unbedeutend, man verspürte ein Schwanken von vielleicht zwei oder mehreren Sekunden.

Sonntag den 12. April wurde ich schon früh Morgens durch Militär-Musik geweckt. Das Milizbataillon und die Spritzencompagnie zogen die Strasse entlang. Der militärische Spectakel zog mich so an, dass ich nicht unterlassen konnte nachzugehen. Auf der Alameda, einem Promenadenplatz, exerzirte ein Major der stehenden Armee dies Freiwilligen-Bataillon, die Officiere äusserst fein, die Gemeinen einfach aber reinlich adjustirt. Die verschmitztesten Evolutionen wurden nach spanischem Reglement auf beschränktem Raume mit ziemlicher Genauigkeit ausgeführt. In der Spritzencompagnie befanden sich fast nur Ausländer, die ebenfalls ihr Sonntagsvergnügen haben wollen. Sie betrachten dies Feuerwehrvergnügen als einen Sport und haben sich kostbare Uniformen dazu angeschafft. Alle Uebungen und Bewegungen führten sie im Angesicht der weiblichen Bevölkerung mit einer gewissen Grazie aus. Bei feierlichen Gelegenheiten werden noch besondere Paradeuniformen angelegt.

Die gebildeteren Deutschen haben hier einen Club gegründet, in welchem ich die wenigen Abende eine zuvorkommende Aufnahme fand. Weniger höflich war der norddeutsche Consul Paulsen, den ich in Folge dessen gar nicht aufsuchte, übrigens der einzige, den ich mit dieser wenig empfehlenswerthen Eigenschaft während meiner Reise kennen lernte.

Fast wäre ich hier in Geldverlegenheit gerathen, die mir

wieder Zeit gekostet hätte. Um mich nicht unnütz zu belasten, hatte ich mich beim Antritt dieser letzten Reise von Buenos Ayres nur mit so viel baarem Gelde versehen, als ich bis zur Westküste muthmasslich gebrauchte, und nahm im Uebrigen Wechsel auf die London and River Plate Bank mit, welche angeblich in allen Städten an der Westküste flüssig zu machen sein sollten. Copiapo hat aber bloss Minen-Interessen und ist so wenig wie sein Hafen Caldera eine Handelsstadt. Selbst bei den ersten Handlungshäusern gelang es mir nicht, meinen Wechsel einzulösen, ich erhielt vielmehr den Rath, damit nach Valparaiso zu gehen, wo sich grössere Wechsler befänden.

Ich wäre dann aber nach Süden statt nach Norden gereist und hätte bei der seltenen Dampferverbindung wieder mehrere Wochen verloren. Zum Glück genügten nach angestellter Berechnung meine baaren Mittel gerade noch für ein Billet bis Lima, der Hauptstadt Peru's, ich musste mich aber sofort auf das Nöthigste einschränken.

Am Nachmittage des 13. April fuhr ich mit der circa 18 Leguas langen Eisenbahn von Copiapo nach dem Hafen Caldera. Die 4 Leguas bis zur Station Piedra Colgada fährt man durch ein hübsches Thal, dann aber tritt die Bahn in eine weite wüste Steppe, in welcher das Wasser des Rio Copiapo völlig versiegt. Ungefähr 5 Leguas von der Küste zeigen unzählige Muschelschalen an, dass sich früher das Meer bis dorthin erstreckt hat. Da man sich hier noch mehrere hundert Fuss über dem Meeresspiegel befindet, so ist die Frage, ob das Meerwasser so gefallen ist oder die Küste sich um so viel gehoben hat. Bei dem vulkanischen Untergrunde ist das letztere wohl anzunehmen.

Caldera ist wie alle Häfen dieser Westküste ein ebenso unbedeutender wie uninteressanter Ort. Mit seinen circa 2200 Einwohnern und wenigen Strassen auf felsigem Grunde kahl gelegen, besass es eigentlich nur ein anständiges Haus ausser dem Hôtel, in welchem ich eine leidliche Aufnahme fand.

Am folgenden Morgen stieg ich die hölzerne Treppe

hinab, welche von den grauschwarzen Felsen, auf denen das Plateau von Caldera liegt, zum Strande hinunter führt und ging die ins Meer gebaute Mole entlang, um mich auf dem „Pacific“ einzuschiffen.

Ich verliess hier den Boden Chile's, welches eine der kleinsten spanischen Republiken, wenn auch beinahe so gross wie Preussen ist, mit beinahe 2 Millionen Einwohnern. Es ist die geordnetste dieser Republiken und schreitet in seiner Organisation nach dem Vorbilde Nord-Amerikas glücklich vorwärts. In seinen südlichen Provinzen floriren einige ganz deutsche Districte und der Haupthandel in Valparaiso ist ebenfalls in deutschen Händen. Die Hamburger Flagge war dort früher so angesehen, dass Hamburg von vielen Eingeborenen für ein grosses Reich gehalten wurde, während sie von Deutschland Nichts wussten.

Die Dampfer, welche an der Westküste Süd-Amerika's die Verbindung unterhalten, gehören einer englischen Compagnie, welche damals noch keine Concurrenz zu bestehen hatte und demzufolge so hohe Interessen als möglich zu erzielen suchte. Ihre grossen Schiffe waren für Küstenfahrten bestimmt, daher sehr breit und besassen zwei Decke über Wasser. Wenn auch ganz elegant eingerichtet, war der Comfort der Passagiere doch nur auf das Nothwendigste beschränkt. Die ganze Bemannung und Bedienung bestand aus Engländern, von denen nur Wenige der spanischen Sprache mächtig waren.

Die Fahrt von Caldera bis Callao, dem Hafen von Lima, währte neun Tage. Man verliert auf dieser Küstenfahrt das Land selten aus dem Gesicht und läuft fast täglich einen oder mehrere Häfen an. Wir berührten Cobija, Tocopilla, Iquique, Mejillones, Pisagua, Arica, Ilo, Islay und Pisco.

Der Blick auf die parallel mit dem Strande streichenden Gebirgsketten, über die mitunter im Hintergrunde die schneebedeckten Cordillerenspitzen emporragen, gewährt wenig Abwechselung. Die meist steil abfallenden Abhänge sind wie die gewöhnlich sehr schmale Küste ohne jede Vegetation, schillern in einer grauen, braunen oder grünlichen dem oxy-

dirten Kupfer gleichen Färbung. Wo diese Bergketten von Pässen unterbrochen sind, liegen gewöhnlich jene Häfen, welche mit landeinwärts gelegenen Minendistricten oder Städten in Verbindung stehen, und denselben ihre Entstehung verdanken. Wie Caldera der Hafen von Copiapo ist, so ist Arica der von Tacna, Ilo der von Moquegua, Callao der von Lima. Diese Häfen sind mit den genannten inneren Städten durch kurze Eisenbahnen verbunden.

Unser Dampfer war mit Ochsen, Geflügel, Mehl, Gemüsen und andern Lebensmitteln auf den obern Decks beladen. Die Handelsleute besassen dort förmliche Buden wie auf unsern Märkten, und in jedem Hafen fand auf Deck ein Markt statt. So bringt jeder Dampfer, der von Valparaiso und jeder, welcher vom nördlichen Peru oder Ecuador kommt, Lebensmittel für diese trostlose Küstenstrecke mit.

Als die gelbe Fieber-Epidemie das Jahr vorher dort so schrecklich herrschte, wurde der Dampferverkehr unterbrochen. In Folge dessen brach an mehreren Orten eine entsetzliche Hungersnoth aus, die an einigen Punkten noch von einer Wassersnoth begleitet wurde. Die meisten dieser Orte ersetzen das fehlende Trinkwasser durch destillirtes Wasser, welches mit Dampfmaschinen bereitet werden muss. Das grosse Erdbeben vom 13. August 1868 beschädigte diese Maschinen zum grossen Theil so, dass sie einige Zeit nicht arbeiten konnten und das Trinkwasser einen enormen Preis erhielt. Nicht zu verwundern war es, dass bei diesen verschiedenen Heimsuchungen in manchen Orten über die Hälfte der Bevölkerung, ja sogar zwei Drittel ums Leben kam. Das erwähnte Erdbeben legte an dieser Küste alle Orte nördlich Caldera und südlich Pisco in Trümmer, während in diesen Städten selbst, sowie nördlich über Callao hinaus die Erschütterung nicht mehr so stark war.

Nur wenige Häuser sah ich wiederhergestellt; meist hatten sich die Einwohner kleinere Baracken zum Nothbehelf errichtet. Endlich soll auch noch die Anarchie, welche sich nach grossen Erdbeben in diesen Ländern der Bevölkerung bemächtigt, ebenso schlimm gewesen sein wie die

Drangsale, welchen diese Küste im Jahre 1868 ausgesetzt war.

Der eine Officier unseres Dampfers hatte das Erdbeben vom Schiffe aus in der Nähe von Arica beobachtet. Er hatte seinen Augen nicht getraut, als er plötzlich die Bergspitzen der Küstenkette von Süden aus wie eine erhebliche Erdwelle in Bewegung gerathen sah und bald darauf diese Erschütterung im Meere verspürte; einige Minuten später wären alsdann drei ganz aussergewöhnlich colossale Wellen von Nord-West gekommen, welche das Schiff mehrere hundert Schritt gewaltsam fortgerissen hätten. Manche am Strande niedrig gelegenen Orte wurden von den Wassermassen dieser drei über 60 Fuss hoch taxirten Wellen gänzlich fortgerissen, nachdem sie kurz zuvor durch das Erdbeben in Schutt verwandelt waren.

Die beiden grösseren Häfen von Iquique und Arica gewährten einen trostlosen Anblick; bei letzterem Ort sah ich zwei Schiffe auf dem Lande liegen, welche durch jene Wellen dorthin geführt wurden; das eine war ein nordamerikanisches Kriegsschiff, welches von den Ankern losgerissen wurde und nicht wieder ins Meer zurückzubringen ist; das andere, ein Kauffahrer, war schon entmastet und wurde stückweise als altes Holz verkauft.

Aus Allem, was ich vernahm, scheint hervorzugehen, dass dies Erdbeben im westlichen Bolivien östlich Arequipa seinen Anfang nahm und nach Norden wie nach Süden an den Cordilleren entlang sich fortbewegte.

Arequipa, die zweitreichste und grösste Stadt in Peru, mit ca. 60,000 Einwohnern wurde in einen Schutthaufen verwandelt, und verspürt wurde das Naturereigniss noch sowohl im südlichen Chile wie in Ecuador, also auf einer Strecke von ca. 40 Grad oder 600 Meilen, während nach dem Meere zu jeder Maassstab fehlt.

Jene grossen Wellen, die einige Zeit nachher ganz unerwartet den Strand überschwemmten, sind vielleicht dadurch zu erklären, dass sich die ganze Küste Anfangs gehoben hat und bald darauf wieder gefallen ist; hierfür spricht der Um-

stand, dass sich das Wasser vor der Ankunft jener Wellen von der Küste etwas zurückgezogen hatte. Von einem Senken des Erdbodens, welches doch unmittelbar vor Eintritt jener Wellen hätte stattfinden müssen und einem zweiten Erdbeben gleich gewesen wäre, hat aber Niemand etwas gemerkt.

Jedenfalls war dies Erdbeben nicht neptunischen Ursprungs, d. h. die Folge des Zusammensturzes von Erdmassen zur Ausfüllung der durch Wasserauflösung und Abfluss entstandenen tief in der Erdkruste liegenden Aushöhlungen, sondern vulkanischer Natur. Der Barometer hat vor dem Erdbeben keine Veränderung gezeigt. Eine Begleitung des Erdbebens durch Stürme, Gewitterschwüle oder sonstige Anzeichen, von denen häufig gefabelt wird, ist hier nicht wahrgenommen worden.

Da die letzten Hebungen der Parallelketten zu den Cordilleren nachweislich der letzten Periode der Erdbildung, der sogenannten historischen, angehören, so ist es nicht unmöglich, dass auf dem Meeresboden bei den vielen vulkanischen Bewegungen neue Erhebungen emporgetrieben werden, die mit der Zeit vielleicht einmal zu Tage treten werden. Solche plötzliche Hebung des Meeresbodens wird auch wahrscheinlich jene drei Meereswellen veranlasst haben.

Um den Faden meiner Reise wieder aufzunehmen, kehre ich nach dem Pacific zurück, der mich in zwei Tagen und einigen Stunden von Caldera nach Cobija brachte. Das Küstengebirge erfährt hier durch die nach Süden und Osten sich erstreckende Wüste Atacama, welche mich in Tucuman von der Richtung auf Cobija abhielt, eine Unterbrechung. Der Strand liegt so öde da wie bei Caldera. Cobija ist der einzige Hafen Bolivia's, dessen Haupt-Ausfuhr, bestehend in Silber und China-Rinde, jedoch den näheren Weg nach Arica in Peru einschlägt. Hierher hatten sich die argentinischen Freunde des Lopez begeben und sodann auf mitgebrachten Maulthieren die mehrmonatliche Reise auf der Strasse Potosi-Sta. Cruz durchs Innere Bolivia's nach Paraguay ausgeführt, wo sie zum Dank füsilirt wurden. Sie

hatten mir viel von Bolivia erzählt und schilderten den Theil östlich der silberreichen Cordilleren als ein sehr fruchtbares schönes Land, in welchem Kaffee, Zucker, Baumwolle und Kakaobohnen gedeihen. Pferde und Maulthiere werden dort wenig gezogen, da die vielen Insecten die Aufzucht fast unmöglich machen. Die Waarentransporte geschehen daher auf Lamas, von denen jedes ca. einen Centner trägt.

Aeusserst wild ist in diesem gesegneten Lande der Kampf der politischen Parteien. Der Präsident Melgarejo, der zur Zeit meines Aufenthalts in Paraguay dort im Amte war, hatte seinen Vorgänger durch eine Strassenrevolution gestürzt, ihn persönlich erstochen und seinen Leichnam selbst über die Balkonbrüstung des Regierungsgebäudes dem zujauchzenden Volke ausgestellt. Als wir in Cobija landeten, hörten wir dass er wenige Monate zuvor die Constitution aufgehoben habe und als Dictator herrsche. Seitdem ist er bereits durch einen Anderen gestürzt.

Cobija mit seinen ca. 3000 Einwohnern unterhält sich vornehmlich durch den Verkehr mit den benachbarten Kupferminen. Eigenthümliche Flösse, „Balsas", fielen mir hier auf, welche von den Eingeborenen zur Küstenschifffahrt benutzt werden. Diese Balsas bestanden aus zwei langen von Seehundsfellen gefertigten, wasserdichten Säcken, die vom Besitzer wie Kautschukkissen mit dem Munde aufgeblasen und durch ein leichtes Holzgestell verbunden werden. Zwei Ruderer bewegen dies Fahrzeug wie ein Boot mit grosser Sicherheit und tragen es auf dem Lande mit Leichtigkeit fort, sobald sie die Luft aus den Säcken gelassen haben. Aehnliche Balsas oder Flösse bemerkte ich an der brasilianischen Küste. Sie bestanden aus einigen dicken Stämmen leichten Holzes neben einander mit darauf befestigtem Segel, Steuer, Tisch und Bank. Die Eingeborenen segelten damit ziemlich schnell, während die kleineren Sturzwellen über das Floss gingen.

Der nächste Hafen war Iquique, den wir in einem Tage von Cobija aus erreichten. Ich suchte in den mit Schutt bedeckten Strassen vergeblich nach einem Herrn H., für den

ich Briefe aus Rosario mitgenommen. Er war wenige Tage zuvor am gelben Fieber gestorben. Sein Vetter, der norddeutsche Consul, machte mir ausführliche Mittheilungen über das traurige Schicksal dieser Küste und das letzte grosse Erdbeben, durch welches er bedeutende Verluste erlitten. Er begleitete mich bis zum nächsten Hafen Mejillones, der wie Iquique die Ausfuhr des Natron-Salpeters vermittelt, jenes bei uns bekannten Chile-Salpeters, der nicht aus Chile, sondern aus Peru stammt, denn in Chile wird kein Salpeter gewonnen.

Ein anderer deutscher Passagier, Herr B. begleitete mich bis Panama. Er hatte sich innerhalb 40 Jahren in kaufmännischen Geschäften an dieser Küste emporgearbeitet und ein Vermögen von ca. 300,000 Thalern erworben, das in Salpeterbergwerken angelegt war. Er verlor fast Alles in einer Viertelstunde; das Erdbeben zerstörte seine Maschinen und Anlagen; darauf riss ihm das Wasser seine am Strande gelegenen Häuser fort; seine Familie erwartete ihn seit einem Jahre in Dresden, da er sich zur Zeit des Unglücksfalles aus dem Geschäft zurückzuziehen im Begriff war. Statt begütert kehrte er mit einem kleinen gerettteten Rest arm und als alter Mann heim. Unsere Fahrt ging ohne Störung die Küste entlang. Wir berührten Pisagua, Arica, Ilo und Islay.

Dieser Ocean verdient mit Recht den Namen des Stillen, denn unser Dampfer schwankte so wenig, dass ich nur wenige Tage seekrank war. Gegen Abend wehte dazu meistens ein kühler Südwind, so dass die Tropenhitze nicht so belästigend war wie auf der Ostküste dieses Continents. Wenn man gesund ist, giebt es in der That keine angenehmere Reisegelegenheit als die auf den grossen Postdampfern. Man legt täglich eine grosse Strecke zurück, geht spazieren, unterhält sich und lebt wie in einem grossen Hotel. Die ca. 1000 deutsche Meilen, die ich in dieser Weise an der Westküste über Panama nach Californien machte, bildeten allerdings eine etwas lange Reise. Doch die vielen Landungen gewährten hinreichende Abwechselung, die noch durch das Vorkommen

von Wallfischen und Zügen von Seehunden während der Fahrt vermehrt ward.

Wer Reisen in den Tropenländern liebt, würde von Islay über Arequipa bei Puno den Titicaca-See erreichen und sich dann von Cuzco nach Lima begeben können. Ich hatte dazu keine Zeit und begnügte mich mit der Lectüre der damals eben erschienenen neuesten Recognoscirung der Gegend Cuzco-Urubamba durch den Staatsingenieur Nystrom, der zahlreiche Minen von Eisen, Silber und Gold in jener Gegend entdeckt hatte, die wegen Mangel an Arbeitern in der heissen Zone nicht ausgebeutet werden. Die alten liegengebliebenen Minen der Incas sind zum Theil noch von den alten Spaniern mit Erfolg ausgebeutet. Bekanntlich hatten die Incas grosse Schätze in Gold und Silber, fertigten davon sogar Geschirre und andere Sachen an. Sie entnahmen wohl das meiste Gold den goldhaltigen Flüssen im Innern, hatten aber noch nicht das Verständniss, die in Adern vorkommenden Silbererze richtig zu bearbeiten und begnügten sich mit dem fast rein vorkommenden Metall.

Aus Nystroms Bericht entnahm ich, dass das ganze Land östlich des Rio Paucartambo ganz in der Hand der wilden Indianer und daher ziemlich unbekannt ist. Nur bis auf ca. 60 Meilen von der Küste liegen die entlegensten halb civilisirten Orte, während die Grenzen mit Brasilien ganz willkürlich gedacht und nur auf der Karte vermerkt werden. Die alten Spanier unternahmen bald nach Eroberung des alten Inca-Reiches durch Pizarro verschiedene Entdeckungszüge von Peru aus bis in das Gebiet des Parana, doch ist das Land in seinem östlichen Theile nie gründlich erforscht worden und birgt wie Bolivia viele unbekannte Gegenden, die noch nie von einem Europäer betreten sind.

Seit der 1824 erlangten Unabhängigkeit von Spanien befindet sich Peru in beständigen politischen Parteikämpfen. General Bolivar, der die Unabhängigkeit erstritt, wurde schon 1827 vom General La Mar gestürzt, der Peru von Bolivien losriss. Der zur Zeit meiner Anwesenheit am Ruder befindliche Präsident Balto hatte kurz zuvor seinen Vorgänger

Pardo durch eine Revolution gestürzt und ist drei Jahre später von demselben Schicksal ereilt worden. Die neuen Revolutionäre hielten sich nur einige Monate. Sie wurden an den Thurm der Kathedrale in Lima aufgehängt und ein neuer Präsident gewählt.

Ausser in Chile, das sich aus dem Chaos schon mehr herausgearbeitet hat und Argentinien, dessen Revolutionen neuerdings unblutiger zu werden beginnen, finden solche Vorkommnisse in allen spanischen Republiken statt.

Wie bei Arica hat man auch bei Islay einen schönen Blick auf die schneebedeckten Spitzen der Cordilleren, namentlich tritt hier der über 19,000 Fuss hohe Vulkan von Arequipa hervor. Dann aber treten die Cordilleren immer weiter zurück, während die Küstenebene etwas breiter wird.

Wir hatten Islay kaum aus den Augen verloren und dampften weiter ins Meer, als sich plötzlich ein hörbares Geknirsche von ca. zwei Sekunden vernehmen liess, welches mit einer Bewegung des Schiffes verbunden war, als ob wir über eine Sandbank oder andern harten Gegenstand rollten. Der Capitän theilte uns mit, dass es ein Erdbeben gewesen sei, welches er in dieser Breite schon öfters beobachtet hätte; es war ein zweites innerhalb 10 Tagen.

Bei Pisco waren die ersten Bäume und Gebüsche am Strande. Eine weit ins Meer aus Eisen gebaute Landungsbrücke war vom Erdbeben so beschädigt, dass sie noch nicht passirt werden konnte. Bald nachdem wir Pisco verlassen, wo eine bedeutende Fracht von berühmtem aus Trauben fabricirten Piscoer Branntwein in eigenthümlichen thönernen Krügen eingenommen war, wurde auf dem dunkleren, flachen Abhange des Ufers ein grosses eigenthümliches in hellerer Farbe gehaltenes Zeichen sichtbar, dessen Form die Linien eines dreiarmigen Candelabers zeigte. Es soll aus Cement in den felsigen Boden gearbeitet sein. Die Linien müssen hunderte von Fuss lang sein. Trotzdem die Arbeit lange Zeit erfordert haben muss, ist ihre Bedeutung und ihre Entstehung nicht mehr festzustellen. Sie stammen entweder aus der Zeit der Incas oder der ersten Zeit der spanischen Herr-

schaft im 16. Jahrhundert. Einige wollen darin drei Kreuze und die Darstellung der Kreuzigung Christi erblicken, doch sind die Linien scharf markirt und enthalten keines von beiden. Das Zeichen ist wohl jedenfalls aus der Zeit des alten Inca-Reiches und steht vielleicht in irgend einer Beziehung zur heidnischen Mythologie, da die Incas den Meeresstrand für die Todten zu lieben schienen. Bekanntlich liegt ihr grosser sandiger Begräbnissplatz mit gewaltigen Massen von Mumien, das sogenannte Feld des Todes, am Strande unter 9 Grad südlicher Breite.

Die Gebäude, Kunststrassen und Wasserleitungen der Incas beweisen, auf welcher hohen Stufe der Cultur sich diese Indianer befunden haben müssen, die dem Pizarro selbst mit einer disciplinirten Armee bei seiner dritten Expedition entgegen traten. Bekanntlich hatte er von Panama aus schon zwei Entdeckungs-Expeditionen zuvor unternommen, welche an den wüsten Gegenden scheiterten, die er an der Küste traf, bis er 1543 mit wenigen 100 Mann und zwei Geschützen auf das grosse sich bis nach Chile hinein erstreckende Inca-Reich stiess und es vornehmlich in Folge der imponirenden Wirkung der Geschütze eroberte. Vasen, goldenes Geschirr und Geräthe, Gewänder und andere Ueberbleibsel geben Zeugniss von der Industrie jenes Volkes, welches mit grösster Grausamkeit unterjocht wurde und bald so in Verfall kam, dass von der früheren Grösse nur noch die langen Kunststrassen Kenntniss geben, deren Quadersteine die spanische Zerstörungswuth verschont liess.

Selbst richtige Begriffe von Sonne, Mond und Sterne sollen die Spanier bei den Peruanern angetroffen haben. Den Azteken Mexiko's scheinen sie nicht nachgestanden zu haben; sie zeigen eine gewisse Aehnlichkeit mit diesen in ihren ehemaligen Schöpfungen.

Da sich annehmen lässt, dass sich die indianische Bevölkerung, wie ich später ausführen werde, von Norden her über den amerikanischen Continent ergossen hat, so haben die Peruaner wahrscheinlich vor den Azteken Mexiko bewohnt und denselben dort den ersten Grund zum späteren Auf-

schwunge gelegt, bis sie von den Azteken verdrängt wurden, oder sie sind ein Theil der Azteken, der sich abgetrennt und weiter südlich seine Wohnsitze genommen hat.

Zu beklagen bleibt der Mangel an Interesse für die Wissenschaft, durch welchen sich das einstmals die Welt erobernde Spanien ausgezeichnet hat. So eingehende Studien über den Ursprung der Incas die ersten einwandernden Spanier zu machen im Stande waren, so unmöglich scheint es, bei der jetzt theils in Wildheit zurückversunkenen, theils in die unterste Schicht der Gesellschaft hinabgedrückten Bevölkerung solches zu versuchen.

Weite Strecken, welche die Eingeborenen früher cultivirten, liegen jezt wüste da. Nachdem die Schätze gehoben und spanische Wirthschaft eingerissen war, ging der Wohlstand allmählich zurück. Peru's Reichthum besteht zur Zeit hauptsächlich in den Guanolagern. Von den 58 Millionen Soles (gleich $1\frac{1}{3}$ Thaler) Staatseinnahmen pro 1871 und 1872 wurden circa 45 Millionen aus dem Guano eingenommen. Ausgegeben wird natürlich Alles, dafür sorgt die am Ruder befindliche Coterie. Peru unterhält daher ein kleines Heer, in welchem der siebente Mann Officier ist, eine Marine von 20 Schiffen mit 4 Panzerschiffen und andere Luxusartikel, natürlich im Interesse des öffentlichen Wohles, die aber dem Staate, der nur $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner auf 29000 geogr. Quadratmeilen zählt, ein enormes Geld kosten.

Kaum nachdem Pisco aus den Augen verloren war, nahm der Pacific seinen Weg unmittelbar an den Chincha- oder Guanoinseln vorbei, welche nur wenige Meilen von der Küste entfernt liegen. In graubraunen Guanostaub gehüllt, den die vielen dort auf die kostbare Ladung harrenden Schiffe einnahmen, hatten diese ganz kahlen Inseln nichts Anlockendes. Man sah die Guanohaufen bereits soweit abgestochen, dass nur für wenige Jahre noch Vorräthe vorhanden waren. Jetzt müssen sie erschöpft sein. In Huanillos, Punta de Lobos und Pabillon de Pica an der peruanischen Küste sind noch andere Guanolager vorhanden, deren Gesammtinhalt jedoch nur auf ca. 148,000 Centner geschätzt wird. Zum Theil in Felsen-

höhlen bis zu 2 und 300 Fuss tief soll der Guano dort aufgeschichtet liegen und viele Reste von Vögeln enthalten, denen er hauptsächlich seine Entstehung verdankt. Sie gehören einer Art kleinerer Gänse an, welche seit ca. 25 Jahren in Folge einer Epidemie millionenweise umgekommen und seitdem selten geworden sind. Die vielen Möven und Kormorane, denen man in grosser Menge an dieser Küste begegnet, können dergleichen Guanolager nicht mehr aufspeichern, schon weil sie an zugänglichen Orten bald gestört sein würden. Auf einzelnen Felsen an der Küste bemerkt man allerdings kleinere Lager, deren schwieriger Abbau aber nicht rentiren kann. Nach der voraussichtlich schnellen Abfuhr der Vorräthe an den genannten drei Punkten wird der echte Guano mithin erschöpft sein und allgemein durch künstlichen, wie bereits jetzt schon vielfach auf dem europäischen Markte der Fall ist, ersetzt werden.

Peru wird den Verlust dieser Goldgrube bitter empfinden, seine $2^1/_2$ Millionen meist ärmerer Einwohner werden schwerlich im Stande sein, die Interessen der ca. 140 Millionen Thaler betragenden Anleihen, welche englische Häuser ihm vermittelt haben, auf die Dauer zu decken. Eine gesunde Finanzpolitik nimmt auf das Versiegen dergleichen aussergewöhnlicher Einnahmequellen Rücksicht. Die politischen Parteien in den südamerikanischen Republiken suchen dagegen aus der Zeit, wo sie sich am Staatsruder befinden, ohne Rücksicht auf die Zukunft den grösstmöglichsten Nutzen zu ziehen und finden in Europa stets das geeignete Terrain, leichtgläubiges Publikum mit ihren Staatsanleihen zu täuschen. Selbst Paraguay, das nach dem Kriege nicht 100,000 Einwohner und zwar meist Frauen und Kinder zählte, welche von Allem und Jedem entblösst waren, ohne Capital, ohne Vieh, ohne Aussaat, fast ohne alle Cultur und Civilisationserzeugnisse, dies für mehrere Generationen staatlich noch ganz unzurechnungsfähige Land hat in England den Credit gehabt zu einer Anleihe von einigen Millionen Thalern, deren Zinsen natürlich auf sich warten lassen.

Wir hatten in den letzten Häfen viele Passagiere an

Bord bekommen und mit ihnen mehrere, welche dem gelben Fieber zu entfliehen suchten, das wieder stark die Küstenbevölkerung Peru's lichtete. Auch auf dem Pacific war diese unheimliche Krankheit ausgebrochen und hatte unglücklicher Weise, kurz bevor wir auf der Rhede von Callao anlangten, ihr erstes Opfer gefordert. Der Verstorbene hatte mir noch beim Frühstück scheinbar gesund gegenüber gesessen und war bereits zwei Stunden später eine Leiche; andere schienen vor Schreck demselben Leiden erliegen zu wollen, wenigstens erkrankten alsbald mehrere, von denen später noch zwei starben.

Trotzdem in Lima und Callao das gelbe Fieber sehr stark herrschte, wurde unserem Schiff eine Quarantäne ausserhalb des Hafens auferlegt. Erst auf gemeinsames Remonstriren sämmtlicher Passagiere wurde vom Hafencommandanten nachgegeben, dass die gesunden Passagiere nach Begraben des Todten landen durften. Der Hafendoctor wirkte auch nicht ermuthigend auf uns, als er auf Befragen mittheilte, dass das gelbe Fieber etwas nachgelassen habe, nur neu Anlangende seien in den letzten Tagen hauptsächlich gestorben.

Das Begräbniss musste weitab vom Lande statthaben. Nach einer Fahrt von einer guten halben Stunde wurde der Verstorbene, mit allen Sachen in einen grossen Sack gepackt, ins Meer geworfen. Trotzdem $^1/_2$ Centner Eisen am Fussende befestigt war, schwamm oder vielmehr hüpfte die Leiche auf den Wellen mehrere Minuten lang umher, bevor sie in die Tiefe versank, so dass man zweifelhaft werden konnte, ob der erst wenige Stunden vorher Verstorbene noch lebe. Aus seinen Papieren waren weder seine Heimath noch irgend welche Beziehungen festzustellen; dahin gehende Mittheilungen hatte er auch Niemandem gemacht. So verschwinden häufig Menschen in jenen Ländern, nach denen alle Erkundigungen später fruchtlos sind.

Zwischen einer Felseninsel und dem felsigen Ufer fuhren wir in den von Schiffen aller Seemächte besuchten Hafen von Callao ein, der wohl gross aber nicht grossartig und von theils kahlem bergigen, theils flachem Ufer eingeschlossen ist.

An der Nordseite liegt das alte spanische Fort, welches vom spanischen General Rodil noch 5 Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung des Landes gehalten wurde. Es war der letzte Punkt in Südamerika, den die Spanier bis 1826 inne hatten. Bekanntlich erhielten sie vor 10 Jahren beim Bombardement des Hafens durch die Küstenbatterien eine solche Schlappe, dass ihre Schiffe mit bedeutenden Havarieen nach den Guanoinseln sich zurückzogen und bald auch diese räumten, ohne die peruschen Häfen weiter blokiren zu können. Peru verstärkte hierauf die Befestigung des Hafens von Callao durch eine kasemattirte Batterie am Südende der Stadt und seine Flotte durch Panzerschiffe. Mit dem Verschwinden des Guano's wird aber wohl auch bald die Flotte verschwinden.

Auf der flachen Seite des Hafens liegt Callao, eine Stadt von einigen Tausend Einwohnern. Es hat sich so hart am Strande angebaut, dass die nächsten Häuser auf Pfählen ruhen, trotzdem sich beim Erdbeben vom 28. October 1746 der ganze Strand hier unerwartet bedeutend senkte. Die Stadt wurde damals plötzlich überfluthet und mit ihr versank die Bevölkerung ins Meer. Wie hier so scheint auch in Lima, das neben vielen kleinen Erdbeben schon mehrere recht bedeutende erfahren hat, die Bevölkerung auf gutes Glück zu rechnen. Nur der fremde Besucher denkt daran, dass eigentlich zu jeder Zeit ein neues Erdbeben das Leben jedes Menschen bedroht.

Wir ankerten über der alten Stadt, von der die Leute bei klarem Wetter und ruhiger See noch Häuser erkennen wollen. Dieselben müssen aber längst vom Wasser weggespült sein, da die Häuser in diesem Lande, wo es selten regnet, aus einer Art Lehm oder an der Sonne getrockneten Mauersteinen gebaut werden.

Das kleine Callao mit seinen unansehnlichen Häusern bot so wenig Anziehendes, dass ich den gerade abgehenden Zug zur Weiterreise nach Lima benutzte. Die Bahn führt durch das Thal des kleinen Flusses Rimac, dessen Wasser zur Bewässerung des meist cultivirten Thales verwendet wird, aber alles sah staubig oder von der Sonne verbrannt aus. In einer

halben Stunde erreichten wir die nach meinem Geschmacke schönste der südamerikanischen Städte.

Alte Gebäude im spanischen Style, aber meist mehrere Stockwerke hoch, mit eigenthümlichen Balkons, überhaupt mit vielem Luxus ausgestattet, bilden die Hauptstrassen. Grosse Bauwerke wie das Regierungsgebäude, die Cathedrale, das Franziskanerkloster, welches allein drei Quadras einnimmt, sowie viele andere Klöster und Kirchen mit ihrer meist prachtvollen Einrichtung geben Zeugniss von dem Reichthume, den die Spanier aus diesem Lande zu ziehen gewusst, und welcher der Kirche zum besonderen Nutzen gedient zu haben scheint.

Die Strassen dieser Stadt von ca. 140,000 Einwohnern sind eigentlich etwas eng aber so reinlich gehalten, gut gepflastert und Nachts gut erleuchtet, dass sie mancher andern Hauptstadt zum Muster dienen könnten. Mehrere schöne Plazas zieren die Stadt, von denen eine mit der künstlerisch gefertigten Reiterstatue Bolivars geschmückt ist, während die Statue des Columbus auf einem freien Platze der gut gehaltenen Promenade steht. Der hier ermordete Pizarro, dessen Gebeine in der grossen Cathedrale begraben liegen, scheint der Statuenehre nicht für würdig erachtet zu sein. Im Museum sah ich sein Bild. In ganzer Figur und in schwarzem spanischen Kostüm von einem entschieden nicht bedeutenden Maler dargestellt, verrathen seine Züge Intelligenz und Unternehmungsgeist. Das ganze Gemälde ist aber ebenso mittelmässig wie die daneben hängenden Bilder der späteren Vicekönige und nachfolgenden Präsidenten. Abscheulich sind die Portraits der Incakönige, welche wahrscheinlich der Phantasie von Anfängern in der Pinselkunst entsprossen sind.

Interessanter waren die Waffen, Urnen, Gold- und Silbergeschirre, sowie verschiedene andere Gegenstände aus der Incazeit, welche wie die Mumien am meisten den in egyptischen Museen ausgestellten Sachen gleichen. Weniger werthvoll erschienen mir die Sammlungen von Mineralien und ausgestopften Thieren zu sein, welche letztere nur im lebenden

Zustande ein Interesse bei mir erwecken können. Zoologische Gärten giebt es jedoch in Süd-Amerika nicht.

Nach Besichtigung der Stadt begab ich mich zum norddeutschen Geschäftsträger Herrn M., um mit seiner Unterstützung meinen Wechsel flüssig zu machen. Zu meiner Ueberraschung war mir bei ihm schon ein Credit eröffnet, da meine Familie, nachdem sie von mir aus Paraguay $1^1/_2$ Jahre lang keine Nachricht erhalten, vermuthet hatte, dass ich über Bolivia und Peru zurückkehren würde. Der liebenswürdige Herr M., den der Tod seitdem bereits hingerafft hat, machte mir den Aufenthalt in Lima besonders angenehm, so dass ich bedauerte, diese Stadt schon wieder am folgenden Tage verlassen zu müssen. Ich hoffte in den dortigen Kaufhäusern einige Andenken für meine Freunde zu erstehen, nach denen ich mich bis dahin vergebens umgesehen hatte, aber die vielen Läden, so gefüllt sie auch waren, erhielten wie in allen anderen südamerikanischen Städten ausschliesslich europäische Fabrikate.

Die Peruaner lieben den Luxus. Nicht allein vereinigt sich hier das Neueste und Beste der ganzen civilisirten Welt, sondern verschiedene Stoffe werden in europäischen Fabriken von aussergewöhnlicher Güte und Schwere eigens für die Peruaner hergestellt. Die einzige Eigenthümlichkeit, welche ich als im Lande gefertigt ermittelte, waren Gewebe von ganz feinem zähen Stroh, welches nicht bricht. Sie werden von Indianern in der Gegend von Cuzco geflochten, sind aber sehr theuer. Ich nahm mehrere dergleichen Cigarrentaschen mit, welche 30 bis 60 Thaler kosteten; sie sind aber in der Heimath gar nicht gewürdigt worden. In derartig geflochtenen Strohhüten treibt der Peruaner besonderen Luxus; sie kosten mehrere hundert Thaler, da der Indianer eine Reihe von Jahren zum Flechten eines ganz feinen Hutes gebraucht. In Panama fand ich nur grob geflochtene Hüte, wie man sie bei uns häufig trifft, die feineren kommen aus Ecuador, namentlich Payta und Guayaquil.

Am 22. April fuhr ich nach Callao zurück, um meine überflüssig gewordenen Reitzeugstücke, mit denen ich die

Landreise bis Copiapo gemacht, durch ein Handelsschiff nach einem deutschen Hafen zu senden. Ich hatte mir dazu früher den Namen unsers Consularagenten notirt. Derselbe war aber kurz zuvor am gelben Fieber gestorben, sein Nachfolger auch, endlich fand ich den lebenden, der mir die Sachen mit dem nächsten Guanoschiff nach Hamburg sandte. Das gelbe Fieber scheint hauptsächlich gegen Ende des Sommers aufzutreten, nachdem die grösste Hitze überstanden ist und die Früchte gereift sind. Viele abgestorbene vegetabilische Reste mit Pilzbildungen erfüllen dann die Luft, verdorbene Früchte und namentlich Erkältungen der in der Hitze unvorsichtig gewordenen Bewohner tragen auch das Ihrige zu dieser Epidemie bei. Das gelbe Fieber, soweit ich es wahrgenommen, scheint ein verstärktes kaltes Fieber zu sein, bei welchem es schwer hält, den Kranken zur Transspiration zu bringen. Ist diese erlangt, so ist auch das Fieber überwunden.

Mit einem Vorrath schöner Früchte, die ich in der schönen geräumigen Markthalle zu Lima mir aus den dort massenhaft aufgestapelten Vegetabilien des Landes ausgesucht, kehrte ich nach dem Pacific zurück. Von den mir bis dahin unbekannten Fruchtsorten fand ich die Chirimoyas am wohlschmeckendsten. Von der Grösse einer Granate unseres Vierpfünders mit dicker grüner Schale besitzt die Frucht ein weisses Fleisch mit süss-säuerlichem, erfrischendem Geschmack. Sie soll aber eine so hitzige Frucht wie die Ananas sein und ist, weil die hitzigen Früchte leichter gelbes Fieber und Cholera verursachen, eigentlich auf Postschiffen verboten, während Bananen, Apfelsinen und andere Früchte für unschädlich gelten.

Am Nachmittage dampften wir aus dem Hafen. Der Strand blieb ebenso kahl wie südlich von Callao. Die Hügel- und Bergreihen waren bald höher, bald niedriger, das Hochgebirge trat soweit zurück, dass es den Augen entzogen blieb. Unser Capitän hielt jetzt so weit seewärts, dass wir den ganzen folgenden Tag das Land aus den Augen verloren; der Ocean war hier nicht mehr so still wie von Copiapo bis Callao, wenigstens belästigte mich die Seekrankheit wieder bis Pa-

An der Nordseite liegt das alte spanische Fort, welches vom spanischen General Rodil noch 5 Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung des Landes gehalten wurde. Es war der letzte Punkt in Südamerika, den die Spanier bis 1826 inne hatten. Bekanntlich erhielten sie vor 10 Jahren beim Bombardement des Hafens durch die Küstenbatterien eine solche Schlappe, dass ihre Schiffe mit bedeutenden Havarieen nach den Guanoinseln sich zurückzogen und bald auch diese räumten, ohne die peruschen Häfen weiter blokiren zu können. Peru verstärkte hierauf die Befestigung des Hafens von Callao durch eine kasemattirte Batterie am Südende der Stadt und seine Flotte durch Panzerschiffe. Mit dem Verschwinden des Guano's wird aber wohl auch bald die Flotte verschwinden.

Auf der flachen Seite des Hafens liegt Callao, eine Stadt von einigen Tausend Einwohnern. Es hat sich so hart am Strande angebaut, dass die nächsten Häuser auf Pfählen ruhen, trotzdem sich beim Erdbeben vom 28. October 1746 der ganze Strand hier unerwartet bedeutend senkte. Die Stadt wurde damals plötzlich überfluthet und mit ihr versank die Bevölkerung ins Meer. Wie hier so scheint auch in Lima, das neben vielen kleinen Erdbeben schon mehrere recht bedeutende erfahren hat, die Bevölkerung auf gutes Glück zu rechnen. Nur der fremde Besucher denkt daran, dass eigentlich zu jeder Zeit ein neues Erdbeben das Leben jedes Menschen bedroht.

Wir ankerten über der alten Stadt, von der die Leute bei klarem Wetter und ruhiger See noch Häuser erkennen wollen. Dieselben müssen aber längst vom Wasser weggespült sein, da die Häuser in diesem Lande, wo es selten regnet, aus einer Art Lehm oder an der Sonne getrockneten Mauersteinen gebaut werden.

Das kleine Callao mit seinen unansehnlichen Häusern bot so wenig Anziehendes, dass ich den gerade abgehenden Zug zur Weiterreise nach Lima benutzte. Die Bahn führt durch das Thal des kleinen Flusses Rimac, dessen Wasser zur Bewässerung des meist cultivirten Thales verwendet wird, aber alles sah staubig oder von der Sonne verbrannt aus. In einer

Bord bekommen und mit ihnen mehrere, welche dem gelben Fieber zu entfliehen suchten, das wieder stark die Küstenbevölkerung Peru's lichtete. Auch auf dem Pacific war diese unheimliche Krankheit ausgebrochen und hatte unglücklicher Weise, kurz bevor wir auf der Rhede von Callao anlangten, ihr erstes Opfer gefordert. Der Verstorbene hatte mir noch beim Frühstück scheinbar gesund gegenüber gesessen und war bereits zwei Stunden später eine Leiche; andere schienen vor Schreck demselben Leiden erliegen zu wollen, wenigstens erkrankten alsbald mehrere, von denen später noch zwei starben.

Trotzdem in Lima und Callao das gelbe Fieber sehr stark herrschte, wurde unserem Schiff eine Quarantäne ausserhalb des Hafens auferlegt. Erst auf gemeinsames Remonstriren sämmtlicher Passagiere wurde vom Hafencommandanten nachgegeben, dass die gesunden Passagiere nach Begraben des Todten landen durften. Der Hafendoctor wirkte auch nicht ermuthigend auf uns, als er auf Befragen mittheilte, dass das gelbe Fieber etwas nachgelassen habe, nur neu Anlangende seien in den letzten Tagen hauptsächlich gestorben.

Das Begräbniss musste weitab vom Lande statthaben. Nach einer Fahrt von einer guten halben Stunde wurde der Verstorbene, mit allen Sachen in einen grossen Sack gepackt, ins Meer geworfen. Trotzdem $^1/_2$ Centner Eisen am Fussende befestigt war, schwamm oder vielmehr hüpfte die Leiche auf den Wellen mehrere Minuten lang umher, bevor sie in die Tiefe versank, so dass man zweifelhaft werden konnte, ob der erst wenige Stunden vorher Verstorbene noch lebe. Aus seinen Papieren waren weder seine Heimath noch irgend welche Beziehungen festzustellen; dahin gehende Mittheilungen hatte er auch Niemandem gemacht. So verschwinden häufig Menschen in jenen Ländern, nach denen alle Erkundigungen später fruchtlos sind.

Zwischen einer Felseninsel und dem felsigen Ufer fuhren wir in den von Schiffen aller Seemächte besuchten Hafen von Callao ein, der wohl gross aber nicht grossartig und von theils kahlem bergigen, theils flachem Ufer eingeschlossen ist.

An der Nordseite liegt das alte spanische Fort, welches vom spanischen General Rodil noch 5 Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung des Landes gehalten wurde. Es war der letzte Punkt in Südamerika, den die Spanier bis 1826 inne hatten. Bekanntlich erhielten sie vor 10 Jahren beim Bombardement des Hafens durch die Küstenbatterien eine solche Schlappe, dass ihre Schiffe mit bedeutenden Havarieen nach den Guanoinseln sich zurückzogen und bald auch diese räumten, ohne die peruschen Häfen weiter blokiren zu können. Peru verstärkte hierauf die Befestigung des Hafens von Callao durch eine kasemattirte Batterie am Südende der Stadt und seine Flotte durch Panzerschiffe. Mit dem Verschwinden des Guano's wird aber wohl auch bald die Flotte verschwinden.

Auf der flachen Seite des Hafens liegt Callao, eine Stadt von einigen Tausend Einwohnern. Es hat sich so hart am Strande angebaut, dass die nächsten Häuser auf Pfählen ruhen, trotzdem sich beim Erdbeben vom 28. October 1746 der ganze Strand hier unerwartet bedeutend senkte. Die Stadt wurde damals plötzlich überfluthet und mit ihr versank die Bevölkerung ins Meer. Wie hier so scheint auch in Lima, das neben vielen kleinen Erdbeben schon mehrere recht bedeutende erfahren hat, die Bevölkerung auf gutes Glück zu rechnen. Nur der fremde Besucher denkt daran, dass eigentlich zu jeder Zeit ein neues Erdbeben das Leben jedes Menschen bedroht.

Wir ankerten über der alten Stadt, von der die Leute bei klarem Wetter und ruhiger See noch Häuser erkennen wollen. Dieselben müssen aber längst vom Wasser weggespült sein, da die Häuser in diesem Lande, wo es selten regnet, aus einer Art Lehm oder an der Sonne getrockneten Mauersteinen gebaut werden.

Das kleine Callao mit seinen unansehnlichen Häusern bot so wenig Anziehendes, dass ich den gerade abgehenden Zug zur Weiterreise nach Lima benutzte. Die Bahn führt durch das Thal des kleinen Flusses Rimac, dessen Wasser zur Bewässerung des meist cultivirten Thales verwendet wird, aber alles sah staubig oder von der Sonne verbrannt aus. In einer

Bord bekommen und mit ihnen mehrere, welche dem gelben Fieber zu entfliehen suchten, das wieder stark die Küstenbevölkerung Peru's lichtete. Auch auf dem Pacific war diese unheimliche Krankheit ausgebrochen und hatte unglücklicher Weise, kurz bevor wir auf der Rhede von Callao anlangten, ihr erstes Opfer gefordert. Der Verstorbene hatte mir noch beim Frühstück scheinbar gesund gegenüber gesessen und war bereits zwei Stunden später eine Leiche; andere schienen vor Schreck demselben Leiden erliegen zu wollen, wenigstens erkrankten alsbald mehrere, von denen später noch zwei starben.

Trotzdem in Lima und Callao das gelbe Fieber sehr stark herrschte, wurde unserem Schiff eine Quarantäne ausserhalb des Hafens auferlegt. Erst auf gemeinsames Remonstriren sämmtlicher Passagiere wurde vom Hafencommandanten nachgegeben, dass die gesunden Passagiere nach Begraben des Todten landen durften. Der Hafendoctor wirkte auch nicht ermuthigend auf uns, als er auf Befragen mittheilte, dass das gelbe Fieber etwas nachgelassen habe, nur neu Anlangende seien in den letzten Tagen hauptsächlich gestorben.

Das Begräbniss musste weitab vom Lande statthaben. Nach einer Fahrt von einer guten halben Stunde wurde der Verstorbene, mit allen Sachen in einen grossen Sack gepackt, ins Meer geworfen. Trotzdem $^1/_2$ Centner Eisen am Fussende befestigt war, schwamm oder vielmehr hüpfte die Leiche auf den Wellen mehrere Minuten lang umher, bevor sie in die Tiefe versank, so dass man zweifelhaft werden konnte, ob der erst wenige Stunden vorher Verstorbene noch lebe. Aus seinen Papieren waren weder seine Heimath noch irgend welche Beziehungen festzustellen; dahin gehende Mittheilungen hatte er auch Niemandem gemacht. So verschwinden häufig Menschen in jenen Ländern, nach denen alle Erkundigungen später fruchtlos sind.

Zwischen einer Felseninsel und dem felsigen Ufer fuhren wir in den von Schiffen aller Seemächte besuchten Hafen von Callao ein, der wohl gross aber nicht grossartig und von theils kahlem bergigen, theils flachem Ufer eingeschlossen ist.

An der Nordseite liegt das alte spanische Fort, welches vom spanischen General Rodil noch 5 Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung des Landes gehalten wurde. Es war der letzte Punkt in Südamerika, den die Spanier bis 1826 inne hatten. Bekanntlich erhielten sie vor 10 Jahren beim Bombardement des Hafens durch die Küstenbatterien eine solche Schlappe, dass ihre Schiffe mit bedeutenden Havarieen nach den Guanoinseln sich zurückzogen und bald auch diese räumten, ohne die peruschen Häfen weiter blokiren zu können. Peru verstärkte hierauf die Befestigung des Hafens von Callao durch eine kasemattirte Batterie am Südende der Stadt und seine Flotte durch Panzerschiffe. Mit dem Verschwinden des Guano's wird aber wohl auch bald die Flotte verschwinden.

Auf der flachen Seite des Hafens liegt Callao, eine Stadt von einigen Tausend Einwohnern. Es hat sich so hart am Strande angebaut, dass die nächsten Häuser auf Pfählen ruhen, trotzdem sich beim Erdbeben vom 28. October 1746 der ganze Strand hier unerwartet bedeutend senkte. Die Stadt wurde damals plötzlich überfluthet und mit ihr versank die Bevölkerung ins Meer. Wie hier so scheint auch in Lima, das neben vielen kleinen Erdbeben schon mehrere recht bedeutende erfahren hat, die Bevölkerung auf gutes Glück zu rechnen. Nur der fremde Besucher denkt daran, dass eigentlich zu jeder Zeit ein neues Erdbeben das Leben jedes Menschen bedroht.

Wir ankerten über der alten Stadt, von der die Leute bei klarem Wetter und ruhiger See noch Häuser erkennen wollen. Dieselben müssen aber längst vom Wasser weggespült sein, da die Häuser in diesem Lande, wo es selten regnet, aus einer Art Lehm oder an der Sonne getrockneten Mauersteinen gebaut werden.

Das kleine Callao mit seinen unansehnlichen Häusern bot so wenig Anziehendes, dass ich den gerade abgehenden Zug zur Weiterreise nach Lima benutzte. Die Bahn führt durch das Thal des kleinen Flusses Rimac, dessen Wasser zur Bewässerung des meist cultivirten Thales verwendet wird, aber alles sah staubig oder von der Sonne verbrannt aus. In einer

Bäumen bedeckten Inseln, lag der schöne Hafen von Panama vor uns. Die Küste überall mit Waldungen bedeckt und am Fusse der einige hundert Fuss hohen Gebirgskette die kleine Stadt Panama mit ihren verfallenen Befestigungen und verhältnissmässig vielen Thürmen.

Die grösseren Schiffe müssen des flachen Strandes wegen weitab vom Lande vor Anker gehen. Ein kleinerer Dampfer führte uns nach der ins Meer gebauten Mole, auf der schon ein Zug bereit stand, um diejenigen Passagiere in vier Stunden nach Aspinwall über den Isthmus zu führen, welche sich auf der Ostküste einzuschiffen beabsichtigten.

Schon auf meinem Wege nach dem Grand-Hôtel musste ich über die Menge Fremder aller Nationen erstaunen, welche in diesem der Republik Columbia gehörigen kleinen Orte versammelt waren. Nur noch ein kleines Zimmerchen war im Hôtel, dem grössten Hause der Stadt, zu haben. Zweimal im Monate kommen die Postdampfer ziemlich zu gleicher Zeit auf beiden Seiten des Isthmus an und gehen, um den Passagieren den Anschluss für die Weiterreise zu erleichtern, auch in denselben Tagen wieder ab, so dass man sich nur ein bis zwei Tage in Mittel-Amerika aufzuhalten braucht. Aspinwall an der Ostküste steht in directer Postverbindung mit Europa, Nord-Amerika und den westindischen Inseln, Panama mit Süd-Amerika, Californien und China via Sandwichs-Inseln.

In Gegensatz zu dem regen Fremdenverkehr steht das Aeussere dieser seit dem Abfall der Republik von Spanien immermehr verfallenden Stadt. Ruinen von Kirchen und Klöstern, die vernachlässigten Festungswerke, die grosse Unreinlichkeit in den Strassen sind beredte Zeugen.

Trotzdem Aspinwall und Panama Freihäfen sind, vergrössert sich die Stadt bei den unsichern Rechtsverhältnissen in diesem Lande sehr wenig. Die Nordamerikaner würden gut thun, sich bald dieses Isthmus zu bemächtigen. Unter ihrem Schutze würde Panama, begünstigt durch die geographische Lage, bald zu einer bedeutenden Handelsstadt heranwachsen. In den kleinen Läden der Stadt waren alle Artikel

in Folge der Zollfreiheit auffallend billig im Vergleich zu den Preisen in den übrigen amerikanischen Städten. Landesproducte konnte ich auch hier nicht entdecken, fast alle Sachen stammten aus Europa oder China. Um meine Weiterreise zu ordnen, begab ich mich zum norddeutschen Consul Herrn L., der gerade die Pocken hatte. Da in Paraguay beständig die Pocken herrschten, glaubte ich dagegen gefeit zu sein und wurde vom Herrn L. empfangen; durch ihn erfuhr ich, dass die frühere Dampfschifffahrt mit Havanna in Folge der Revolution daselbst unterbrochen sei, und kein Dampfer vorläufig nach New-Orleans abginge. Dagegen schlug er mir vor, nach San Francisco in Californien zu gehen, wohin am Abend ein Postdampfer abfahren werde.

Von der Pacific-Eisenbahn wusste man in Panama nur, dass sie noch nicht fertig sei, vielmehr erst zwischen Juli und September eröffnet würde. Die Mittheilung des Consuls machte einen Querstrich durch meine Pläne; denn nie hatte ich daran gedacht nach San Francisco zu gehen, das 40 Längegrade weiter westlich liegt als Panama; vielmehr wollte ich über New-Orleans durch die Vereinigten Staaten nach New-York und dann nach Hause reisen. Da ich jedoch nicht mit der langen Seereise meine Reise beschliessen, vielmehr die Vereinigten Staaten besuchen wollte, so entschloss ich mich kurz, den abgehenden Dampfer zu benutzen und dachte von San Francisco aus nach südamerikanischer Art zu Pferde weiter zu reisen, wo keine Eisenbahn vorhanden wäre.

Sehr überrascht wurde ich durch die Mittheilung des Consuls, dass auf dem Consulat ein Brief für mich läge, trotzdem ich mir keinen dorthin bestellt hatte. Der Brief war aus St. José, der Hauptstadt der Republik Costa-Rica und ganz mystisch gehalten. Der Verfasser begann damit, dass er südamerikanischen Zeitungen die Nachricht von meiner Reise nach den Vereinigten Staaten entnommen habe, und er mich bäte nach St. José zu kommen. Die Reise hatte er mir arrangirt; da sie mir aber bei der mangelhaften Dampfschiffverbindung sechs bis acht Wochen gekostet hätte, so unterliess ich sie, zumal ich nach den angedeuteten Ab-

sichten keinen Beruf fühlte, mich in Sachen zu mischen, für welche ich kein Mandat hatte.

Noch einige Stunden hatte ich Zeit. Um dem mangelhaften Hôtel und den vielen zusammengeströmten Fremden zu entgehen, unternahm ich mit einem Maulthiertreiber und zwei Maulthieren einen kleinen Ausflug in den nahe der Stadt beginnenden Urwald und nahm Abschied von der üppigen tropischen Vegetation mit ihren Palmen, baumartigen Farren, Orchideen und Schlinggewächsen, die ich nur noch in Treibhäusern und meist in verkrüppeltem Zustande wiedersehen sollte. Kurz vor Sonnenuntergang segelte ich mit einem Boote nach der „Constitution", die über eine Stunde Fahrt vom Strande entfernt lag und schon die Anker zu lichten begann. Man hatte mir im Hôtel die Zeit der Abfahrt unrichtig angegeben. Ich konnte das Ungethüm von Schiff noch gerade auf einer heruntergelassenen Strickleiter erklimmen, als es sich gleich darauf in Bewegung setzte.

Ein wahres Gewühl von Passagieren fand ich auf der Constitution vor im Gegensatz zu dem Dampfer an der südamerikanischen Küste. 1200 Passagiere waren an Bord, davon beinahe 300 in der ersten Kajüte. Theils kamen sie von Europa, theils von New-York, dessen Passagierverkehr mit Californien damals noch über Panama ging, seitdem aber durch die Pacific-Bahn abgelenkt ist.

Trotzdem die New-Yorker Passagiere erst 10 Tage zuvor New-York verlassen hatten, wussten sie über die Beendigung der Pacific-Bahn nur, dass sie in einem oder mehreren Monaten eröffnet werden sollte; sogar der neuernannte amerikanische Gouverneur für das von Russland verkaufte Alaska mit vielen neuernannten Beamten befand sich an Bord, die alle Geld und Zeit gespart haben würden, wenn sie 10 Tage später New-York auf dem Landwege verlassen hätten.

Von den Passagieren, die mich an der südamerikanischen Küste begleitet hatten, war nur die Familie eines Doctors P. aus Valparaiso an Bord, welche die Reise von über 1000 deutschen Meilen nach San Francisco nur für einige Monate

unternahm. Mr. P. hatte früher in Californien gelebt und vor dem Verlassen des Landes für 5000 Thaler Land gekauft. Die Hälfte seiner Aecker hatte er seitdem für 80,000 Thaler verkauft und hoffte nun für die andere Hälfte einen bedeutend höheren Preis zu erlangen.

Fast alle Passagiere des Schiffes zogen Geldinteressen nach Californien und zeigten sie zum grössten Theil keinen höheren Grad von Bildung. Recht auffallend war bei dem Schiffswechsel der Gegensatz zwischen den höflichen, in eleganten Phrasen etwas überschwänglichen spanischen Süd-Amerikanern und den wenig formvollen Einwanderern in Californien. In der ersten halben Stunde wurde ich dreimal auf die Füsse getreten, ohne dass mich Jemand um Entschuldigung bat. Im Uebrigen war man auf der Constitution recht gut aufgehoben. Während die Postdampfer, welche ich sonst kennen gelernt, einem schwimmenden Hôtel gleichen, hatte man auf diesem den Eindruck einer kleinen schwimmenden Stadt. Die erste Kajüte besass sehr comfortable Kajüten, einen enormen Speisesaal für 400 Personen und einen andern für Damen reservirten Salon.

Auch die zweite Kajüte erhielt gute Verpflegung und Betten in grösseren Kajüten. Die sogenannten Deckpassagiere lagen wie auf den meisten Schiffen zusammengepfercht, hatten aber reichliche Kost. Sie konnten in den mit den andern Kajüten gemeinsamen Läden, welche gleichsam einen kleinen verdeckten Marktplatz bildeten, alles Mögliche erstehen. Hier war der Verkauf von Wein, Bier auf Eis, Früchten und andern Erfrischungen, Kleidung, Zeugen, Wäsche und Toilettenartikeln etablirt, ebenso ein Friseurladen, Bade-Anstalt u. a. m., kurz es fehlte an keinem Comfort.

Für die 16tägige Verpflegung war ein Stall für 20 Ochsen und Kühe und andere Ställe für Hammel, Schweine und Federvieh eingerichtet. Täglich wurde geschlachtet, und die Beköstigung war trotz der zahlreichen Gesellschaft über alle Erwartung vorzüglich. Am ersten Abend hatten sich noch viele Personen trotz der Ueberwachung beim Betreten des Schiffes in die erste Kajüte verlaufen, aber am zweiten

Landreise bis Copiapo gemacht, durch ein Handelsschiff nach einem deutschen Hafen zu senden. Ich hatte mir dazu früher den Namen unsers Consularagenten notirt. Derselbe war aber kurz zuvor am gelben Fieber gestorben, sein Nachfolger auch, endlich fand ich den lebenden, der mir die Sachen mit dem nächsten Guanoschiff nach Hamburg sandte. Das gelbe Fieber scheint hauptsächlich gegen Ende des Sommers aufzutreten, nachdem die grösste Hitze überstanden ist und die Früchte gereift sind. Viele abgestorbene vegetabilische Reste mit Pilzbildungen erfüllen dann die Luft, verdorbene Früchte und namentlich Erkältungen der in der Hitze unvorsichtig gewordenen Bewohner tragen auch das Ihrige zu dieser Epidemie bei. Das gelbe Fieber, soweit ich es wahrgenommen, scheint ein verstärktes kaltes Fieber zu sein, bei welchem es schwer hält, den Kranken zur Transspiration zu bringen. Ist diese erlangt, so ist auch das Fieber überwunden.

Mit einem Vorrath schöner Früchte, die ich in der schönen geräumigen Markthalle zu Lima mir aus den dort massenhaft aufgestapelten Vegetabilien des Landes ausgesucht, kehrte ich nach dem Pacific zurück. Von den mir bis dahin unbekannten Fruchtsorten fand ich die Chirimoyas am wohlschmeckendsten. Von der Grösse einer Granate unseres Vierpfünders mit dicker grüner Schale besitzt die Frucht ein weisses Fleisch mit süss-säuerlichem, erfrischendem Geschmack. Sie soll aber eine so hitzige Frucht wie die Ananas sein und ist, weil die hitzigen Früchte leichter gelbes Fieber und Cholera verursachen, eigentlich auf Postschiffen verboten, während Bananen, Apfelsinen und andere Früchte für unschädlich gelten.

Am Nachmittage dampften wir aus dem Hafen. Der Strand blieb ebenso kahl wie südlich von Callao. Die Hügel- und Bergreihen waren bald höher, bald niedriger, das Hochgebirge trat soweit zurück, dass es den Augen entzogen blieb. Unser Capitän hielt jetzt so weit seewärts, dass wir den ganzen folgenden Tag das Land aus den Augen verloren; der Ocean war hier nicht mehr so still wie von Copiapo bis Callao, wenigstens belästigte mich die Seekrankheit wieder bis Pa-

nama, sobald wir die Häfen verliessen. Einige Grade weiter westlich soll übrigens der Pacific-Ocean durchaus nicht seinen Namen bewähren, sondern den wechselnden Charakter des atlantischen Oceans besitzen.

Zwei Tage nach dem Verlassen Callao's warfen wir im nördlichsten Hafen Peru's, Payta, Anker. Der kleine, winkliche, unreinlich gehaltene Ort liegt am Fusse unbedeutender Schiefer- und Lehmhügel, hinter denen sich öde sterile Felder ausdehnen. Er schuldet sein Bestehen dem entfernteren Hinterlande, aus dem Strohhüte, Zucker und Reis exportirt werden.

Die halbe Stunde Aufenthalt war genügend für diesen traurigen Ort. Wir dampften weiter nach Guayaquil; die wirkliche Tropenhitze begann erst jetzt. Bis dahin hatten wir auf dem Wasser stets eine angenehme Temperatur gehabt, trotzdem wir uns schon von der bolivianischen Küste ab in den Tropen befanden. Dieser Vorzug der Westküste gegen die Ostküste Süd-Amerika's ist der Cordillerenlage zuzuschreiben, welche den heissen Nordostwind abhält und dem kühlen Südwestwinde, den man namentlich nach Sonnenuntergang angenehm empfindet, Spielraum lässt.

Am folgenden Morgen, den 25., erblickten wir an der flachen Küste eine üppige Vegetation. Auch ein Schwarm Pelikane flog unweit unseres Schiffes vorbei, von dem aus ich bis dahin nur Möven und Kormorane wahrgenommen hatte. Wir fuhren in die bayartige Mündung des Rio Guayaquil und dann stromaufwärts an dem einen Ufer entlang, während das andere noch unsern Augen entzogen blieb. Wenn auch der bedeutendste Fluss der Westküste, so ist er doch nicht so bedeutend, wie er an seiner Mündung schien. Bald näherte sich das andere Ufer, so dass der Fluss nach einigen Meilen nur die Breite der Oder im untern Laufe zeigte. Palmen und andere Tropengewächse erfreuten das Auge und bildeten Urwälder. An lichten Stellen waren mitunter Haciendas bemerkbar, deren Häuser oder Hütten noch leichter gebaut waren, als im Norden der argentinischen Republik. Einige Pfähle aus Bambusrohr mit grossen Blättern als Dach bil-

deten häufig den ganzen Bau, in welchem der Eingeborene gegen die heissen Sonnenstrahlen Schutz sucht. In der Nähe der Hütte sah man hie und da nur einige Morgen Landes kultivirt, welche allerdings so reiche Erträge liefern, wie wir es kaum für möglich halten.

Das schönste Zuckerrohr, Baumwolle, die Cacaobohnen und andere werthvolle Pflanzen wachsen in diesem gesegneten Lande wild, die Menschen sind aber zu faul zu ernten. Arbeiten kann man auch nur früh Morgens oder spät Abends; die Eingeborenen besitzen aber überhaupt keinen Trieb zur Arbeit, weil sie in diesem Klima keine Bedürfnisse haben. Jeder baut sich seine Wohnung selbst, gebraucht ein Minimum von Bekleidung, findet hinreichendes Feuerungs-Material, Früchte und andere Vegetabilien, isst wenig, lässt sich daher gehen und wird indolent. Der Arbeitslohn ist demzufolge sehr hoch; wer einige Tage arbeitet, kann seine aussergewöhnlichen Bedürfnisse für eine Anzahl von Wochen bestreiten.

Mitunter begegneten wir auch verankerten kleinen Flössen auf dem Fluss, welche zahmen Indianern als Wohnungen dienen. Einen Tag ist die Fahrt auf solchem Flusse mit flachen Ufern, wie sie der Guayaquil besitzt, ganz unterhaltend. Ich war aber befriedigt, als wir am Nachmittage bei der Stadt Guayaquil Anker warfen und ein Eingeborener mich in einem ausgehöhlten Baumstamme ans Land setzte. Am Fusse bewaldeter Höhen, von denen aus man den Chimborazo erkennen kann, und inmitten der üppigsten Vegetation gelegen, hat die Stadt einen ganz anderen Charakter wie die übrigen von mir besuchten Städte Süd-Amerika's.

Die Häuser waren sehr luftig aufgeführt, bestanden ausser den hölzernen Eckpfeilern meist aus Bambusrohr und Lehm, besassen dabei zwei Stockwerke mit hohen und geräumigen Zimmern, oben wie unten mit breiten Balkons oder Colonaden, die hier Corridors genannt werden, zum Schutz gegen die Sonne versehen. Diese mit einfachen Holzsäulen-Rundbogen aufgeführten Corridors, in denen sich die Bewohner Abends zeigen und in ihren Hängematten schwingen, geben den breiten Strassen ein gefälliges Aeussere, in deren Mitte mit-

unter ein wenig regulirter Bach fliesst. Es hatte gerade stark geregnet. In den Strassen hatten sich viele Teiche gebildet, die man nur durch Nebenstrassen umgehen konnte. Ueberall sah man Erwachsene und Kinder im Wasser liegen, um sich bei der Hitze in dem kälteren Regenwasser einige Kühlung zu verschaffen, die das warme Flusswasser nicht bietet.

Während die Hauptstadt Quito, für welche Guayaquil den Hafen bildet, so hoch liegt, dass dort ein ganz angenehmes Klima herrschen soll, ist das tief liegende Guayaquil unerträglich heiss. Bezeichnend für die Regierung dieser Republik ist, dass noch immer kein Fahrweg nach dem fünf Tagereisen entfernten Quito führt, jeder Civilisationsartikel daher auf Maulthierrücken dorthin geschafft werden muss. Sehr verführerisch für mich war, statt der Seefahrt nach Panama, Humboldts alte Tour über Quito und Bogota nach Cartagena zu machen, aber sie kostete zu viel Zeit!

Ein junger deutscher Hutmacher, bei welchem ich mir zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen einen Strohhut erstand, liess es sich nicht nehmen, mir die nicht grosse Stadt in verschiedenen Richtungen zu zeigen. Auffallend war die grosse Zahl von Negern in der Bevölkerung. Von den Spaniern ehemals als Sclaven hier eingeführt, vermehren sie sich in diesem ihnen zusagenden Klima ausserordentlich, seitdem sie in Freiheit gesetzt sind.

Weniger träge als sie scheint die einheimische indianische Bevölkerung zu sein, welcher die wenigen von mir bemerkten Arbeiter angehörten. Gut gewachsen, von mittler Grösse und nicht so hässlich wie die meisten wilden Indianer, hatten sie mehr Aehnlichkeit mit den Paraguays oder Guaranis als irgend ein anderer der von mir kennen gelernten Stämme. Ich übernachtete auf dem Pacific und bemerkte am andern Morgen, dass das Wasser des Stromes stromauf lief; es war dies die Wirkung der Fluth, die sich wie die Ebbe auf dem Rio Guayaquil bis oberhalb der Stadt regelmässig bemerkbar macht.

Noch war Zeit zu einem Spaziergange, bei welchem ich

mir zum ersten Male den Genuss einer frischen Cocusnuss verschaffte. In der Hitze bietet die kalte Milch, welche man nach dem Anbohren herausfliessen lässt, eine angenehme Erquickung. Es ist wunderbar, dass trotz der umgebenden Hitze die Milch solch kalte Temperatur besitzt. Die Milch der nach Europa kommenden alten Nüsse ist natürlich immer ranzig. Auch die andern Früchte waren vortrefflich. Die Ananas, welche hier wild wachsen, waren so saftig und wohlschmeckend, wie ich sie nie wieder angetroffen; die der Ostküste in Bahia und Pernambuco standen ihnen an Güte entschieden nach.

Die Klänge einer wenn auch wenig harmonischen Militärmusik zogen mich an und leiteten mich nach einer kleinen auffälligen Militärkaserne, wo ich die Comödie einer Wachtparade genoss, die wirklich höchst komisch war. Eine bessere Parodie auf Militär war kaum denkbar. Viele Commandos wurden der in bunten Lumpen adjustirten Compagnie von nichts weniger als imponirenden Officieren wohl gegeben, die indisciplinirte Gesellschaft machte dazu aber ihre lauten Bemerkungen und respectirte mehrere Befehle augenscheinlich gar nicht.

Bezeichnend für die Verhältnisse ist eine Revolution, die 13 Tage vor meiner Ankunft hier stattgehabt. Der revoltirende General bestach den grösseren Theil der Regierungstruppen, siegte und nahm den Regierungs-General gefangen. Als dieser in einer Kaserne bewacht wurde, versprach er dem Officier seiner Wache und mehreren Unterofficieren eine bedeutende Summe und Beförderung, wenn sie ihren General todt schössen. In hinterlistiger Weise führten diese es aus, und der alte Regierungs-General benutzte die Sensation mit Hülfe der bestochenen Wache geschickt, um wieder die Zügel zu ergreifen. Den Mördern aber hielt er nicht sein Versprechen, sondern bezahlte ihnen nur die Hälfte der versprochenen Summe. Sein Bild in reichgestickter Uniform prangte in allen Bilderläden.

Am 25. April verliess der Pacific Guayaquil. Zum letzten Male hatte ich den südamerikanischen Boden betreten. Mit

Reiselust, in feuriger Spannung und einer gewissen Neugier, hinter den über das brave Paraguay ausgebreiteten Schleier zu blicken, betrat ich ihn. Letztere war befriedigt, aber die Reiselust noch nicht, sie trieb mich weiter um einen andern Continent und eine andere Nation kennen zu lernen. Süd-Amerika ist schön, es besitzt schöne Länder, aber die mir höchst unsympathischen, einheimischen Racen verleiden den Aufenthalt. Bald sollten die Sternbilder des südlichen Himmels wie das südliche Kreuz und das Schiff Argo, zu denen ich so viele Nächte, auf der freien Erde ausgestreckt, hatte hinauf blicken müssen, sich unsern Augen entziehen und durch die heimathlichen des nördlichen Himmels ersetzt werden, von denen der grosse Bär schon am Horizonte stand.

Die viertägige Seefahrt bot wenig Abwechselung. Nachdem wir den lange Zeit vom Schiff leicht in seiner Kegelgestalt erkennbaren Chimborazo aus den Augen verloren, hielt der Capitän seewärts. Die fliegenden Fische, die ich seit dem atlantischen Ocean nicht gesehen, machten sich wieder bemerkbar; auch Delphine wurden wir gewahr, welche in derselben Weise wie die Wallfische schwimmen, indem sie abwechselnd untertauchen und demnächst mit einem Theil des Körpers über der Oberfläche erscheinen, endlich eine durch ihre Sprünge eigenthümliche Art Fische von drei bis sechs Fuss Länge, welchen wir in Schaaren von einigen Hunderten, namentlich am vorletzten Tage häufig begegneten. Wenn sich unser Dampfer näherte, wurden sie aufgescheucht und bewegten sich in langen Bogensprüngen von ca. ein Fuss Höhe über dem Wasser in gleicher Richtung fort, so dass sie den Anblick einer Steeple-Chase gewährten.

Am 29. April Vormittags kam die Küste am Horizont wieder in Sicht und bald tauchten einige kleinere Inseln vor uns aus dem Wasser. Wir erreichten sie schnell. Auf der einen hatte die englische Dampfschifffahrtsgesellschaft, zu welcher der Pacific gehört, ihr Depot. Eine andere ist im Besitz der nordamerikanischen Gesellschaft, die zwischen Panama und San Francisco fährt. Nach Passiren dieser theils mit hohen Felsen, theils mit Palmen und andern

tanern gegründeten nördlichen Neuenglandstaaten und die südlicheren vier Mittelstaaten. Die Industrie bildet hier den Reichthum und hat die Macht; die Bevölkerung ist die in Nord-Amerika verhältnissmässig stärkste, und hat sich den Spottnamen der Yankees erworben. Die vielen grossen Städte sind bei der beständigen Einwanderung im steten Wachsen. Man müsste diese Staatengruppe heute correct den Osten tituliren, da man unter

3. dem Westen diejenigen Nordstaaten versteht, welche zwischen den Alleghanies und Rocky mountains nördlich von Arkansas und Tenessee liegen, also das ganze Stromgebiet des obern Mississippi inne haben. Je weiter nach Westen, desto mehr nimmt die weisse Bevölkerung ab, bis sie in den sogenannten Plains ganz aufhört, und danach in der Nähe der Rocky mountains wieder beginnt. Der Hauptreichthum besteht in der Fruchtbarkeit des Landes; doch nicht Baumwolle, Tabak und Reis, wie in den Südstaaten, sondern, Weizen und Mais bilden die Hauptprodukte.

Der Hauptstrom der Einwanderung ergiesst sich daher in diese ausgedehnten Landschaften. Viele Minen werden ausgebeutet, die meisten liegen wegen Mangel an Kapital noch todt. Die grossen Städte vermitteln den Handel und entwickeln in Folge des Reichthums an Kohlen und Eisen eine blühende Industrie; doch ihre Interessen sind andere wie die der Städte im Nord-Osten. Ich komme später hierauf zurück, da ich mich mit diesen Staaten als dem Hauptziel der deutschen Einwanderung eingehender beschäftigen werde.

4. Die Pacific-Staaten, von denen Californien vorläufig nur ins Gewicht fällt, nebst den von ihnen in commercieller Beziehung abhängigen Staaten und Territorien bis zu den Rocky mountains.

Diese erst seit ca. 25 Jahren in der Bildung begriffenen also jüngsten Staaten haben ihre Bevölkerung meist aus den Nordstaaten, namentlich dem Osten erhalten. Die europäische Einwanderung ist verhältnissmässig gering, stärker die chinesische. Der allgemeine Charakter der Bevölkerung ähnelt am meisten dem der Yankees im Osten.

Californien ist wohl der von der Natur am reichsten dotirte Staat Nord-Amerika's, begünstigt durch Bodenreichthum, Mineralien und Klima, mit einer Küste, die viele natürliche Häfen bildet, von denen San Francisco zur Handelsmetropole an diesem Ocean berufen ist.

Von den vier Staatengruppen haben der Norden, Süden, und die Pacific-Staaten ihre eigenen und zwar ausgedehnten Küsten, während der Westen zum Theil auf die Wasserverbindung des Mississippi und seiner Nebenflüsse, zum Theil auf die grossen nördlichen Seen mit ihrer Kanal-Verbindung nach New-York als Wasserstrasse angewiesen ist. Die Interessen dieser vier Staatengruppen sind daher sehr verschieden. Je mehr der Westen und Californien an Bevölkerung zunehmen und die Südstaaten sich wieder erheben, desto mehr wird diese Verschiedenheit hervortreten.

Jeder Staat entwickelt sich selbständig in freier ungebundener Weise, so dass die Organisation viele Verschiedenheiten bietet, ähnlich wie in den deutschen Statten, doch zieht durch alle in Folge der eigenthümlichen historischen Entstehung derselbe Zug, der auch in der gemeinsamen Central-Regierung und Repräsentation zu Washington denselben Ausdruck zeigt. Es ist der beständige Wechsel alles Bestehenden mit grösseren oder kleineren Schwierigkeiten. Alles wechselt je nach dem Willen der Majorität des souveränen Volkes. Auch die Beamten und Gesetze wechseln, selbst die Constitutionen, diese allerdings mit grösserer Schwierigkeit wie auf dem europäischen Continent. Die Staaten vermehren sich, und das Stimmverhältniss wechselt mit Zunahme der Bevölkerung, daher die Macht, welche der Osten jetzt besitzt, zu Gunsten anderer Staatengruppen auch einmal wechseln wird. Das Sternenbanner der Vereinigten Staaten ist das getreuste Sinnbild der Nation; auch dies verändert sich, indem die ursprünglichen 13 Sterne bei dem Eintritt jedes neuen Staates in die Union um einen Stern vermehrt wurden, so dass sie jetzt auf 37 angewachsen sind.

Auch die Städte verändern sich bei ihrem rapiden Wachsthum, jedoch in anderer Art, wie bei uns. Die Ge-

schäftsgegend wechselt, ebenso die gute Gegend, wo der wohlhabende Theil der Einwohner wohnt.

Alles ist wohl auf Zeitdauer eingerichtet, aber nichts für die Ewigkeit. Die ganze Nation ist im mobilen Zustande, es giebt keine gemüthlichen Spiesser. Jeder Bürger wechselt sein Gewerbe, wenn er ein anderes mit günstigerem Erfolge betreiben kann, wozu allerdings diese weiten und durch das immense Eisenbahnnetz so nahe gerückten Länder mit ihren zahllosen noch unausgebauten Hülfsquellen mehr Gelegenheit bieten wie die durch übergrosse Concurrenz zu einer gewissen Ruhe gelangten europäischen Staaten.

Es giebt kein befestigtes Vermögen, ja es kann Niemand über die zweite Generation hinaus über sein eigenes Vermögen disponiren. Der Staat, d. h. das souveräne Volk, will durch seine demokratischen Gesetze die Bildung einer Aristokratie verhindern, um dem Besitzenden keine Vorrechte vor dem Nichtbesitzenden zu verleihen. Dass ihm dies dennoch nicht ganz gelingt, liegt in der natürlichen Abhängigkeit, die sich unter einer Anzahl Menschen in allen socialen Verhältnissen allmählich herausbildet. Der grösste Theil alles Besitzes ist vorläufig noch in Bewegung und spornt dadurch allerdings den Unternehmungsgeist an, der in diesen ausgedehnten Ländermassen und in diesen über das Kleine erhabenen Verhältnissen auch einen grossartigen Charakter angenommen hat, ohne in gewöhnlichen Schwindel, wie man leicht anzunehmen geneigt ist, auszuarten. Jedes Wagen ist natürlich mit einer gewissen Unsicherheit verbunden, wenn aber mehr Chancen für als wider ein Unternehmen sind, so muss es eine Basis haben. Die reelle Basis, auf welcher die meisten kühnen Unternehmungen hier basiren, ist die stete oder vielmehr progressive Einwanderung, welche sowohl neue Arbeitskräfte ins Land bringt, als auch durch ihre Bedürfnisse Handel und Industrie hebt. Mit wenig Anlagekapital aber viel Genie kann da viel geleistet werden.

Dies praktische Genie, verbunden mit einer Unternehmungslust kennzeichnet den intelligenten Amerikaner und macht das Land interessant. In starrem Gegensatz zu der Indolenz

in Südamerika steht die hastige Thätigkeit in diesen Staaten. Wirkliche Trägheit ist unbekannt, man trifft sie höchstens unter einem Theil der Neger, die, mit nur wenigen Bedürfnissen, in der Trägheit noch einen Genuss der Freiheit finden. Je älter im Allgemeinen der Amerikaner wird, desto mehr Geschäfte überhäufen ihn. Der Einwanderer, der nicht angestrengter zu arbeiten lernt, als er es in Europa gewöhnt ist, bringt es zu Nichts, er hätte seinen Unterhalt bei bescheidenen Ansprüchen zu Hause leichter finden können. Dasselbe gilt von denen, die in den volkreichen Städten des Ostens verbleiben, wo die Concurrenz der in Europa vorhandenen bereits ähnlich ist und der hohe Lohn die erhöhten Preise der Lebensbedürfnisse compensirt.

Ich kehre nun zu dem Lick-House in San-Francisco zurück, einem sehr comfortablen Hôtel mit 300 Logirzimmern, schönem grossen Speisesaal und Gesellschaftszimmern, das ich jedoch nach einigen Tagen mit dem damals neu entstandenen Occidental-Hôtel vertauschte, welches sich durch noch grössere Eleganz und eine exquisite Küche hervorthat, die mir nach überstandener Seekrankheit von ganz besonderem Werthe war. Mein erstes Diner wurde mir freilich verleidet, als mich der Oberkellner mit einem japanischen Magnaten zusammen placirte, dessen Manieren keineswegs meinen Appetit reizten, doch die Auswahl in den Genüssen der See, dem verschiedensten Wilde, vorzüglichen Gemüsen und Früchten söhnte mich bald wieder aus.

Zuvörderst engagirte ich nun einen Sprachlehrer, der meine verloren gegangenen englischen Sprachkenntnisse aufzufrischen hatte und gleichzeitig als Führer diente. Kunstsammlungen sind in den amerikanischen Städten ebenso wenig zu besichtigen, wie grosse Kathedralen und alte Bauwerke, doch zeigt der Einheimische gern das gewöhnlich architektonisch schönste Bauwerk, das Court house, in welchem die städtischen Behörden und Gerichte ihren Sitz haben, die Börse und das fast in allen grösseren Städten von den gebildeteren Ständen unterhaltene Clubhaus oder mercantile library mit Concertsaal, Tanzsaal, Schachsaal und Lesesälen,

in denen neben einer grossen Bibliothek mehrere hundert Zeitungen und Zeitschriften gehalten werden, worunter jedoch selten mehr wie 5—10 europäische.

San Francisco ist wie die meisten amerikanischen Städte in ziemlich regelmässigen Quadraten gebaut.

Die geraden Strassen laufen demzufolge mit so steilem Gefäll über die Dünen fort, dass es mitunter unmöglich ist, auf ihnen zu fahren. Manchmal tritt einige Zeit nach dem Bau der Häuser eine Wegebesserung durch Abstechen des Kammes ein, in Folge dessen die Häuser dann wie auf einem Bollwerk über die Strasse emporragen. Hätte der Stadt-Ingenieur an Stelle der graden und hier unpraktischen Linien den ersten Plan dem Terrain angepasst, so hätte eine malerisch schöne Stadt auf diesem unebenen Boden entstehen können.

Die ersten Hôtels liegen an Montgomery-street, der elegantesten mit grösstem Luxus construirten Strasse, in der auch die grössten Läden die Parterre-Geschosse einnehmen. Das Pflaster ist wie in dem ersten Geschäftstheil aller amerikanischen Städte Nickolson'sches Pavement, auf dem die Wagen geräuschlos und wie auf der Diele, ohne zu stossen, fahren. Die Erde ist dazu mit Kies planirt. Darauf kommt eine Lage dicker Bretter, eine Schicht Asphalt und hierüber sechszöllige Holzwürfel möglichst eng zusammen, deren Zwischenräume ebenfalls mit Kies und Asphalt ausgefüllt sind. Trotzdem nur sehr hartes Holz dazu verwandt wird, fahren die Lastwagen doch Löcher aus, die häufige Reparatur erfordern. Da man in jenen Städten aber mehr Sorgfalt auf gutes Pflaster legt wie bei uns zu Lande, so ging man damit um, dieses Pavement in allen Strassen einzuführen, hätten nicht die Feuer in Chicago und Boston gelehrt, dass es bei grosser Gluth ebenfalls in Brand geräth. Die vier und fünf Stockwerk hohen Prachtbauten dieser Strasse hatten, wie alle Gebäude, bei einem erheblichen Erdbeben einige Monate vorher bedenklich gewankt, bei welcher Gelegenheit auch fünf Häuser einstürzten. Da man alle Jahre Erderschütterungen verspürt, so sind die meisten Neu-

bauten niedriger und aus Holz construirt. Der vulcanische Charakter der Westküste Süd-Amerika's scheint sich bis hierher auszudehnen. Am Ende von Montgomerystreet, wo die Prachtbauten allmählich aufhören, erstieg ich einen jener für Wagen impraktitabeln Hügel. Eine schöne Aussicht über die Bay und das Fabrik-Viertel überraschte mich, letzteres wie eine englische Fabrikstadt in schwarzen Rauch gehüllt.

Im Gegensatz zu Süd-Amerika, wo Jahrhundert alte Städte gar keinen oder nur geringen Fortschritt in einheimischer Industrie machen und grösseren Bedarf nur durch grössere Einfuhr decken, werden in dem jungen San Francisco fast alle Industriezweige cultivirt. Gerade hier charakterisirt sich am besten die rastlose Geschäftigkeit des Nordamerikaners im Gegensatze zum trägen Südamerikaner.

Der californische Civil-Ingenieur hat wegen der hohen Arbeitslöhne sein Genie mehr auf Ersparniss von Menschenkräften zu richten als der europäische und selbst der in den alten Vereinigten Staaten. Das Bedürfniss macht erfinderisch und viele Verbesserungen, namentlich der landwirthschaftlichen Maschinen, kommen bereits aus Californien.

Ich verwandte einige Vormittage zur Besichtigung von Fabriken, die immer das Interessanteste innerhalb der amerikanischen Städte sind. Die Eisen-Industrie als Grundlage der Gesammt-Industrie steht in grosser Blüthe und deckt mehr als den Bedarf Californiens, das doch nur ca. 600,000 Einwohner zählt, von denen also ein Drittel auf Francisco allein kommt. Locomotiven, überhaupt alles Eisenbahnmaterial und alle Arten Maschinen für die ganze Pacific-Staatengruppe werden hier construirt, ja bereits nach andern Staaten an diesem Ocean exportirt. Es giebt kaum einen Industriezweig, der nicht bereits fabrikmässig en gros in dieser jungen Stadt ausgebeutet wird. Interessant war eine Fabrik, die allein für mehr als 10 Millionen Thaler rohe Wolle jährlich in Zeug verarbeitet. Die meisten Arbeiter waren hier Chinesen, deren billige Arbeitskraft sich die Arbeitgeber durch einfachen Abschluss von Lieferungscontrakten mit einigen

nur dies Geschäft betreibenden Firmen zu verschaffen wissen.

Gegen diesen sogenannten Kulihandel, der an Sclavenhandel grenzt, ist schon vielfach in den alten Staaten geschrieben und gesprochen worden; da aber Californien mit der Majorität seiner bis jetzt eingewanderten Bewohner den Unionsgedanken cultivirt, so wird von Seiten der alten Staaten Nichts zur Abstellung dieses offen liegenden Menschenhandels geschehen. Das Verfahren ist einfach Folgendes. Die Chinesen werden in chinesischen Häfen angeworben und unterschreiben einen Contrakt, nach welchem sie sich für ca. einen Thaler täglichen Lohn auf eine Reihe von Jahren vermiethen. Dieser Lohn erscheint ihnen in China hoch, während er in Californien, wo der gewöhnliche weisse Arbeiter stets für drei Thaler täglichen Lohn Arbeit findet, sehr niedrig ist, zumal fast alle Lebensbedürfnisse hier bedeutend theurer als anderswo sind. Maurer und Zimmergesellen erhalten sogar mindestens vier Thaler, Minenarbeiter fünf Thaler täglich. Die Chinesen sind deshalb den weissen Arbeitern ein Dorn im Auge und werden häufig von diesen maltraitirt.

In den dazu bestimmten Schiffen werden die Kulis an der chinesischen Küste wie ehemals die Neger aus Afrika zusammengepfercht, ohne dass diese Schiffe von irgend einer Regierung einer strengen Kontrolle unterworfen sind. Billigkeit der Fracht ist die Hauptsache, daher meist langsame Segelfahrt mit schlechter Verpflegung. Durch den Verlust von Menschenleben hat der Händler geringeren Schaden, als ehemals der Händler mit erkauften schwarzen Sclaven.

Ich machte die Bekanntschaft eines Capitäns, der solch Schiff einmal zu commandiren gehabt hatte, und noch ganz entsetzt von den schaudervollen Scenen seiner Ueberfahrt war, zu deren Linderung er im Mangel alles Nothwendigen wenig beizutragen vermochte. Mit solcher Fracht kommt gewöhnlich auch ein geringer Procentsatz Frauen herüber, die nach chinesischem Brauche als Gattinnen verkauft werden. Ob dieselben dies nun auf eigene Rechnung thun, oder ob dies

ein factischer Sclavenhandel ist, habe ich nicht ermitteln können.

Ein Glück für diese unglückliche Arbeiterclasse ist, dass sie wenige Bedürfnisse hat. Der billige Reis bildet ihre fast ausschliessliche Nahrung, wozu mitunter etwas Schweinefleisch oder Fisch kommt. Man rechnet, dass sich der Chinese hier ein Drittel billiger erhält als der Weisse. Uebrigens kleiden sie sich in ihr National-Costüm, bestehend in Hosen und meist blauen Jacken von besonderem Schnitt, einer Art Schnürpantoffeln und einem Stroh- oder Filzhut auf dem Kopfe, von dem der Zopf hinten bis über die Taille herabfällt. Auf der Strasse gehen sie ganz sauber und ordentlich adjustirt. Sie sind fleissige und zuverlässige Arbeiter, im Allgemeinen mehr zähe wie stark, bessere Garten- wie Feldarbeiter. Es giebt wohl starke Chinesen in den Minen, doch nur in verhältnissmässig geringer Anzahl. Zum Bau der Pacific-Bahn in Californien wurden sie auch verwandt, aber mit dem Opfer einiger Tausende, welche die schwere Arbeit nicht aushalten und das kalte Klima im Hochgebirge nicht vertragen konnten.

In San Francisco wurden sie von Anfang ihrer Einführung an genöthigt, in einer Vorstadt zu wohnen; jetzt ist dieselbe jedoch mit ihren 40,000 Chinesen von der schnell gewachsenen Stadt umschlossen. Man dünkt sich hier mitten in China zu sein. In den kleinen Häusern mit engen Stuben wohnen stets dreimal so viel Chinesen, als Weisse darin aushalten könnten. Diese im Heimathlande gewohnte Ueberfüllung muss auch die Ursache ihrer übel berüchtigten Unreinlichkeit sein. Viele, die ihr Contraktsverhältniss durch Abdienen gelöst, lassen sich hier nieder und treiben alle möglichen Gewerbe. Besonders gesucht sind sie für Dienste, die bei uns Frauen verrichten, wie Waschen, Plätten, Kochen, Kinderwarten etc. Da in Californien noch immer Mangel an zartem Geschlecht herrscht, welches zu meiner Zeit im Verhältniss von 3 : 1, früher von 10 : 1 stand, so füllen die Chinesen diese Lücke aus.

Bei angeborenem Geiz und Habsucht sammeln sie Alle ein kleines Vermögen. Sie sollen sehr exakt sein und

namentlich einen grossen Nachahmungssinn besitzen, so dass sie alles Mechanische schnell erlernen.

Die Goldgräberei wird von ihnen mit Vorliebe getrieben, während dieselbe von den weissen Arbeitern als nicht mehr einträglich so gut wie aufgegeben ist. Nur Actiengesellschaften können noch gute Dividenden erzielen, wie ich später ausführen werde. Man rechnet ca. 30,000 Chinesen, welche meist dort nachwaschen, wo vor ihnen bereits Weisse gewaschen haben, und nicht mehr wie ca. zwei Dollars den Tag gewinnen. Auch einige den besseren Classen angehörige chinesische Kaufleute haben sich in San Francisco niedergelassen. Sie versorgen die Landsleute mit ihren Bedürfnissen, handeln sonst namentlich mit Thee, Seide, Porcellan und Backwaaren, sind reich und selbst unter den Amerikanern angesehen. Da sie sämmtlich nach China, wenn auch spät, doch einmal zurückkehren, so ist dieser stete Abfluss von Capital den Amerikanern sehr unangenehm. Sterben sie in Californien, so hinterlassen sie doch immer so viel, dass sie einbalsamirt und nach China zur Beerdigung zurückgesandt werden können. Von Zeit zu Zeit geht eine solche Schiffsladung todter Chinesen nach dem himmlischen Reiche ab.

Fünftes Capitel.

Deutsche in San Francisco. — Theater. — Entwickelung der Selbstregierung in Californien. — Handel. — Kirchen.

Der norddeutsche Consul, Herr D., dem ich meinen Besuch abstattete, machte mich nach Einsicht meiner Papiere mit mehreren interessanten Persönlichkeiten bekannt. Da es keine Reise-Handbücher giebt, so sind persönliche Empfehlungen in den Vereinigten Staaten durchaus nothwendig, um überhaupt Land und Leute kennen zu lernen. Herr D. theilte mir ein schlagendes Beispiel vom rapiden Steigen der Werthe mit. Als er einwanderte, erstand er für den damals hohen Preis von wenigen Tausend Thalern ein Grundstück ausserhalb der Stadt und liess sich dorthin ein hölzernes Blockhäuschen aus Hamburg kommen, in welchem er mit seiner Mutter wohnte. Jetzt liegt das Grundstück innerhalb der Stadt und ist einige hundert Tausend werth.

Am 23. Mai besuchte ich das von allen Deutschen der Stadt alljährlich gefeierte Maifest. Circa 10,000 Deutsche sind bereits eingewandert. Sie besitzen drei deutsche Kirchen, mehrere Schulen und lassen mehrere deutsche Zeitungen erscheinen. Alle halten es für ihre Pflicht, dies deutsche Vereinigungsfest zu besuchen.

Mit einer der vielen Pferdebahnen, welche die ganze Stadt durchkreuzen und Miethswagen, wie Droschken vertreten, fuhr ich nach dem eine halbe Stunde ausserhalb der

Stadt gelegenen Festlocal. Liedertafeln, Männerchöre, Tanz und viel Bier gewährten Jedem sein Vergnügen. Seit $2^1/_2$ Jahren bewegte ich mich zum ersten Male wieder in einer grösseren deutschen Volksmenge. Die verschiedensten deutschen Dialekte waren hörbar und würden mir fremdartig vorgekommen sein, wäre ich von Deutschland direct hierher gelangt, doch nach so langem Aufenthalt unter mehr oder weniger wilden Völkerschaften fühlte ich mich ganz heimisch.

Alle bekannten und bereits ganz vergessenen Bilder traten mir hier wieder vor die Augen. Dort walzte der feine Commis, den schiefen Cylinder auf einem Haupt mit gebrannten Locken, mit lebhaften Armbewegungen seine weniger modern geputzte schüchterne Tänzerin auf nicht gebohnten Dielen sicher führend, hier zog ein wohlbeleibter Familienvater mit Frau und zahlreicher Nachkommenschaft, den kleinsten Sprössling auf dem Arm selbst vorwegtragend, durch das Gewühl nach der Restauration, die Häupter seiner ihm folgenden Lieben beständig zählend, während auf den Gartenbänken sparsame Hausmütter den Inhalt ihrer Pompadoure entleerten, um den vom langen Wege ermüdeten Kindern Brezeln und Milch, mitunter auch Kalteschaale aus Flaschen zu verabreichen. Vom gewöhnlichen Arbeiter bis zum Rechtsanwalt und reichen Kaufmann war jeder Stand vertreten und amüsirte sich auf seine Art. Ich unterhielt mich so gut, dass ich länger blieb, als die dortige erste Gesellschaft es zu thun pflegt. Erst mein hungriger Magen, den die aufmarschirten Schinken- und Käsestullen nicht reizen wollten, führte mich nach Hause. Ich besuchte deshalb eins jener specifisch amerikanischen [illegible] oder Lunch-rooms, die sich gerade in [illegible] Francisco durch Eleganz auszeichnen. Man zahlt ein [illegible] und kann mit den verschiedensten Delicatessen, [illegible] Austern, Wildbraten etc. seinen Appetit stillen. [illegible] „drink" wird extra bezahlt. Die europäische Rechnung ist unbekannt, in den anständigsten [illegible] ein Glas Bier wie für ein [illegible] vielen Bar-rooms Morgens [illegible] Frühstück gratis, damit man viel

trinkt. Man nimmt aber seine Genüsse stets stehend ein, da der Amerikaner die möglichst geringste Zeit auf seine Mahlzeiten verwendet, überhaupt keine Gemüthlichkeit kennt. In allen Städten giebt es ein oder mehrere dergleichen Locale für die bessere Herrengesellschaft. In der heissen Jahreszeit fand ich sie sehr angenehm, um schnell einen Sherry Cobler oder ein anderes erfrischendes Getränk zu erhalten.

Noch eine deutsche Vereinigung besuchte ich, als grosse Plakate an den Ecken ein Concert in dem grössten öffentlichen Local zum Besten der Nothleidenden in Ost-Preussen ankündigten. Es war von Juden arrangirt, die in Californien eine bevorzugte Rolle spielen, während sie sich in den übrigen Vereinigten Staaten wenig bemerkbar machen und in Süd-Amerika so verschwinden, dass dort nicht einmal eine Synagoge existirt.

Das Concert war sehr besucht, und endigte mit einem Ball, bei welchem ein feiner junger Tanzmeister, der sich Herr Baron tituliren liess, die Tänze arrangirte.

San Francisco, das Eldorado am Pacific-Ocean, dem fast Jeder, der westlich der Rocky mountains wohnt und die Mittel irgendwie flüssig machen kann, alljährlich seinen Besuch abstattet, hat auch seine Lustbarkeiten mannigfacher Art. Bereits blüht der Pferde-Sport, der sehr populär sein soll, doch fanden keine Rennen während meiner Anwesenheit statt. Musik und Theater stehen auf einer durchaus nicht geringen Stufe. Die italienische Oper stellte mich ganz zufrieden, aber noch erfreuter war ich, im englischen Schauspiele schon soviel zu verstehen, dass ich den Sinn errathen konnte. Die beste Uebung für das Ohr eines Anfängers ist entschieden die Sprache der Bühne, wenn sie auch dort correcter ausgesprochen wird, als man sie im gewöhnlichen Leben vernimmt.

Am interessantesten war mir aber das chinesische Theater, zu welchem Weisse eigentlich nicht zugelassen werden. Ein Trinkgeld verschaffte mir aber Zutritt und einen Sitz. Das unsichtbare Orchester hinter der Bühne, bestehend aus Gongs, Pauken und einer Posaune, war ohne Pause in Action. Der

Lärm dieser unmelodischen Musik nahm zu, sobald der Vorhang aufging, so dass natürlich die Schauspieler, um die Musik zu übertönen, schreien mussten. Den Sinn der Handlung konnte ich nicht erfassen, obgleich manche Pantomimen verständlich waren.

Einige Schauspieler zeichneten sich durch equilibristische Kunststücke aus, die zum Stück zu gehören schienen. Vom dicken Tabaksqualm und der Spektakelmusik im engen Local ziemlich mitgenommen, suchte ich nach dem ersten Act das Freie wieder zu gewinnen.

Wie im Theater, so schwirrte zu dieser späten Stunde auch auf der Strasse eine solche Menge von Chinesen umher, dass man sich nach China versetzt glaubte. Dabei waren alle im lauten Gespräche, scherzend und schwatzend, sie schienen eben Feierabend gemacht zu haben. Man hatte mich gewarnt, bei Abend nicht allein dies Viertel zu betreten, doch fand ich mich in keiner Weise belästigt. Es ist in Californien Mode, die Chinesen als Importeure aller möglichen Laster zu bezeichnen. Es ist richtig, dass sie leidenschaftliche Spieler und Opiumraucher sind. Billige Lotterien und Spielhäuser sind zahlreich im chinesischen Viertel vorhanden, aber ebenso in den christlichen Stadttheilen, wenn auch gesetzlich verboten. Der Chinese nimmt hier mehr Opium, wie im Heimathlande, wo Regierung, Verwandte und Freunde dagegen wirken und vielleicht eine Controlle ausüben, aber die weissen Arbeiter, namentlich die Irländer, sind nicht minder dem Trunke ergeben, und der starken Alkohol enthaltende Whisky ist von beinahe jedem Amerikaner geschätzt. Rachsüchtig sollen die Chinesen sein und andere menschliche Fehler besitzen; ob diese bei ihnen grösser sind, als bei den übrigen Menschen, kann ich nicht beurtheilen, sie aber auf die unterste Stufe der menschlichen Gesellschaft noch unter die Neger auf Grund ihrer Abstammung zu stellen, erscheint mindestens ungerecht.

Kein Chinese darf innerhalb der Street cars, wie die Pferde-Eisenbahnwagen heissen, Platz nehmen, er muss draussen auf der Plattform stehen bleiben, während dem

Neger seit einiger Zeit überall der Zutritt gestattet ist. Als Zeugen vor Gericht gegen Weisse waren noch vor Kurzem Chinesen gar nicht zugelassen, und Rohheiten, die ihnen zu Theil wurden, namentlich von Seiten der irischen Arbeiter, blieben unbestraft.

Im Gegensatz hierzu steht, wie bereits erwähnt, viel Rühmenswerthes, welches mir von vielen Seiten über diese Leute mitgetheilt wurde. Da sie vor Allem ruhige und stille Arbeiter sind, die die Landesgesetze respectiren, so ist kein Grund vorhanden, sie wie Parias zu behandeln. Viele sind gemordet worden, wenn sie Ersparnisse besassen, andere als Opfer von Verfolgung, Nichtswürdigkeit und Grausamkeit gefallen. Ohne Chinesen würde mancher Industriezweig in Californien ganz aufhören, die Arbeitskraft sehr mangeln und der Werth alles Eigenthums bedeutend sinken. Mit diesen Betrachtungen war ich bis an ein chinesisches Hotel gelangt, dessen hellerleuchtete Parterrefenster meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Es war die Hotelküche. Die Chinesen werden gerade als Köche sehr gelobt, doch was ich hier sah, flösste mir keine Hochachtung vor diesem ihren Talente ein. Sie nahmen alle Gewürze in den Mund, um sie beim Herumrühren den Speisen gleichmässig vertheilt nach und nach zukommen zu lassen. Ich war froh nach einigen Minuten von den mir ebenfalls wenig sympathischen Menschen auf immer scheiden zu können.

Mich begleitete der Gedanke, dass die Missionäre für China gerade hier Pflanzschulen für die Missionen in China gründen könnten, obgleich die Behandlung der Chinesen seitens der Christen die Mission allerdings nicht unterstützt, sondern die Chinesen eher in ihrem alten Glauben bestärken muss, dass alle Christen Barbaren sind. Der zunehmende Verkehr zwischen China und Californien, namentlich die vielen in die Heimath mit Capital zurückkehrenden Chinesen müssen übrigens mit der Zeit von Einfluss auf das sonst so abgeschlossene Reich werden. —

Doch ich will mich nicht mit China beschäftigen, sondern mit Californien, wo das schnelle Wachsen von San Francisco

mein Staunen erregte; eine noch so junge Stadt und bereits ausgerüstet mit allen Anstalten und Anlagen einer zukünftigen Weltstadt, die das, was sie ist, aus sich selbst ohne Einmischung einer constanten vorsorglichen Behörde geworden ist.

Wie war es möglich, dass sich aus einem Chaos wilder und heterogener Elemente solche geordnete Zustände in kurzer Zeit entwickeln konnten, welche Sicherheit der Person und des Eigenthums jetzt so gut garantiren wie in den alten Neuengland-Staaten?

Der Process ist ziemlich einfach und vollzieht sich in gleicher Weise noch jetzt an jenen Stellen, wo reiche und leicht zu bearbeitende Minen in uncultivirten Gegenden Massen von Arbeitern aller Nationen heranlocken. Dass sich die alten Staaten in anderer Art social entwickelten, war die Folge ihrer ganz verschiedenen Entstehung. Die aus England vertriebenen Puritaner in den Neuengland-Staaten, Lord Baltimore mit einer Gesellschaft Katholiken in Maryland, Penn mit seinen Quäkern in Pennsylvanien, die Franzosen in Louisiana und Canada brauchten mit ihrer Selbstverwaltung ebensowenig wie jetzt die jungen Staaten des ackerbauenden Westens jene Phasen durchzumachen, welche solche metallstrotzende Länder wie das goldreiche Californien, das silberreiche Nevada bestanden und z. B. die Territorien Colorado und Montana bestehen.

Auf die Nachricht von Californiens Goldreichthum strömten aus allen Theilen der Welt Abenteurer und Verbrecher, Schwindler und Verzweifelte dorthin. Von Australien und der Pacificküste Süd-Amerika's, von Europa und den Vereinigten Staaten war meist der Abschaum der Menschheit in Bewegung, um in Californien die mitgebrachten leeren Säcke mit Gold zu füllen. Gold war wohl in Fülle vorhanden, doch das Waschen erforderte angestrengte Arbeit, mit der Arbeit wuchsen die Bedürfnisse der Einwanderer für den eigenen Lebensunterhalt. Die Subsistenzmittel waren aber sowohl knapp als auch unerhört theuer.

Raub und Mord waren an der Tagesordnung, da keine

Gerichte existirten. Jeder suchte sich zu bewaffnen und schloss mit Einem oder Mehreren Compagniegeschäft zur gegenseitigen Vertheidigung. Das Faustrecht herrschte in ausgeprägtester Weise. Manch Unschuldiger lud die Wuth einer brutalen Menschenmenge auf sich und wurde gelyncht, aber auch der ehemals schlimmste Verbrecher konnte sich nicht mehr sicher fühlen. Ein allgemeines Bedürfniss einer rächenden Gerechtigkeit machte sich geltend. Man trat deshalb zusammen und wählte ein Vigilance-Comittee, welches jedes neue Verbrechen ohne viele Formalien mit dem Tode bestrafte. Diese mehr geregelte Lynchjustiz hatte guten Erfolg. Es wurde Ehrensache, Niemanden, der innerhalb dieser Vereinigung ein Verbrechen begangen, wegzujagen oder entkommen zu lassen. Kein Verbrechen gegen fremdes Eigenthum durfte unterdrückt werden. Der Verschweigende würde in gefahrvollen Misscredit gefallen sein.

In kurzer Zeit waren die gefährlichsten unverbesserlichen Subjecte beseitigt und neue Einwanderer hinzugekommen. Die Einwanderung dehnte sich auf weitere Kreise der menschlichen Gesellschaft aus, der Handel zog erst kleinere, bald darauf grössere Kaufleute heran, manche Einwanderer fanden bald ein einträglicheres Geschäft in Wiederaufnahme ihres alten Gewerbes als im Goldwaschen; es bildeten sich regelmässigere Ansiedelungen, kurz mit Zunahme der Bevölkerung nahm hier wie überall in der Welt die Ordnung zu.

Mit der Zeit grenzten sich die Districte ab, und wo sich der Handel zu concentriren begann, auch Stadtbezirke, sogenannte Cities, die allerdings noch weit davon waren, eine Stadt nach unserm Sinne zu repräsentiren. Die „Vigilance-Comittees“ erweiterten sich zu Magistraten, deren Aemter nach Bedürfniss creirt wurden. Die persönliche Sicherheit war wohl bereits gewährleistet, doch noch war die Obrigkeit in den Händen einer ebenso gewandten, wie unwürdigen Classe von Subjecten, die sich in solchen primitiven Orten stets einzufinden pflegen, wo reiche Ausbeute von Minen die Arbeiter in Besitz von edlen Metallen setzt, nämlich der Spieler von Profession. Mit ihrer angebornen Klugheit wissen sie

sich bald in die neugeschaffenen Aemter hinein zu schwindeln. Auch San Francisco war in ihren Händen, die ansehnlichsten Häuser des jungen Ortes waren Spielhäuser, auf der Strasse placirte Musikbanden zogen die aus den Minen mit Säcken voll Goldstaub heimkehrenden Arbeiter sowie Fremde an.

Mit der Zeit wuchs in Californien das Bedürfniss nach einer gleichmässigeren Gesetzgebung. Das Territorium war wohl ca. 8888 geographische Quadratmeilen gross, doch beschränkte sich die schnell zunehmende Einwanderung nur auf gewisse Theile desselben.

Wie sich aus freiwilligen Vereinigungen die Townships formirten, so rief das Bedürfniss auch bald eine auf allgemeines Stimmrecht basirte Legislatur ins Leben. Selbst in dieser hatten die Spieler mit ihrem politischen Einfluss Anfangs noch die Majorität, so dass die Spielhöllen gesetzlich unbeschränkt gestattet blieben. Doch bei den nächsten Wahlen erhob sich die öffentliche Meinung derartig dagegen, dass bei Beginn der zweiten Legislatur die Spielhäuser geschlossen und alle bekannten Spieler verbannt wurden.

Bald wuchs die Bevölkerung so, dass Californien als Staat in die Union aufgenommen wurde. Die Constitution, die es sich selbst und unter dem Einfluss der eingewanderten Amerikaner nach dem Muster der alten Staaten gab, erhielt ihre Ratification vom Congress. So fand ich dort dieselben oder ähnliche Institutionen vor wie in den alten Staaten. Gleich dem ganzen Staatsorganismus ist das öffentliche Leben und Treiben in den Vereinigten Staaten trotz der räumlich grossen Entfernungen sich sehr ähnlich, vielleicht tritt in Californien noch etwas mehr Luxus zu Tage, jedenfalls der am grellsten in die Augen springende Reichthum.

Das Gold war wohl der Magnet, der zuerst die Einwanderung anzog, indem ein Theil es wusch und ein anderer es gegen Waaren eintauschte; doch nie hätte der Staat dadurch die jetzige Höhe des Wohlstandes und der Entwickelung erreichen können, wenn nicht das fruchtbare Land so überaus productiv wäre! Die Grundlage jedes National-

Reichthums bleibt der Grund und Boden, verbunden mit der Beschaffenheit des Klimas, das ebenfalls in Californien die Menschenarbeit und Fruchtentwickelung im gleichen Masse begünstigt. Wie im tropischen Klima die kaukasische Race die Energie zum Arbeiten verliert und die zu üppige Vegetation die Culturen von Unkraut überwuchern lässt, so hat der fruchtbare Boden in kalten Ländern mit kurzem Sommer die Nachtheile, dass sich die ganze Arbeit des Bestellens und der Erndte auf zu kurze Zeit im Jahre zusammendrängt und die Entwickelung der Früchte, selbst geringerer Gattungen viel unsicherer ist und häufiger missräth.

Neben Wäldern mit vortrefflichem Nutzholz sind die weiten Flächen mit einer schönen Grasnarbe bedeckt, ohne jenes wuchernde tropische Unkraut. So lange Californien zu Mexico gehörte, fand nur Viehzucht nach südamerikanischer Art statt, der Export des Landes bestand daher wie in den La Plata-Staaten nur aus Häuten und etwas Wolle. Jetzt werden die Häute bereits meist zu Stiefeln, Schuhen und anderen Lederwaaren im Lande selbst verarbeitet. Schon 1868 sandte es 97 Schiffe nur mit Weizen beladen nach Gross-Britannien, 47 nach den amerikanischen atlantischen Staaten, 11 nach China und 22 nach Australien. 1872 kam der Ueberschuss an Weizen von 600,000 Tonnen auf den Markt, die Tonne = 2000 Pfund. Da der Import an Waaren hier stets geringer wie der Export ist, fehlt es häufig an Schiffen und zwar im Jahre 1872 so, dass der Transport des Weizens, der früher 17 Dollars per Tonne nach Europa kostete, auf 24 Dollars stieg. Wenn der weite Umweg um das stürmische Cap Horn erspart sein wird und in nicht zu ferner Zeit ein Canal Mittel-Amerika durchschneidet, so wird der californische Weizen noch billiger und in noch grösseren Massen auf den europäischen Markt kommen.

Der Handel erstreckt sich aber, abgesehen von den Erzeugnissen der Industrie, noch auf viele andere Rohproducte, die Californien und seine Hinterländer besitzen, sowie auf Metalle aller Art, das seltene Quecksilber nicht ausgenommen. Der Theehandel mit China und Japan, der Pelzhandel

mit Alaska, der Absatz nach Süd-Amerika und Australien, endlich neuerdings durch die Pacificbahn der Handel nach den alten Staaten Nord-Amerika's ist auf gesunder Grundlage und in beständigem Wachsen; nicht unerklärlich daher der schnell zunehmende Reichthum.

Im Gegensatz zu diesem Jagen der Californier nach materiellem Gewinn steht das rege kirchliche Leben, welches ich hier wie überall in den Vereinigten Staaten antraf. Bedenkt man, wie unfertig das Gebiet der ganzen Republik noch ist, in welcher von den 37 Staaten seit 1845 10 Staaten erst gegründet sind, abgesehen von neun Territorien, und dass man dennoch bereits über 60,000 Kirchen auf die nicht 39 Millionen Einwohner zählt, dass dieselben ferner zum grössten Theil durch freiwillige Beiträge gebaut sind und alle Geistlichen in gleicher Weise unterhalten werden, so ist dies eine Leistung, welche Achtung verdient und auf ein höchst kirchlich gesinntes Volk schliessen lässt. Geld und andere Mittel werden den südamerikanischen Kirchen zwar ebenfalls in reichem Maasse gespendet, oft sogar vom betreffenden Staate, aber wahre Religiösität findet man dort nur bei einem verschwindenden Bruchtheil der Bevölkerung. Wie sticht allein die männliche Bevölkerung auf beiden Hemisphären in diesem Welttheil von einander ab! In Süd-Amerika hat sich die Einsicht der Männer gegen die todte officielle Orthodoxie empört, ihr lebhafter und dabei unentwickelter Geist hat sie dem Atheismus in die Arme getrieben, sie überlassen die Religion und ihre Ausübung dem weiblichen Geschlecht, nur Wenige sieht man in der Kirche. In Nord-Amerika dagegen, wo bei der grossen kirchlichen Concurrenz frischer Lebenssaft die alten Kirchen durchdringt, steht das männliche Geschlecht dem weiblichen nicht nach. Die Kirchen fand ich stets von einer andächtigen Menge beiderlei Geschlechts gefüllt. Dass sich die Religiosität aber nicht blos auf die Kirchen beschränkt, beweist die strenge Sonntagsheiligung und der Einfluss der christlichen Moral auf die Staatsgesetze.

Sechstes Capitel.

Ausflug nach dem Nappathal. — Fauna. — Californiens Klima. — Wein. — Ackerbau. — Eisenbahnen. — Vegetation. — Ausflug nach Mariposa. — Goldminen. — Mammuthbäume. — Yo Semitethal. — Bisherige Einwanderung. — Markthallen.

Um dies viel gepriesene Land näher in Augenschein zu fassen, unternahm ich zwei Ausflüge nach Norden ins Nappathal und nach Süden durch das San Joaquinthal nach den colossalen Bäumen der Mariposagruppe sowie dem Yo Semitethal. Bevor ich diese weiter verfolge, werde ich eine kleine Skizze von der Ausdehnung, Configuration und den klimatischen Verhältnissen Californiens entwerfen.

Zwischen 32° und 42° N. B. gelegen mit ungefähr 50 deutschen Meilen Breite hat es über 8800 deutsche Quadratmeilen, ist also circa 1300 Quadratmeilen grösser wie der frühere Norddeutsche Bund. Die Cultur und Civilisation ist, abgesehen von einzelnen entlegenen Niederlassungen, nur auf den Raum von ca. $1\frac{1}{2}$ ° nördlich und südlich der Pacificbahn bis jetzt beschränkt. Die kleineren südlicheren Häfen San Diego, Los Angelos, Bernardino und Santa Barbara haben noch den spanisch-mexikanischen Charakter bewahrt und kommen hier nicht in Betracht.

Die in den südlichen Theil Californiens tretende Cordillere theilt sich daselbst in die sogenannte Coast Range, Küstenkette, und Sierra Nevada, Schneekette, welche beide

im Norden an der Grenze mit Oregon wieder zusammentreffen und so in Californien ein circa 100 Meilen langes Thal einschliessen, das sogenannte Sacramento-Bassin, welches mit zahlreichen Quer- und Nebenthälern dieser Gebirgsketten in Verbindung steht.

Der Sacramentofluss, von Norden kommend, und der San Joaquin von Süden treffen sich in der Mitte dieses weiten Thales, um sich mit vielen Krümmungen nach Westen durch die Küstenkette in die Bay von San Francisco zu ergiessen. Diesen beiden Flüssen strömen die Gewässer der Sierra Nevada zu, die nach Osten hin ebensowenig Wasser entsendet, wie die Coast Range, deren Gewässer ebenfalls nach Westen meist dem Meere zufliessen. Dies an Flüssen, Bächen und Seen reiche Bassin ist im Allgemeinen eben, öfters in Terrassen abgesetzt und mit scharf abgegrenzten Eichwäldern geziert; der Boden sehr fruchtbar, besonders für Weizen und andere Körnerfrüchte geeignet.

Die Küstenkette hat ungefähr nur die halbe Höhe der Sierra Nevada. Zerrissener als diese besteht sie auch aus mehreren Parallelketten, die mitunter bis hart ans Meerufer laufen. Die zahlreichen Längen- und Querthäler stehen bereits zum Theil durch Eisenbahnen in Communication mit der Hauptstadt und sind ebenso malerisch wie fruchtbar, wovon ihre üppige Grasnarbe und kostbaren Hölzer Zeugniss geben. Diese westlichen Thäler und Abhänge zur Küste zeichnen sich durch das gleichmässigste mildeste Klima aus, das in den geringen durchschnittlichen Temperaturdifferenzen zwischen Winter und Sommer von nur 9° Fahrenheit viele Aehnlichkeit mit dem Englands hat, jedoch eine höhere durchschnittliche Wärme, 54° Fahrenheit im Laufe des Jahres.

Des Abends weht in der Regel ein kühler feuchter Seewind, der bei meiner Anwesenheit im Mai sehr erfrischend war. Der Unterschied zwischen Mittagshitze und Nachttemperatur wird durch diesen Seewind sehr bedeutend, so dass er empfindlichen Constitutionen, besonders Frauen nachtheilig ist, die Männer aber frisch in ihrer Thätigkeit erhält.

Schnee fällt hier nur ganz ausnahmsweise, statt dessen

im Winter genügender Regen, so dass der Boden bis April leicht zu bestellen ist. Es regnet dann noch mitunter bis Juni, wo das Getreide reift. Vom Juni bis October regnet es nie, so dass das Getreide nach dem Schnitt auf dem Felde gedroschen wird und der Farmer keiner Scheunen bedarf. Es fällt hier durchschnittlich 21 Zoll Regen das Jahr, halb so viel, wie an der atlantischen Küste.

Californien hat eigentlich ein dreifaches Klima, ausser dem Küstenklima noch das sogenannte Inlandsklima in der grossen Sacramento-Ebene und das Gebirgsklima in der Sierra Nevada. Die Inlandshitze ist oft tropisch und lässt das Getreide bis Ende Juni reifen. Der kühle Seewind wird durch die Coast Range vom Inlande abgehalten, so dass die Hitze in dem Sacramento-Bassin im Sommer bedeutend höher als an der Küste, oft sogar tropisch ist, 100° Fahrenheit im Schatten soll nichts Ungewöhnliches sein. In der Sierra Nevada endlich, deren höchste Spitzen sich bis auf 15,000 Fuss erheben, nimmt der Regen mit der Höhe zu, man findet gradatim aufsteigend alle Klima bis zur ewigen Schneegrenze vor; ich hatte das Glück die Landschaft in ihrer vollen Frühlingspracht zu sehen. Auf einem grossen Steamer mit mehreren Decks über einander in der für Inlands Gewässer gebräuchlichen eigenthümlichen amerikanischen Form kreuzten wir an einem sonnigen Maimorgen die mit vielen Fahrzeugen belebte Bay von San Francisco.

Oakland und mehrere andere altspanische Ansiedelungen, von denen meist nur noch der spanische Name erhalten ist, blieben mit ihren anmuthigen Landhäusern und Gärten zur Rechten liegen, vor uns die ebenso schöne Bay von St. Pablo, in der wir erst nach einigen Stunden das so nahe scheinende andere Ufer erreichen sollten und rückwärts der Blick auf San Francisco. Die ausgezackte Bay, das Golden Gate und die Inseln vervollständigten das schöne Panorama.

Die Gesammtheit der zahlreichen Passagiere hatte wieder ein ganz anderes Gepräge, als mir bisher auf den Dampfern begegnete. Keine mehr oder weniger aristokratische Physiognomie war zu entdecken. In den östlichen Staaten sind

die Familien der ersten Einwanderer stolz auf ihre Abstammung. Die ersten Einwanderer waren daselbst meist Leute gebildeter Stände, kühn und unternehmungslustig mit einem Drang nach selbständigem Schaffen, wie man ihnen häufig im sogenannten Westen begegnet und sie auch jetzt in Californien bereits auftreten sieht; aber die ersten Einwanderer Californiens bestanden fast ausschliesslich nicht aus dieser Art Leute, denen der Amerikaner den Namen Pionier, d. h. Pionier der Civilisation gegeben hat. Unter den besser gekleideten Passagieren mit schweren goldnen Uhrketten und vielen Ringen an den Fingern schienen Manche den ersten Pionieren Californiens anzugehören, die sich dieses Rufes nicht gerade erfreuen mochten. Ein der Gegend scheinbar unkundiger Chinese schien zu mir ein besonderes Vertrauen zu haben und überschüttete mich mit Fragen, die ich nur zur Hälfte verstand. Diese Leute mischen das Englische nicht nur mit dem Chinesischen sondern noch mit dem Spanischen, da ihr Umgang in der Arbeitersphäre sie mit vielen indianisch-spanischen Elementen zusammenführt.

Hart am Ufer erwartete uns schon der Eisenbahnzug, mit dem ich ins Nappathal fuhr. Nappa selbst ist ein reizender Sommeraufenthalt der reicheren Bewohner San Francisco's, schöne Landhäuser mit soignirten Gärten im Thal der Nappa, deren rechtes Ufer von einer Kette der Coast Range auf nahe Distance begleitet wird.

Viel Wein wird hier angebaut, der überhaupt in Californien gut gedeiht und einmal zur Geltung kommen kann, wenn erst die Behandlung des Rebensafts zur grösseren Vervollkommnung gelangt ist. Die Jesuiten, welche zur spanischen Zeit nach Californien kamen, um hier ähnlich wie in Paraguay die Indianer zu bekehren und zu behandeln, pflanzten den ersten Wein und andere Fruchtbäume, die sich bis jetzt erhalten haben; 1861 liess aber die Regierung aus den besten Weinländern Europa's die verschiedensten Sorten Weinstöcke kommen und anpflanzen, die gut gediehen, sodass es dort jetzt über 200 Sorten giebt. Der grösste Theil des gekelterten Weins geht nach den grossen Städten der alten

Staaten, da die Californier französische und Rheinweine dem eigenen Gewächs vorziehen; doch wurden mir gelegentlich einige ganz passable vorgesetzt, nur dem Champagner konnte ich keinen Geschmack abgewinnen und ziehe Naumburger vor. Die Gegend, welche ich mit der Bahn passirte, war völlig cultivirt, Weizen und Gerste waren die Hauptfrüchte, aber auch vorzüglicher Hafer, Bohnen, Erbsen, Hopfen, Tabak, Mais und Kartoffeln sah ich hier.

Die Farmen sind in Californien häufig von grosser Ausdehnung, die Hausthiere bedürfen keiner Ställe, höchstens nur Schutzdächer; Scheunen sind überflüssig, die ganze landwirthschaftliche Arbeit beruht auf oberflächlicher Feldbestellung und Erndte. Der Pflug braucht nicht tief zu gehen, man säet, mäht, häufelt das Getreide, drischt es auf dem Felde aus und lässt es gleich in Säcke laufen, natürlich Alles mit Maschinen, welche die besten in Amerika sein sollen. Gedüngt wird nie, sondern höchstens nach dem alten Drei-Feldersystem gewirthschaftet. Der Boden erträgt diesen Raubbau so gut wie bei St. Louis, wo ich Felder gesehen, auf denen seit 40 Jahren erweislich Mais gebaut wird, ohne dass der Acker gedüngt ist. Da ausserdem viel Zeit zur Aussaat und ebenso zur Erndte ist, so können zwei Männer mit guter Gespannkraft grössere Flächen allein bestellen.

Um nicht durch lästiges Wenden Zeit zu verlieren, haben die Felder grosse Längenausdehnung. Es wurde mir von Farmen erzählt, auf denen die Eigenthümer Vormittags verschiedene Gespanne unter einem Arbeiter neben einander nur geradeaus gehen lassen. Sie langen dann auf Mittag an einer dazu eingerichteten Station an und nehmen am Nachmittage die Direction nach Hause, wo sie zur Nachtruhe gerade wieder eintreffen. Colonnen von drei bis acht Wagen unter einem Fuhrmann traf ich selbst wiederholt an, doch im Allgemeinen wird Ackerbau nicht weiter als eine Tagereise von den Eisenbahnen getrieben, da der Transport zu zeitraubend sein würde. Land ist eben noch im Ueberfluss vorhanden, man rechnet, dass von vorhandenen culturfähigen 60 Millionen Aecker noch nicht drei Millionen cultivirt sind.

Der Acker, etwas grösser als unser Morgen, kostet in entfernteren Gegenden, aber noch immer in der Nähe einer Eisenbahn 3 bis 45 Thaler, in der Nähe der grossen Städte oder der Bay, wird er aber auch schon mit 100 bis 700 Thalern bezahlt.

Die Eisenbahn-Gesellschaften sorgen dafür, dass mit Zunahme der Einwanderung die Eisenbahnlinien in gleichem Masse vorschreiten. Eisenbahnen werden in den Vereinigten Staaten nicht blos in bevölkerten Gegenden gebaut, wo sie rentiren, sondern die Mehrzahl entsteht, bevor die Gegenden bevölkert sind. Ein Expropriationsrecht der Eisenbahnen existirt nicht; diesen Eingriff ins Eigenthumsrecht zu Gunsten einer Privat-Gesellschaft erlaubt der Staat nur durch ein besonderes Gesetz. Der Staat selbst baut keine Eisenbahnen, sondern überlässt zum Wohle der Bevölkerung den Eisenbahnbau der freien Concurrenz. Eine Concession ist allerdings erforderlich, aber sie wird leicht gewährt, ohne dass die Unternehmer einer eingehenden Controlle im Betreff der ihnen zu Gebote stehenden Mittel unterworfen sind. Ich komme auf diese Baugesellschaften später zurück. Hier will ich noch anführen, dass die Bahnlinien oft in die Wildniss hineingeführt werden, sie sind dort die ersten Pioniere. Concurrenz-Bahnen finden sich fast überall. Oft sieht man zwei Gesellschaften auf einer nicht zu grossen Distance von einander in einem Baukampf, indem sie mit der Tete der Zweiglinien sich das Terrain gegenseitig abzugewinnen suchen.

Allerdings basirt sich dieser Bau auf die Sicherheit des Einwandererstromes. Mit den ersten Einwanderern kommen die kleinen Kaufleute, bestehend aus Amerikanern, welche die Bedürfnisse kennen und bei grösseren Firmen in den rückwärtigen grossen Städten durch frühere Bekanntschaft Credit geniessen. Die Fruchtbarkeit des Landes und die Wasserlinien in Verbindung mit Eisenbahnen, bestimmen bald die Punkte für die grossen Städte, in welchen die grossen Kaufmanns-Geschäfte und Banken, welche nach diesen Gegenden ihre Verbindungen haben, Filialen einrichten, und

wo andere unternehmende Amerikaner sich zu gleichem Zweck etabliren, bevor noch Gas und Steinpflaster existiren. Diesen Entwickelungsgang der Länder kann man sowohl in Californien als auch entlang der Pacific-Bahn bis zum Missouri und im grossen Maassstabe an der ausgedehnten Culturgrenze des sogenannten Westens verfolgen. Vor Benutzung der Dampfkraft waren es bloss die Flussthäler, jetzt sind es auch die Gegenden an den Eisenbahnen, welche durch Einwanderung und Cultur fortschreiten. Wege sind durchschnittlich in schlechter Verfassung und Chausseen giebt es überhaupt nicht, mit Ausnahme einiger kurzen in der Nähe der grossen Städte des Ostens. Lieber vereinigen sich einige Districte, Counties oder Townships und bauen sich selbst eine Eisenbahn. Solche Bahn ist natürlich sehr primitiv, ohne Bahnhofsgebäude und Wärterbuden. Einige Holzschuppen genügen zur Beherbergung der wenigen Güterwagen, auf denen auch Personen Platz nehmen können; vielleicht hat solche Gesellschaft noch nicht genug Capital zur Anschaffung einer Locomotive. Es ziehen daher Pferde, so lange die Frequenz noch nicht rentirt. Die Bahn wird erst besser ausgestattet, wenn der Verkehr es erfordert. Den Luxus der europäischen Bahnen mit eleganten Bahnhofsgebäuden vermisst man in Amerika In unsern östlichen, wenig bevölkerten Provinzen, möchte der Bau solcher secundären Bahnen in ähnlicher Weise vielfachem Bedürfniss abhelfen und das Land heben. Mit verhältnissmässig geringer Geschwindigkeit kann man heut zu Tage erhebliche Elevationen und Kurven befahren, so dass der Bau nicht theuer, sondern in Anbetracht der Einnahmen billiger wie Chausseen zu stehen kommt. Solche Bahnen bedürfen keiner kostbaren Bahnhöfe, Directoren, Inspectoren etc. Ein oder zwei Züge gehen nur den Tag und auf dem Zuge kann sich fast das ganze angestellte Personal befinden. Wärterbuden in ebenem Terrain oder auf wenig frequentirten Kreuzwegen, wo jeder Passirende sich hinreichend selbst in Acht nehmen kann, sind hier ebenso überflüssig wie bei frequenten Passagen nothwendig.

Zur Unterstützung solcher Bahnen müssten freilich alle

Privatbahnen angehalten sein die von den einmündenden secundären Bahnen bereit stehenden Wagen täglich mindestens an einen oder je nach Ergebniss der Jahresfrequenz an mehrere Züge am Einmündungspunkte anhängen zu lassen. Das Expropriationsrecht ist ein so schwer wiegendes, dass sie zu dieser Unbequemlichkeit, aus der sie geringen oder gar keinen Nachtheil haben, herangezogen werden dürften.

Auf der Nappa-Bahn gab es wie auf allen kurzen amerikanischen Bahnen nur eine Classe, doch rangirte sich die Gesellschaft nach dem Aeussern so, dass Gleich und Gleich ungefähr zusammentraf. Für die Damen und ihre Begleiter ist überall ein besonderer Wagen reservirt.

Nach Verlassen der Bahn hatte ich noch eine zweistündige Fahrt bis zu den Sulphur-Springs. Sie liegen in einem ziemlich steil aufsteigenden Nebenthal der Nappa an den Nordabhängen der Coast-Range. Eine zahlreiche Badegesellschaft belebte diese mit Kursälen und Badehäusern nach europäischem Muster bereits ausgestatteten Schwefelquellen. Durch einen Spaziergang in die gebirgige Umgebung ging ich den widrigen Schwefeldämpfen aus dem Wege und benutzte nach einer ungemüthlich kalten Nacht den folgenden Tag zu einem weiteren Ausfluge in die nahen Wildnisse, um die ursprüngliche Vegetation näher in Augenschein zu nehmen, welche im Nappa-Thal bereits einer künstlichen Platz gemacht hat. Eichen und Fichten waren vorherrschend, doch von anderer Art wie unsere deutschen. Man soll 30 Sorten Eichen in den Vereinigten Staaten zählen. — Daneben trat auch der Lorbeerbaum, Cypresse und eine Cedernart auf, die hier Redwood, Rothholz, genannt wird und verwandt ist mit den colossalen Mammuthbäumen. Beide zusammen führen den Namen Sequoia zu Ehren des berühmten Cherokee-Indianers gleichen Namens, der seinem Stamm ein Alphabet componirte, aber die Mammuthbäume kommen nur in der Sierra Nevada vor, dies Redwood dagegen ausschliesslich in der Coast-Range. Es soll ganze Wälder von Redwood geben, von denen die stärkeren Bäume über 250 Fuss Höhe bei 50 Fuss Umfang im Stamm besitzen. Das feingefaserte röthliche

Holz gilt für gutes Bauholz. Mein junger, mit Frühstück beladener Begleiter, machte mich auf die eigenthümliche Madrona aufmerksam, die ich nur in Californien angetroffen, ein mit dem Lorbeerbaum verwandter immergrüner Baum mit ovalen Blättern und einer glatten Borke, die sich jedes Jahr abschält, grünlich gelb aussieht, wenn sie neu ist und hellroth, wenn sie reif wird.

Viele wilde Blumen bedeckten in einer wahren Farbenpracht die tiefer gelegenen Rasenstücke, während nunmehr neue Arten von Gebüschen wie die Manzanita, deren Früchte essbar sein sollen, an den Abhängen zahlreich vertreten waren.

Kaum war ich von dieser Streiferei zurückgekehrt, als ich ein Jucken in den Augen, Ohren, überhaupt allen Extremitäten verspürte, welches so empfindlich wurde, dass ich die Fortsetzung dieser Excursion nach den Geysers, wo andere Schwefelquellen mit erhöhtem Wärmegrad fontainenartig zu Tage treten sollen, aufgeben und nach Hause fahren musste, um mit einer Salbe Linderung zu verschaffen. Ich erfuhr bald, dass es eine äussere Vergiftung durch eine Oak poison genannte Pflanze war, deren Einfluss sich geltend macht, wenn man sich in ihrer Nähe niedersetzt oder einige Zeit in ihrer Wirkungssphäre verweilt, ohne dass man sie zu berühren braucht. Die Einheimischen kennen sie und meiden ihre Nähe. Mehr Zeit erforderte der Ausflug nach den Mammuthbäumen, der Mariposa-Gruppe und dem Yo Semite-Thal, einem der schönsten Theile, die das bis jetzt bekannte Californien aufzuweisen hat.

Mit der Eisenbahn fuhr ich in vier Stunden südlich um die Bay von San Francisco nach Stockton, einem aufblühenden Orte von circa 10,000 Einwohnern im San Joaquin-Thal, von wo aus am besten die Partie durch dieses Thal unternommen wird. Mit der Post gelangt man noch denselben Tag nach dem ca. 20 deutsche Meilen entfernten altspanischen Dorfe Mariposa (d. h. Schmetterling).

Ich rathe aber Jedem, sich um den Cabrioletsitz in diesen Stages zu bemühen, da man von dort nicht allein am

besten die Landschaft geniesst, sondern auch seine Unterhaltung an dem Rosselenker hat, der die sechs ansehnlichen gängigen Pferde vom Bock mit vielem Geschick den sehr mangelhaften Weg im San Joaquin-Thale entlang steuert.

Neben den ausgedehnten Farmen mit ihren gesegneten Feldern, bemerkte man viel Vieh auf den Weiden in der Nähe des Flusses. Pferde und Rindvieh waren hier zur mexicanischen Zeit von gleicher Beschaffenheit, klein und zähe, wie in Argentinien, sind aber bereits wie auch die Schafe durch starken Zufluss übers Gebirge von Osten her so veredelt, dass sie an Güte den Thieren der übrigen Staaten nicht nachstehen. Ueberall gewahrt man den Einfluss einer thätigen intelligenten Bevölkerung, die das Land hebt und den eigenen Wohlstand verbessert. Es scheint unglaublich, dass die frühere spanisch-indianische Bevölkerung, die aber von einem ähnlichen Clerus wie der südamerikanische geleitet oder vielmehr beherrscht wurde, in diesem gesegneten Lande arm war, und dass hier, wo jetzt viele Millionen Scheffel Weizen gebaut werden, das Weizenmehl als theurer Luxusartikel von der atlantischen Küste um das Cap Horn importirt wurde.

In der Nähe von Mariposa befinden sich verschiedene Goldminen, die aber nicht sehr lukrativ sind. Das Gold kommt entweder als eine Quarz-Ader im Gestein vor, oder die Felsen sind verwittert und mit ihnen die Goldquarze; Kiesel und Eisen, welche mit dem Golde verbunden waren, haben sich losgelöst und das reine Gold zurückgelassen. Dieses ist mit dem Sande in die Thäler hinabgerutscht oder durch die Gebirgsbäche in ein Flussbett gespült. Vermöge seiner grösseren Schwere sinkt es im Sande immer mehr nach unten. Der Gewinn des Goldes ist daher auch ein sehr verschiedener. Die ersten Goldgräber gewannen nur das Gold aus den Betten der vorhandenen Gewässer. Fast alle Gewässer und Thäler an den Westabhängen der Sierra-Nevada sind goldhaltig, während das Gebirge an den Ostabhängen im Staate Nevada Silberquarze in solcher Reinheit

und Reichthum besitzt, wie kein anderes bisher untersuchtes Gebirge der Welt.

Die Goldwäscherei muss eine mühsame Arbeit sein. Die Theorie dabei ist, den Sand so wegzuspülen, dass das Gold übrig bleibt. Die ersten Goldgräber suchten daher des Wassers wegen die goldhaltigen Bäche und flachen Flussbette auf. Die nachwaschenden genügsamen Chinesen, welchen man auf der Tour nach und vom Yo Semite-Thal an verschiedenen Stellen begegnet, sieht man in gleicher Weise nachwaschen. Mit einer Hacke, einem Spaten und einem Pan (einer Art Pfanne) hacken sie ein Loch möglichst tief in den Boden, schaufeln den tiefliegenden Goldsand in die Pfanne, halten diese sodann unter Wasser und schütteln sie so lange, bis das Wasser den Sand weggespült hat. Das Gold hat sich dabei auf den Grund der Pfanne gesenkt, in der nun noch ein Taschenmagnet herumgerührt wird, um die stets vorhandenen Eisentheilchen an sich zu ziehen, so dass fast reiner Goldstaub übrig bleibt.

Diese Manipulation hat mit der Zeit viele Verbesserungen erfahren. Ich sah eine Wäscherei, wo der Sand vom Wasser in hölzernen Leitungen entlang gespült wurde, die alle 10 bis 20 Schritt flache Bohrlöcher besassen. Ueber diesen muldenförmigen Löchern war mit einem Hölzchen ein künstlicher Strudel erzeugt, der den Sand in Bewegung erhielt, während das Gold in den Mulden aufgefangen wurde. Bei der flüchtigen Wäscherei der ersten Goldgräber rechnet man, dass die Hälfte des Goldes im Flussbette liegen geblieben ist.

In dieser Weise sind fast alle Flussbette ausgewaschen und haben Manchem reichen Gewinn gebracht. Die Wäscherei hat jetzt in den Territorien Idaho und Montana sehr ergiebige Felder gefunden, welche den früheren californischen nicht nachstehen sollen. Die Bevölkerung hat deshalb in den alten Waschdistricten Californiens bedeutend abgenommen, ganze Ortschaften, die bereits auf der Karte standen, sind wieder verschwunden und viele vereinzelte Häuser verlassen.

Man rechnet, dass jetzt halb so viel Menschen hier mit dem Gewinn von Metallen beschäftigt sind als 1860, trotzdem verschiedene andere Metalle gewonnen werden, namentlich Kupfer und Quecksilber. Die Neu-Almaden-Quecksilber-Mine von Californien ist von den wenigen derartigen der Welt eine der reichhaltigsten und concurrirt mit der bisher ergiebigsten Almaden-Mine in Spanien.

Gold ist in Californien noch immer in grosser Menge vorhanden, auch wirft die Ausbeute hohe Interessen ab, wo sie durch Technik in rationellen Betrieb genommen ist. Viele versandete Flussbetten werden jetzt von Actiengesellschaften ausgenutzt, die dorthin mit kostspieligen Leitungen das Wasser führen. Diese Leitungen endigen oft, wenn das Gefäll stark genug ist, in einer Spritze, von welcher der Sand aufgewühlt und weggeschwemmt wird. Ist die nöthige Wassermasse und Kraft vorhanden, so sind auch oft zwei Spritzen angebracht, deren Kreuzfeuer ganze Abhänge und Hügel allmählich verschwinden lassen. Leitungen von Holz sind vorbereitet, in welchen der fortgeschwemmte Sand zum Waschen abfliesst. Man nennt diese Manier hydraulisch miniren oder kurz „Hydraulic“. Viele Gebirgsseen sind in dieser Weise abgelassen, und viele Bäche haben ein anderes Bett erhalten. Man rechnet im Ganzen über 1200 deutsche Meilen dergleichen künstlicher Kanäle und Leitungen, die aber den Nachtheil im Gefolge haben, dass der fortgespülte Sand viele fruchtbare Landstriche auf immer verwüstet. Doch die Metalle haben in diesem Lande das historische Vorrecht erlangt, ihre Ausbeute darf in keiner Weise behindert werden.

In der Nähe des Goldsandes befinden sich überall Felsen mit Goldquarzadern. Diese werden in bergmännischer Weise bearbeitet und das Erz entweder tonnenweise verkauft oder in einer mit den Minen verbundenen Amalgamir-Maschine gleich geläutert. Gewöhnlich giebt die Tonne californischen Quarzes für ca. 17 bis 24 Thaler Gold, aber sie giebt auch bis zu 70 Thaler und macht oft schon Rechnung bei 12 bis 15 Thalern. Das Amalgamiren besteht im Zerstampfen der Quarze zu Pulver und Vermischen mit Quecksilber, das sich durch

rotirende Bewegung mit dem Goldstaube verbindet und diesen schwer macht, so dass bei dem darauf folgenden sorgfältigen Waschen das Gold leicht aufzufangen ist. Das so amalgamirte Gold wird dann in eisernen Töpfen erhitzt, bis das Quecksilber verdampft ist, die Dämpfe werden in Wasser aufgefangen und fallen hier wieder als Quecksilber auf den Boden.

Es giebt bereits mehrere hunderte von dergleichen Amalgamir-Fabriken in Californien, wo der Goldgewinn aus Quarzen bisher nur ein Drittel der jährlichen Ausbeute betrug, aber mit zunehmendem Capital immer grössere Ausdehnung gewinnt.

Wie in Californien das meiste Gold, so wird in Nevada das meiste Silber gewonnen. In den noch jungen Staaten Colorado, Idaho und Montana hebt sich die Ausbeute der edeln Metalle aus Minen jährlich mehr, im Territorium Washington, sowie Arizona hat sie erst begonnen.

Die ganze Ausbeute von Gold und Silber in diesen Staaten mit Ausnahme von Colorado und Montana hat ihren Mittelpunkt in San Francisco, das den Umsatz dieser Metalle vermittelt und mit seinen Banken wie Actiengesellschaften den Bergbau sehr forcirt. Trotzdem nimmt der Gesammtwerth der Gold- und Silber-Production jährlich ab, da die ergiebigen Goldfelder, wo das Gold nur etwas versteckt auf der Erdoberfläche lag, gleichsam abgeschöpft sind und in den Minen das edle Metall langsamer gewonnen wird als beim Goldwaschen. Californien allein gewann 1853 ca. 80 Millionen Thaler, 1868 dagegen nur 34 Millionen und wird diese Summe kaum nochmals überschreiten. Die vorhin genannten Staaten zusammen erzielten 1866 den höchsten bisherigen Betrag von über 100 Millionen Thaler, aber seitdem nimmt er beständig ab. 1868 war der Gesammtbetrag nur 80 Millionen Thaler.

Dieselbe Abnahme von Gold und Silber hat sich auch in den übrigen Theilen der Welt bemerkbar gemacht. Australien gewann 1853 über 80 Millionen Thaler und 1867 nur 40 Millionen. 1853 wurden in der ganzen Welt für

ca. 265 Millionen gewonnen, 1867 nur für ca. 240 Millionen Thaler Gold und Silber, seitdem ist die Abnahme constant.

Ausser vielen noch nicht aufgeschlossenen Districten in den Pacific-Staaten der United States, enthalten die Cordilleren Mittel- und Süd-Amerika's noch soviel Gold und Silber, dass der zunehmende Mehrbedarf in der Welt aus ihnen allein gedeckt werden könnte. Die bisherigen Unternehmungen scheiterten hier an dem Arbeitermangel in dem heissen Klima. Actiengesellschaften, die Schwarze und Chinesen engagiren, könnten gute Geschäfte machen. Dergleichen Minen sind in jenen Ländern vielfach bekannt, sie brauchen blos in Arbeit genommen zu werden. Die Ausbeute aus den neuerdings im südlichen Afrika entdeckten Goldfeldern lässt sich bis jetzt noch nicht übersehen.

Doch ich kehre zurück nach Mariposa, in dessen Nähe die bisjetzt aufgeschlossenen Minen nicht sehr ergiebig sind. Man miethet sich hier Pferde und einen Führer, nimmt sich Verpflegung für zwei Tage mit und marschirt den nächsten Tag über Berg und Thal durch Schluchten und Wälder nach Clarks-Ranch.

Das spanische „Rancho" heisst Haus und Mr. Clark ist ein vom Staate angestellter Aufseher, sowohl für die big-trees d. h. grossen Bäume wie für das Yo Semite-Thal, welche beide vor einigen Jahren vom Congress zu Washington dem Staate Californien mit der Bedingung abgetreten wurden, sie dem Publicum zugänglich zu machen und in ihrer Naturschönheit zu erhalten.

Dies ist übrigens der einzige mir bekannt gewordene Fall, wo der Staat dies Interesse für Erhaltung von Naturschönheiten wahrgenommen.

Von Clarks-Ranch, wo man zur Nachtzeit ein leidliches Obdach ohne Bett vorfindet, auch eine frugale Mahlzeit einnehmen kann, erreicht man nach einem langsamen Ritt von zwei Stunden die Mariposa-Gruppe. Von den verschiedenen Big tree Groves oder Gruppen besitzt diese die stärksten und meisten Bäume, sie ist die berühmteste und wird deshalb vom Staate conservirt. Diese Mammuthbäume, die auch

den Namen Gigantea, wie ich höre, in der Wissenschaft erworben, kommen nur in der Höhe von vier bis sieben Tausend Fuss in der Sierra Nevada vor und zwar in wenigen Gruppen, von denen die nördlicher gelegene Calaveras-Gruppe 1852 zuerst entdeckt wurde.

Von den sechshundert Bäumen der Mariposa-Gruppe, welche übrigens mit andern Bäumen gemischt stehen, haben 125 am Stamm über 40 Fuss im Umfange, mehrere andere 90 bis 100 Fuss. Die Höhe differirt zwischen 230 bis 325 Fuss, so dass sie bei schön gewachsenem conischen Stamm doch nicht so colossal hoch wie dick erscheinen. Ihre Borke ist hell rothbraun, das Holz roth und fein gefasert, die Spitze ist genau wie ein Kegel geformt, um dessen Spitze sich das immergrüne Laub von eigenthümlich heller Schattirung wie eine Mütze gruppirt. Das Alter dieser gigantischen Bäume wird verschieden taxirt, nach den Ringen einiger gefällten hat man es auf 1300 Jahre berechnet. Demnach dürfte das Alter der stärksten vielleicht mit der christlichen Zeitrechnung laufen.

Von dieser Mariposa-Gruppe hat man einen sehr schönen Ritt von ungefähr 5 bis 6 Meilen nach dem Yo Semite-Thal. Man kann freilich meist nur Schritt reiten und muss viele Höhen erklettern, aber die häufige Abwechselung von Berg und Thal, Wald und Wiese ist belohnend. Die Wälder der Sierra besitzen eine noch reichere Auswahl von Bäumen wie die Coast-Range. Nächst der Gigantea ist die sugar pine, Zuckerfichte, mit einem Stamm von oft 8 bis 10 Fuss Durchmesser bei 300 Fuss Höhe und einem vorzüglichen Holz der auffallendste Baum, ausserdem viele andere Sorten Eichen, Fichten, Cedern und Cypressen, die je nach der absoluten Höhe der Abhänge in Stärke und Art wechseln.

Durch eine steil abfallende Schlucht gelangt man schliesslich in das Thal des in der Sierra Nevada entspringenden Merced-River, der dem Joaquin zufliesst. Das im Gebirge liegende ungefähr $1^1/_2$ Meile lange Thal führt den Namen Yo Semite und ist ebenso eigenthümlich wie grossartig in seiner Schönheit. Bei einer Breite von durchschnittlich

einem Kilometer, ist es zu beiden Seiten von Gebirgsmassen eingeschlossen, die in 2 und 4000 Fuss hohen Felspartien steil zum Thal abfallen und nach der andern Seite hin sich in 12 und 13,000 Fuss hohen Bergspitzen erheben.

Während sich der Fluss mit vielen Windungen durch ein fruchtbares Thal voll Wiesen, Baumgruppen, Gebüsche und Wäldchen durchschlängelt, bilden diese Felseinfassungen, die oft so hoch sind als das Thal breit, die eigenthümlichsten Formationen, wie sie im verkleinerten Maassstabe zu Weckelsdorf und Adersbach in Böhmen vorkommen. Am imposantesten tritt aus diesen colossalen Gruppen eine senkrechte Granitwand hervor, die ca. 3000 Fuss hoch scharf zu einer Wiese abfällt. Eine andere Felsgruppe erhebt sich mit vielen Zacken ca. 5000 Fuss hoch. Ausser mehreren kleineren Wasserfällen begegnet man nahe dem Zusammenfluss der Quellflüsse des Merced, wohl dem höchsten Wasserfall der Welt. Er soll 2000 Fuss hoch sein, also 15 mal höher als der Niagara, ist jedoch die letzten 600 Fuss von vorspringenden Felsen in einen Katarakt verwandelt und besitzt nicht den hundertsten Theil der Wassermasse des Niagara. Nachdem man in dem nahen Hôtel Nachtquartier genommen, kann man die Quellflüsse des Merced besuchen, welche in den von den Felsgruppen eingeengten Thälern einige malerische, mehrere hundert Fuss hohe Wasserfälle bilden, die mit weniger Bequemlichkeit zu erreichen sind.

Wer noch weiter will, muss sich im Yo Semite-Hôtel ausrüsten und kann in den Wildnissen jagen, wo neben Hirsch und Bär in den höhern und entlegenen Regionen das sehr scheue wilde Bergschaf angetroffen wird. Auch kann man nach Ueberschreiten des Hauptkammes der Sierra Nevada Bekanntschaft mit den Mono-Indianern machen. Wer dies nicht liebt, tritt den Rückweg an und geniesst nochmals dies gerade während des Mai und Juni in seiner ganzen Pracht entfaltete Thal, das ebenso den Touristen befriedigen, wie den Geognosten interessiren muss. 4000 Fuss hoch liegt es über dem Meeresspiegel und wurde 1851 bei einer Verfolgung von Indianern entdeckt, die hierher ihren Rückzug

nahmen. Von den verschiedenen Wegen zur Heimtour wählt man am besten das hübsche Coulterville-Thal und fährt von Quarlsburg nach Stockton zurück.

Es ist eine glückliche Fügung, dass Californien nicht an der Europa zugewandten Küste liegt, seine Anziehungskraft daher nicht in dem Maasse üben wird, wie seine Vorzüge es beanspruchen könnten. Der Tourist kann durch einzelne Naturschönheiten und stellenweise Fruchtbarkeit eines Landes leicht befangen werden, aber in diesem Lande liegen überall untrügliche Beweise von dem Bodenreichthum und Hülfsquellen aller Art klar vor Augen. Für Boden und Klima bieten stets die Bäume den besten Maassstab. Humboldts-Hafen, der hauptsächlichste Hafen nördlich von San Francisco, ist ausschliesslich basirt auf die Ausfuhr des vorzüglichsten Bau- und Nutzholzes aller Art. Nicht nur Californien, sondern auch der nördlich angrenzende jedoch wenig bevölkerte Pacific-Staat Oregon und das Territorium Washington, sowie British-Columbia und die Vancouver-Insel sollen sich in gleichem Maasse der prächtigsten Waldungen erfreuen.

Wenn man die Pacific-Küste besucht, muss man in der That über die Schnelligkeit und Leichtigkeit erstaunen, mit welcher der Amerikaner einen neuen Staat zu gründen weiss, der sich von dem alten in Wenigem unterscheidet. Wenn man San Francisco mit seinen Bauten, seiner Industrie und seinem Luxus, wenn man den Schiffsverkehr im Hafen und die vielen Eisenbahnen sieht, wenn man einen Blick ins Innere des Landes wirft, wo neue Städte und Flecken wie Pilze aufschiessen, so erhält man eine Idee von der rastlosen Thätigkeit der Amerikaner, verbunden mit Umsicht und Wagen! Es wohnt ihnen ein allgemeines Gründungstalent inne, das sich zum Vortheil des Einzelnen wie der Gesellschaft verwerthet.

Nachdem der Goldrausch der ersten Goldwäscher vorbei war und vielfache Enttäuschungen durch die geringere Ausbeute kund wurden, drang bald die Nachricht von der Fruchtbarkeit des Landes nach den alten Staaten.

Erst auf diese Nachricht hin wanderte die ackerbautreibende Bevölkerung, welche doch die Grundlage jedes ge-

sunden Staates bilden muss, meist aus den alten Staaten ein, und nahm zum grössten Theil den langen Landweg vom untern Missouri durch die Prairien über die Rocky mountains, demnächst durch das Mormonenterritorium Utah und über die Sierra Nevada, welche Route jetzt in ihrer ganzen Länge von der Pacific-Bahn begleitet wird. Karawanen zogen mit Wagen und allen möglichen Hausthieren aus den alten Staaten über die Rocky mountains und die Sierra Nevada nach dem Goldlande, wohin auch eine Ueberlandpost mit Personenbeförderung eingerichtet wurde, deren Stationen zum Schutz gegen die Indianer verschanzt und von Truppen besetzt waren. Nichtsdestoweniger wurde diese Post, welche mit jener von Rosario nach Mendoza durch die Pampas in den argentinischen Staaten viele Aehnlichkeit gehabt haben muss, von den Indianern oft aufgehoben. In Folge dieser Unsicherheit zog ein grosser Theil der Einwanderer, namentlich alle Bemittelten, den Seeweg nach Aspinwall, von dort über die Landenge von Panama und von Panama per Dampfschiff nach San Francisco vor. Seit Eröffnung der Pacific-Bahn führt natürlich diese die meisten Einwanderer ein. Die Eisenbahnfahrt von New-York nach Californien kostet dem Einwanderer mehr als das doppelte des Reisegeldes von Europa nach New-York, es wird daher die Einwanderung wenig Zuzug aus Europa erhalten und sich auf die aus den Vereinigten Staaten selbst beschränken.

Für die Einwanderer sind bereits ähnliche Einrichtungen getroffen, wie ich sie in Castle Garden zu New-York antraf und später mittheilen werde. Doch ein vielfach verbreiteter falscher Argwohn hält sie häufig ab, sich an diese vom Staate controllirte gemeinnützige Gesellschaft zu wenden, die in uneigennützigster Weise den Einwanderern die beste Auskunft und Hülfeleistung gewährt. In jedem Dampfboot oder Eisenbahnwagen sind ihre Warnungen und ihre Bureaus allen Einwanderern durch Plakate mitgetheilt, dieselben halten jedoch gerade diese Anerbietungen für eine Falle und laufen alsbald lieber einem Gauner in die Hände, der sie beschwindelt oder missbraucht.

Bevor ich San Francisco verliess, stattete ich dem Markte meinen gewohnten Besuch ab, da man nirgends besser die Früchte und andere Landeserzeugnisse kennen lernt.

In einer sehr reinlichen aus Glas und Eisen erbauten geräumigen Markthalle, waren die verschiedenen Früchte, Geflügel und Seegemüse höchst einladend gruppirt. Neben den aus den Tropen kommenden Früchten, wie Apfelsinen, Limonen, Ananas, Bananen und allen Sorten europäischer Gemüse fielen mir süsse Kartoffeln von enormer Grösse und verschiedene neue Arten Mais auf, die an Farbe wie an Gestalt vom südamerikanischen abwichen; auch die early rose (frühe Rose) Kartoffel, die ich später im Westen überall verbreitet fand und die sich durch Grösse wie lohnende Verpflanzung auszeichnet, sah ich hier zum ersten Male.

In eleganten Lady-Salons und Herrn-Cabinets waren die verschiedenen Einkäufer, welches hier nicht die Dienstboten sondern die ehrsamen Hausfrauen oder Herren in eigener Person zu sein schienen, mit ihrem Lunch beschäftigt, wozu die frischen vortrefflichen californischen Austern und Hummern ebenso einladend erschienen wie die riesigen wohlschmeckenden Erdbeeren. Das californische Obst ist das schönste in den Vereinigten Staaten. Der New-Yorker Fruchtmarkt, auf dem sich das beste Obst der östlichen Staaten concentrirt, empfängt jetzt das vorzüglichste Obst per Eisenbahn aus Californien.

Im vergangenen Herbste lernte ich dergleichen Aepfel, Birnen und Pfirsiche von solcher Grösse und Wohlgeschmack kennen, dass sie wohl die Concurrenz des besten Obstes der gemässigten Zone bestehen können.

Die Billigkeit sämmtlicher Lebensmittel macht es der Arbeiterbevölkerung leicht, einen Theil des hohen Verdienstes zurück zu legen und sich nach einer gewissen Zeit selbstständig zu etabliren, wo dann die Kenntniss der örtlichen Verhältnisse jedem Individuum zu Statten kommt, so dass es seine Neigung und Wünsche den ihm gebotenen Chancen anpassen kann.

Siebentes Capitel.

Sacramento. — Pacific-Bahn. — Summit, Donner-See, Reno. – Geographischer Ueberblick von der Sierra Nevada bis zum Mississippi. — Staat Nevada.

Am 25. Mai trat ich mit einem Herrn K., den ich kurz zuvor kennen gelernt, die Reise nach dem Mississippi an. Die Eisenbahn von San Francisco nach Sacramento mit ihrem grossen Umwege südlich um die Bay war noch nicht fertig. Wir fuhren deshalb Nachmittags mit dem Dampfer New-World über die Bay nach Vallejo, wo sich die den Herrn K. begleitenden Freunde verabschiedeten und langten Abends in Sacramento, der Hauptstadt Californiens an, um hier vor Antritt der damals sehr verrufenen Tour nochmals mit Bequemlichkeit zu übernachten.

Die grossen volkreichen Städte werden absichtlich nicht zu Hauptstädten der Staaten gewählt, um Staats- und Stadt-Interessen besser zu scheiden und überhaupt den Einfluss der grossen Stadt auf die Gesetzgebung sowie auf die oberen Gerichtsbehörden möglichst zu beschränken. Die Bestechung der Beamten und Legislaturen ist ein offenkundiges Uebel, dem überall in der Presse entgegen getreten wird. Wiederholt habe ich dergleichen Angriffe nicht nur gegen die Legislaturen der einzelnen Staaten, sondern auch gegen das Repräsentantenhaus zu Washington gelesen und gehört, nach welchen die Majorität bestochen gewesen sein sollte. Wie

weit dies zutreffend ist, mag schwer zu entscheiden sein, da die Presse im Allgemeinen so maasslos ist, dass sie häufig die Thatsachen in unglaublicher Weise entstellt. Kein Gebildeter wird alle Schandthaten glauben, die von den eigenen Partei-Journalen den politischen Gegnern nachgesagt werden, und selten wird sich Jemand veranlasst fühlen, den unwahrsten Erdichtungen der Presse durch Widerlegungen entgegen zu treten.

In dieser Korruption von Beamten und Legislaturen zeigt sich eine Aehnlichkeit der Republik mit den südamerikanischen Republiken, allerdings auch die einzige Aehnlichkeit. Die Bestimmung kleinerer Städte zu Hauptstädten hat noch den Nebenzweck, diese zu heben. Gewöhnlich ist deshalb eine ziemlich in der Mitte des Staates gelegene Stadt gewählt wie Sacramento, oder Albany im Staate New-York, Jefferson City in Missouri wo St. Louis liegt, Harrisburg in Pennsylvanien wo Philadelphia, Springfield in Illinois wo Chicago etc.

Sacramento hat bereits 25,000 Einwohner. Neben der Wasserverbindung mit San Francisco ist es ein Eisenbahnknotenpunkt. Die Pacific-Bahn hat hier ihre Werkstätten und besitzt der Ort eine so vielseitige Industrie, dass er bald zu einer grossen Fabrikstadt emporblühen müsste, wenn nicht der Sacramento River durch Ueberschwemmungen oft grosse Verheerungen anrichtete. Man erhöhte deshalb die Strassen um 10 Fuss und schraubte alle Häuser dem angemessen in die Höhe.

Der Ort macht mit seinen Gärtchen an den meisten Häusern einen freundlichen Eindruck. Sein gewiss recht kostbares doch unschönes Kapitol gefiel mir weniger als die mit einer 10 bis 12 Fuss hohen Bretterwand umgebene Pferde-Rennbahn von ca. zwei englischen Meilen im Umfange, welche bei keiner grössern amerikanischen Stadt fehlt. Nächst England möchte wohl in Nord-Amerika das Interesse für Pferde-Sport am meisten in alle Schichten der Bevölkerung eingedrungen sein.

Nach einer schlechten Nacht im mässigen Hôtel de France,

steil abfiel und einen hübschen Blick auf einen sich im Thal schlängelnden Wildbach darbot.

Trotz der Zuthat von schönen Fichten und Eichen zu diesen Naturschönheiten fehlte das Liebliche unserer deutschen oder schweizerischen Gebirgslandschaften, es fehlten die Dörfer, Mühlen, Sennen mit ihrer Bevölkerung und ihren Hausthieren, welche die Thäler und Abhänge lebendig machen. Die chinesischen Arbeiter, die sich auf den primitiven Stationen im Gebirge neugierig an den Zug herandrängten, konnten nur mein Bedauern erregen. Zum Theil campirten diese an Hitze gewöhnten Menschen in der Kälte und selbst im Schnee in Leinwandzelten.

Wir eilten nun durch den Goldminendistrict Dutch Flag (d. h. Holländische Fahne). Vier künstliche Wasserleitungen, eine über der andern begleiteten die Eisenbahn auf einer langen Strecke.

Bald wird es trotz der warmen Jahreszeit kälter, die Vorkehrungen gegen das Verschneien der Bahn werden sichtbar. Schon auf der Höhe von 4700 Fuss bei Blue Cannon ist die Bahn an den Stellen, wo Einschnitte sind, mit einem Bretterdach gegen das Schneetreiben gesichert. Um 12 Uhr befanden wir uns im Schnee und um $4^1/_2$ Uhr passirten wir den Summit (d. h. höchster Punkt), der ca. 25 deutsche Meilen von Sacramento entfernt liegt. Er ist 7042 Fuss hoch, doch nicht der höchste Punkt der ganzen Bahn, da Sherman-Station in den Rocky mountains höher ist, sondern nur der höchste Punkt dieses über die Sierra Nevada führenden Passes. Die folgende Strecke von ca. vier deutschen Meilen ist derartig mit Brettern überdacht, dass die ganze Bahn in einem Holzschuppen liegt. Holz ist auf diesem Theil der Central-Pacific-Bahn noch in Fülle vorhanden, doch es wird die Zeit kommen, wo die schönen Abhänge neben der Bahn entwaldet sind. Nicht allein alle Stationsgebäude sind aus Holz aufgeführt, sondern auch die Locomotiven der Central-Pacific-Bahn werden mit Holz geheizt, da das Land auf mehrere englische Meilen neben der Bahn, aber

abwechselnd stets nur auf einer Seite, an die Eisenbahn-Compagnie abgetreten ist.

Bald hinter Summit-Station hat man eine der schönsten Aussichten auf den in einem kleinen Thalkessel von hohen Bergen eingeschlossenen Donner-See, an den sich eine tragische Geschichte knüpft. Eine Colonne von ungefähr 80 Auswanderern, die 1846 bald nach Entdeckung des Sees vom sogenannten Westen nach Californien zog, wurde ca. zwei deutsche Meilen vom Donner-See durch einen Schneesturm eingeschneit. Mühsam gelang es ihnen nach einiger Zeit, den Donner-See zu erreichen. Die Jahreszeit war schon weit vorgeschritten, die Schneestürme wiederholten sich, und trotzdem die mitgenommenen Lebensmittel nur noch auf kurze Zeit reichen konnten, musste die Fortsetzung des Marsches bis zum Frühjahr aufgeschoben werden. Die mitgenommenen Thiere waren allmählich alle verzehrt und kein Bissen Essen mehr übrig. Einer starb nach dem andern hin, und konnten sich die Ueberlebenden nur durch Leichname ernähren. Mit glaubwürdigster Miene fuhr mein Erzähler fort, dass einem Jäger in Californien die schreckliche Situation dieser Emigranten im Traume so lebhaft vor die Augen getreten sei, dass er mehrere andere der Gegend kundige Jäger zu einem Rettungsversuch überredet hätte. Die Expedition ging glücklich von Statten, doch nur 30 halbverhungerte Menschen wurden am Leben getroffen, darunter einige Frauen und Kinder.

Unser Zug schoss jetzt in rapider Geschwindigkeit bergab, die vielen langen und ebenso langweiligen Schneedächer nahmen wie Tunnel jede Aussicht, an den tiefer gelegenen Stellen waren blosse Schneefänge ohne Dach meilenweit angebracht. Trotz aller dieser Vorkehrungen ist der Verkehr fast jeden Winter wochenlang unterbrochen. Im besonders ungünstigen Winter 1871—72 brach bei mehreren eingeschneiten Zügen Hungersnoth aus, nur mit grosser Mühe konnten den Passagieren, worunter sich eine japanische Gesandtschaft befand, Lebensmittel zugeführt werden. Es ist wohl ca. alle drei deutsche Meilen eine Station, so dass Holz

und Wasser für die Locomotiven eingenommen werden kann, doch meist so primitiver Art, dass für die Passagiere sehr wenig gesorgt ist. Jetzt sollen die Züge ihre regelmässige Frühstücks-, Mittags- und Abendstation halten, wo dann für ausreichende Mahlzeiten Vorsorge getroffen ist. Wer die Tour mit möglichstem Comfort ausführen will, benutzt den seit einiger Zeit eingerichteten Separat-Train, der alle acht Tage von New-York nach San Francisco geht und die Bequemlichkeiten eines Dampfschiffs besitzt. Die amerikanischen Eisenbahnwagen sind wie die auf den Schweizer Bahnen mit den Thüren an den schmalen Seiten construirt, so dass man während der Fahrt durch den ganzen Zug gehen kann. In diesem mit grösstem Luxus ausgestatteten Separat-Train wird ausser den Salons zum Schlafen, Lesen, Rauchen auch eine gute Restauration mitgeführt, so dass man nie auszusteigen braucht.

Die Bahn führt nun den kleinen Truckee-Bach entlang und tritt ins Gebiet des Staates Nevada.

Der schönste Theil der Pacific-Bahn lag hinter uns, die Bäume machen allmählich Sträuchern Platz, immer öder und steiler wird die Landschaft, man möchte glauben, dass hier keine Menschen aushalten könnten, und doch hat das edle Metall dort einen Staat geschaffen. In Reno verliess ein Theil der Passagiere den Zug, um mit zwei bereit stehenden vortrefflich bespannten sechsspännigen Postkutschen nach dem nahen Virginia city, dem grössten Ort des Staates Nevada und der weiter entfernten Hauptstadt Carson city zu fahren, welche Städte an der parallel der Bahn führenden alten Mail Route liegen, die von Salt lake city südlich um den grossen Salzsee über einen südlich vom Summit gelegenen Nevada-Pass nach Placerville in Californien führt, während die ziemlich parallel laufende Bahn den Salzsee nördlich umgeht.

Bevor ich die Details der Weiterreise fortsetze, muss ich einen kurzen Ueberblick auf die Ländermassen werfen, die mein Weg bis zum Mississippi durchkreuzte. Dieselben sind von einander sehr verschieden, in den letzten Jahrzehnten

zum grossen Theil erst aufgeschlossen, alle in Folge der starken Einwanderung und der wachsenden Cultur auch noch einer grossen Veränderung unterworfen. Eine Eintheilung der Staaten nach ihren Interessen in vier Staatengruppen habe ich bereits im vierten Capitel vorausgeschickt. Die in Rede stehenden, zu den Pacific-Staaten und dem Westen gehörenden Ländermassen, bilden den grössten Theil des ganzen Staatengebiets, sie sind am wenigsten bevölkert, auf grosse Strecken hin gänzlich unerforscht und im Bildungsprocess begriffen. Noch vor 20 Jahren hatte man kaum eine Idee von der Beschaffenheit dieser Länder, man hielt sie für unfruchtbar und wegen Mangels an Wasser uncultivirbar.

Erst als die Recognoscirungen den Metallreichthum der Gebirgszüge festgestellt hatten, und die Minen die Einwanderung herangezogen, wurde man ähnlich wie in Californien auf die Fruchtbarkeit vieler bis dahin unbekannter Länderstrecken aufmerksam. Jetzt kennt man in jenen ehemals verrufenen Prairien fruchtbare Flächen, von Flüssen und Bergzügen durchkreuzt, die sich zum grossen Theil noch in der Hand wilder Indianerstämme befinden, wohl aber sämmtlich in nicht zu ferner Zeit cultivirt sein werden.

Wilde Indianer befinden sich bekanntlich schon jetzt nicht mehr zwischen dem Mississippi und dem atlantischen Ocean. Die Civilisation hat hier nur einige auf dem Aussterbeetat stehende zahme Indianerfamilien verschont, die ihr kümmerliches Dasein fristen. Von den rechten Uferstaaten des Mississippi ist Minnesota der einzige, welcher noch wilde Indianer an seiner nördlichen Grenze aufzuweisen hat. Aus Jowa, Missouri, Arkansas und Louisiana sind sie bereits verdrängt. Nach vielleicht 50, spätestens 100 Jahren wird es wohl ausser in Alaska keinen „wilden" Indianer mehr geben. — Die Länder von der Sierra Nevada bis zu den Mississippi-Staaten oder besser gerechnet bis zum Missouri kann man in drei Abschnitte von je 125 deutschen Meilen Breite theilen.

Der erste Abschnitt von der Sierra Nevada bis zu den westlichen Abfällen der Rocky mountains zum Salt-Lake

(Salz-See) Thal ist ein Hochplateau von 4000 Fuss bis 8000 Fuss Höhe. Es wird im Norden vom Columbia River und im Süden vom Colorado River, die sich beide der Pacific-Küste zuwenden, durchflossen. Zwischen diesen beiden Flüssen laufen von Norden nach Süden mit Distancen von ca. drei bis fünf Meilen, parallele Bergketten. Die von denselben eingeschlossenen Flächen sind derartig mit Alkali bedeckt, dass die häufig sterile Landschaft mit den weissen Alkalifeldern einen winterlichen Eindruck macht. Zwischen dem Columbia- und Colorado-Fluss giebt es im westlichen Theil dieses Hochplateaus verschiedene Flüsse, wie den Walker, Carson, Truckee und andere, welche zum Theil in der Erde verschwinden wie die Rios primero, segundo und quarto in Süd-Amerika, zum Theil Seen zufliessen, die keinen Abfluss zum Ocean besitzen. Der Salt-Lake mit seinem reichen Wasser-Zufluss ist der grösste von ihnen. Nur die politische Verfolgung konnte die Mormonen veranlassen, sich hier niederzulassen, während reichere Landstriche noch im Ueberfluss vorhanden waren. Sie und die Silber-Minen der Sierra Nevada haben diese Gegenden aufgeschlossen, in die sonst kaum die Einwanderung vorgedrungen sein würde. Nur Nevada ist bis jetzt als Staat anerkannt, während Utah, das schwach bevölkerte Idaho und Arizona als Territorien fortbestehen.

Der zweite Abschnitt von dem grossen Thale des Salt-Lake bis zu der östlich gelegenen Tiefebene umfasst die „Felsengebirge“ oder „Rocky mountains“. Es ist kein Massen-Gebirge, sondern besteht in seiner Breite von ca. 125 deutschen Meilen aus vielen Bergketten, Hochplateaus und einzelnen Bergen von 7 bis 14000 Fuss Höhe in verschiedenster und eigenthümlichster Gruppirung. Mit vielen fruchtbaren Thälern und reich an Metallen ist es nur an sehr vereinzelten Stellen bevölkert, weshalb auch die hier gelegenen Territorien Montana, Wyoming und Colorado noch nicht Staaten-Rechte haben erlangen können.

Endlich der dritte Abschnitt, die sogenannten Plains, welche vom Missouri allmählich zu den Rocky mountains in

einer weiten Ebene ansteigen und sich nördlich von den britischen Besitzungen bis südlich nach Mexico erstrecken. Mehrere grössere und viele kleinere Flüsse fliessen dem Missouri und dem Mississippi zu. Meistens baumlos sind doch diese weiten Flächen nicht so ungeeignet für den Ackerbau, wie man sie früher hielt. Ausser schönen Weiden besitzen sie, namentlich wo Wasser ist, fruchtbaren Boden. Die Cultur schreitet hier bereits schnell von vielen Seiten aus vorwärts. Nebraska und Kansas sind 1861 und 1867 Staaten geworden, und das junge Territorium Dakotah wird bald folgen. Vorläufig beherrschen die Indianer noch den grössten Theil der Plains.

Nach dieser Abschweifung kehre ich nach Nevada zurück. Die Entdeckung reichhaltiger Silberminen hatte seit 1859 nach dem westlichen Nevada eine grosse Zahl californischer Goldgräber und neue Schatzgräber aus dem weiten Westen angelockt, welche in dem hohen Silbergehalt der Erze mehr Rechnung fanden als in dem Goldgraben, nachdem die oberflächliche Goldwäscherei den reichsten Gewinn abgeschöpft hatte. Comstock lode hiess dieser erste Silberminendistrict, in welchem Virginia city bald als nothwendiger Verkehrsmittelpunkt entstand. Es bildeten sich zahlreiche Actiengesellschaften, die aber zum grossen Theil schlechte Geschäfte gemacht haben, weil der Arbeitslohn in Folge der unwirthlichen Gegend und der kostspieligen Heranschaffung aller Bedürfnisse sehr hoch ist. Man rechnet 1864—67 in diesem District eine jährliche Ausbeute von ca. zwanzig Millionen Thalern, seit 1868 aber nur die Hälfte trotz derselben Unkosten, so dass die Mehrzahl der Minen kaum noch einen Ueberschuss abwirft und nur in der Hoffnung auf bessere Einträge in der Zukunft weiter bearbeitet wird.

Ueberall kann man bei dem Abbau der edlen Metalle dieselbe Beobachtung machen. Der Ruf neuer Gold- und Silberminen zieht schnell eine Menge Arbeiter an, einige reiche Adern werden erforscht und ausgebeutet, aber mehr als diese abwerfen, wird in unfruchtbaren Nachgrabungen und Recognoscirungen verausgabt. Ausserdem hören auch

die reichsten Adern oft plötzlich auf oder vermischen sich so mit Gestein, dass der Gewinn des Metalls wegen zu hoher Kosten aufgegeben werden muss.

In Nevada wie zu Copiapo in Chile findet man viele Leute, welche nach fehlgeschlagenen Nachgrabungen wie unglückliche Spieler die Entdeckung reichhaltiger Silberadern durchaus forciren wollen. Dieselben Leute würden mit demselben Anlage-Capital vielleicht ganz gut rentirende Eisen- oder Kohlenminen in Betrieb setzen können, aber Gold und Silber wirken so blendend, dass sich die Speculation auf sie mit Vorliebe wirft. So vorsichtig der besitzende Amerikaner im Allgemeinen bei Actien-Unternehmungen zu Werke geht und sich kaum betheiligen wird, wenn er nicht Einfluss auf die Ausführung oder Verwaltung besitzt, so liebt er es doch in Minen-Unternehmen sein Glück zu versuchen, da allerdings eclatante Beispiele reichhaltiger Minen vorhanden sind und die Gebirge des Westens noch viele Schätze bergen.

Für den erwähnten Comstock lode-District sind z. B. 700 Gesellschaften in Californien organisirt, von denen 40 zum wirklichen Minenbetriebe gelangten und von diesen nur die Hälfte Dividende zahlen. Millionen, deren Spender in allen Theilen der alten Staaten wohnen, sind auf diese Weise mit einer Art Fieber verspeculirt, so dass neuerdings Capital für Minenzwecke weniger leicht flüssig ist. Wer sein Geld darin anlegt, wird gut thun, sich persönlich an Ort und Stelle von der Opportunität der Anlage erst zu überzeugen.

Erweisen sich gewisse Minen besonders lucrativ, so finden sich in der Regel Personen, welche den Besitztitel anfechten. Es ist dies die Folge von der eigenthümlichen Art und Weise, in welcher dort die Titel erlangt werden, die ein kleines Bild von der amerikanischen Geschicklichkeit für Selbstregierung liefert. Der Congress hat das Princip beobachtet, dass die Rechte der Minen-Entdecker und der Bergleute von der Regierung so anerkannt werden, wie sie im betreffenden Minendistrict durch die dort vereinbarten Gesetze festgestellt sind.

Sobald sich nun eine Minengegend bevölkert, versammeln sich die Bergleute freiwillig, stellen die Grenzen sowie den Namen des Districts fest und vereinbaren eine Anzahl Gesetze über die Lage, Vertheilung und Bearbeitung der Minen. Der Entdecker erhält gewöhnlich eine gewisse Anzahl von Fuss und beansprucht eine ebensolche für eine Anzahl Compagnons, so dass sich dadurch von selbst Genossenschaften bilden, ebenso erhält jeder Andere eine bestimmte Quote von Fuss, wo er sich niedergelassen. Zur Erlangung des Besitztitels ist gewöhnlich noch erforderlich, in einer bestimmten Zeit gewisse Arbeiten auszuführen. Bevor dies geschehen, hat oft auch schon ein Verkauf des Grundstücks stattgefunden, so dass es aus einer in die andere Hand übergeht. Die Majorität in reichen Districten kann ferner durch schnellen Zuwachs wechseln und die gewöhnlich nicht streng juristisch gefassten Gesetze auslegen oder erweitern, so dass Klagen leicht vorkommen, die von einem oft mindestens zweifelhaften Gerichte entschieden werden. Ueber die Ordnung und Sicherheit in solchen Districten habe ich mich bereits ausgelassen. Es giebt überall alte Bergleute, die sich schon in verschiedenen Districten versucht haben und auf die sociale Fortbildung der Gesellschaft Einfluss üben. Durch sie hat sich der erwähnte Modus herausgebildet.

Wie der Comstock lode-District, entstanden in diesem Silberstaate später eine Reihe anderer, mit deren Namen ich den Leser nicht ermüden will. Gerade zur Zeit meines Aufenthalts in San Francisco machte die Entdeckung der White Pine-Minen in dem östlichen Theile von Nevada solch Aufsehen, dass sich über 200 neue Actiengesellschaften bildeten, um diesen neuen hoffnungsreichen District auszubeuten. Wie gross die Aufregung über diese Entdeckung war, geht daraus hervor, dass der District im Januar wenige 100 Bewohner zählte und im Mai 1869 bereits über 12,000. Die Erze sollen dort solch hohen Silbergehalt besitzen, wie sie noch nirgends angetroffen sind, ob aber die vielen Gesellschaften reussiren, ist eine andere Frage. 7 bis 9000 Fuss hoch gelegen und ca. 30 deutsche Meilen von der

Station Elko der Pacific-Bahn entfernt, ist der Lebensunterhalt der Bergleute und die Herbeischaffung aller Geräthschaften sowie der Maschinen zum Amalgamiren so theuer, dass die hohen Unkosten den hohen Gewinn gewiss aufwiegen. Für die passionirten Kundschafter ist in diesem Staate noch viel Terrain zu durchforschen, und werden auch beständig in den verschiedensten Theilen neue Minen entdeckt. Der Muth, welcher im Allgemeinen im amerikanischen Charakter bei vielen Unternehmungen wahrzunehmen ist, macht sich vorzugsweise bei den Pionieren des fernen Westens bemerkbar. Wie die Farmer an der Indianergrenze neben ihrer friedlichen Beschäftigung auch stets für ein Gefecht vorbereitet sein müssen, so kämpfen die Kundschafter, welche nach Minen suchen, mit den grössten Entbehrungen und allen Gefahren der Wildniss. Trotzdem giebt es viele Leute, welche gerade dieses Leben als Beruf wählen.

Nevada bildete bis 1861 einen Theil des Territoriums Utah. Die Nichtmormonen besassen hier damals die Majorität und beschlossen, sich mit einem Bezirk von 52—72 geographischen Quadratmeilen von Utah zu trennen; ihre Beschlüsse theilten sie dem Congress mit und richteten eine gesonderte Selbstverwaltung ein. Der Congress bestätigte dies neue Territorium, und der Präsident ernannte dazu den Gouverneur mit den nöthigsten Beamten sowie das Unionsgericht. In dieser Art entstehen neue Territorien. Schon 1864, als die Zahl der Einwohner beträchtlich zugenommen und mit ihnen auch die unvermeidlichen Politiker, welche in den alten Staaten nicht zur Geltung gekommen, sich hierher gewandt hatten, um die im Bildungsprocess begriffene neue Gesellschaft zu beglücken, beantragte Nevada die Aufnahme als Staat in die Union. Obgleich es nicht halb so viel Einwohner hatte wie Utah, wurde vom Congress die Aufnahme bewilligt.

Den Aufschwung wie Californien oder die alten Staaten wird es nie nehmen. Wenn auch viele fruchtbare Thäler vorhanden und einzelne Gegenden wie um Virginia city und Carson city sich der Fruchtbarkeit und einer blühenden

Cultur erfreuen, so kann das Land selbst doch eine Einwohnerzahl in dem Maasse nicht ernähren, wie sein Flächeninhalt anscheinend gestattet. Es bleibt ein Minenstaat und wie Idaho oder Arizona in allen Beziehungen abhängig von Californien.

Achtes Capitel.

Pacificbahn von Reno nach Elko. — Promountary. — Utah. — Corinne. — Montana. — Express-Compagnien und Postwesen. — Mormonen.

Die Central-Pacificbahn besass damals noch keine Schlafwagen, so dass man die Nächte in halb sitzender Stellung auf Bänken mit ungepolsterten Lehnen zubringen musste. Eine macht steif, aber mehrere hinter einander folgende in dieser Weise sind eine Strafe. Wir passirten in der Nacht wüste Hochflächen, auf denen nur die von Norden nach Süden ziehenden Ketten der Humboldtsberge und der die Bahn längere Zeit begleitende Humboldt River die Einförmigkeit etwas unterbrachen. Humboldt's Name ist in fast jedem Staate Nord- wie Süd-Amerika's durch Terrainbezeichnungen häufig verewigt worden. Der Alkaligeruch und -Staub war neben der Kälte höchst unangenehm. In dem ganzen Abschnitt bis zu den Rocky mountains in Nevada wie Utah sind wie schon erwähnt viele Flächen mit weissem krystallisirtem Alkali bedeckt. Alles Wasser schmeckt sogar danach. Es ist bitter und brennt etwas in der Kehle, doch soll man sich daran gewöhnen können. Auf die Thiere übt es keinen schädlichen Einfluss, sie fressen damit bedecktes Gras und trinken das bittere Wasser. Obgleich unsere geheizten Wagen der Kälte wegen geschlossen waren, so erfüllte in Folge des Oeffnens auf

den Stationen der Alkaligeruch doch bald die ganze Luft und belästigte uns ununterbrochen die beiden folgenden Tage.

Nachdem der Humboldtfluss mit seinen charakteristischen Weiden und verschiedenartigen Sträuchern an den Ufern verschwunden war, hörte wieder alle Vegetation auf, welche in diesen Alkaligegenden allein von der Bewässerung abhängig ist; ohne künstliche Bewässerung ist hier kein Ackerbau möglich, weshalb auch nur im Thale des Humboldt River einige Strecken cultivirt werden.

Von mehreren Stationen führen die Verbindungen nach verschiedenen Minendistrikten zu beiden Seiten der Bahn ab. Die Passagiere, welche hier ein- und ausstiegen, waren meist Minenarbeiter oder Subjecte, die das wüste Treiben und Leben in ungeordneten Verhältnissen zu lieben schienen. Mit ihren den Gauchomessern ähnlichen Bowie Knifes und Revolvern versehen sind sie stets kampfbereit, wozu die Keinem fehlende Whiskyflasche gewiss oft die Veranlassung giebt. Eine Rotte solcher tobenden und fluchenden Passagiere nahm auch in unserm Wagen Platz zur Annehmlichkeit derer, die auf den unbequemen Sitzen ein wenig zu schlafen suchten. Mir war dies endlich doch geglückt, als mich Herr K. weckte und mir ängstlich zuflüsterte: „Verstecken Sie Ihr Geld!“ Der Whisky schien bei den rauhen Gesellen etwas gewirkt zu haben, sie sprachen von Taschendurchsuchen der übrigen Passagiere und dergleichen mehr, aber vom Wort zur That ist noch ein weiter Schritt und erwies sich auch K.'s Befürchtung als Gespenst. Seitdem ich den nordamerikanischen Boden betreten, fühlte ich mich so sicher, dass ich nie eine Waffe, nicht einmal ein Taschenmesser mehr bei mir führte und habe auch nie einem Auftritt beigewohnt, wo sich Personen mit Worten oder Handgreiflichkeiten insultirt hätten. Wer in Ungelegenheiten kommt, hat es sich selbst zuzuschreiben, namentlich wenn er zweifelhafte Orte zur ungelegenen Zeit aufsucht.

Nach einer mondhellen, schlaflosen Nacht frühstückten wir am folgenden Morgen den 26. Mai in Elko, einer angehenden Stadt von 2 bis 3000 Einwohnern. Es ist wohl die grösste Stadt, welche die Pacificbahn von Sacramento bis

zum Missouri berührt und in dieser Einöde nur als Station für den südlich gelegenen silberreichen White Pine-Distrikt entstanden. Alles ist in diesem kleinen Orte einer Weltstadt nachgeahmt, obgleich fast alle Häuser aus Holz gezimmert und die Strassen noch nicht gepflastert sind — Hotels und Theater, Lese- und Billardlocale, Café's und die in keiner amerikanischen Stadt fehlenden „Lagerbeer"-Salons. Sogar eine Zeitung erscheint zweimal wöchentlich. Man kann in den vielen Kaufläden alles erhalten, was die civilisirte Welt bedarf, selbst alle möglichen Luxusartikel, und doch wird hier nichts selbst verfertigt. Viele Kaufmannshäuser aus San Francisco haben Niederlagen und die Banken Filialen. In den sehr ausgedehnt projectirten Strassen, in denen die Häuser zum Theil sehr weit stehen, da in der guten Gegend die Preise für Bauplätze bereits bedeutend sind, machte ich einen kleinen Spaziergang.

Die Firmen über den Kaufläden, die Physiognomien und Accente der Bewohner verriethen eine Mischung vieler Völkerschaften: Chinesen, Neger, Mulatten, Deutsche, Franzosen, Italiener, Irländer, Engländer etc., der wahre Typus eines neuen Minendistrikts im Gegensatz zu den alten Colonien an der atlantischen Küste, welche gesondert nach Völkerschaften entstanden und lange in ihrer Exclusivität verblieben. Verschiedene zweideutige Gestalten waren sichtbar, und auf den nach den Minen ziehenden Lastkarren konnte man manchen abgerissenen Neuankömmling erkennen, dessen erträumte zukünftigen Schätze noch in der Erde schlummerten. Die Zeit erlaubte mir ein Spiel Karten zu kaufen, das mir auf der ferneren Eisenbahntour die Zeit verkürzen sollte, denn anhaltend interessant ist nur die Passage der Cordilleren am ersten Tage, dann die Gegend bei Ogden und die um Sherman-Station am dritten Tage, die übrigen Gegenden, welche die Pacificbahn durchschneidet, sind meist eintönig und langweilig, so dass Herr K. mich Sechsundsechszig lehrte, als die Unterhaltung über die Minen mein Interesse befriedigt hatte. Wenn man allein in jenen Ländern reist, wo der Kaufmannsstand der erste ist, wie an der Pacificküste Süd- und Nord-

Amerika's, so erwacht in Einem ein nicht geahntes Interesse am überseeischen Handel, und wer allein auf der Pacificbahn fährt, wird ebenso bald seine Aufmerksamkeit auf den florirenden Bergbau richten müssen, wenn er überhaupt Interesse für Land und Leute hat. Die Gesellschaft, mit der wir reisten, wechselte oft und war nicht sehr ansprechend, man wurde oft angeredet und ausgefragt, noch öfters wurde Einem ein vertraulicher „drink" angeboten, d. h. ein Schluck aus der Whiskyflasche, die ein wohlausgestatteter Miner stets bei sich führt.

Wir fuhren diesen Tag wieder durch eine Alkaliwüste. Der Alkali setzte sich wie Staub auf Alles, was man besass. Die Gegend erschien wie ausgestorben, nur auf den Stationen zeigten sich wiederholt Indianer, welche die von den Passagieren zugeworfenen Cigarren und Esswaaren aufsammelten und sich mit abgelegten Kleidungsstücken der Eisenbahnarbeiter geschmückt hatten. Es sollen Shoshonees sein, die weiter im Norden hausen und hier gern Besuche abstatten; klein und ziemlich zahm sind sie ebenso hässlich wie unsauber; arbeiten wollen sie nicht, lieben aber zu stehlen und nehmen daher Alles mit, was sie finden, selbst alte Zeitungen.

Nachts fuhren wir hart am Rande des grossen Salt Lake entlang, an den von Norden her die Promountaryberge stossen, und erreichten Promountary, wo die Central-Pacificbahn aufhört und die Union-Pacificbahn beginnt. Hier war 16 Tage zuvor die letzte Schiene gelegt. Nevada, Arizona und Californien hatten hierzu silberne und goldene Bolzen, Hammer und Schienen, sowie Schwellen vom Holze des Lorbeerbaums gesandt. Der Hammer, mit dem die letzten Schläge gegeben wurden, war durch Telegraphendraht mit allen grossen Städten des Landes in Verbindung gesetzt, so dass die Eröffnung im ganzen Lande gleichzeitig bekannt wurde. Natürlich trat bald gewöhnliches Holz und Eisen an Stelle jener Reliquien, aber auch die eiserne Schiene mit Zubehör wurde von Curiositätensammlern so beschädigt, dass sie wiederholt ersetzt werden musste. Der Bau dieser Bahn

ist für Amerika ein epochemachendes Ereigniss gewesen. Die alten Staaten sind durch sie nicht nur mit den Pacific-Staaten in unmittelbaren Verkehr getreten, sondern auch mit Japan und China ist die kürzeste Verbindungsstrasse dadurch hergestellt. Der schwierige und gefahrvolle Verkehr mit Colorado, Utah, Arizona, Nevada, Idaho, Montana und Wyoming, Ländern von je 4000 bis 6000 deutschen Quadratmeilen ist so erleichtert, dass die Einwanderung jetzt ungehindert dorthin strömen kann und aus den Territorien gewiss bald Staaten bilden wird.

Die Idee der Pacificbahn entstand bereits zu der Zeit, als an der Pacificküste Territorien gebildet wurden. Bevor der letzte Revolutionskrieg 1861 ausbrach, war man im Congress einig über die Nothwendigkeit der Bahn, konnte sich damals aber nicht über die Linie entscheiden. Die Nordstaaten waren für die jetzige Linie, die Südstaaten wollten dagegen eine mehr südlich gelegene; der Ausgang des Krieges gab den Ausschlag für die jetzige Linie. Da der Staat keine Eisenbahn baut, so bemächtigte sich die Speculation der Ausführung und wurde von Seiten des Staates allerdings in einer Weise unterstützt, wie es wohl noch nie geschehen ist und nie wieder geschehen wird. Der Staat contrahirte mit zwei Gesellschaften, von denen die Central-Pacific-Compagnie den Bau bei Sacramento, die Union-Pacific-Compagnie den bei Omaha am Missouri zu beginnen hatte. Jene beiden Compagnien erhielten auf jede englische Meile 20 englische Quadratmeilen (gleich 12,800 Acker) Land auf einer Seite der Bahn; da ein Acker etwas mehr wie ein Morgen, so macht dies auf eine deutsche Meile Eisenbahn ungefähr drei Quadratmeilen Land. Die Union-Pacific erhielt somit 13,875,200 Acker und die Central-Pacificbahn 8,832,000. Hiervon ist viel Land wohl ohne Werth, doch der grössere Theil ist sehr fruchtbar und wird von Jahr zu Jahr werthvoller. Ausserdem erhielten die Compagnien vom Staate einen Geldvorschuss pro englische Meile (c. $^1/_4$ deutsche), und zwar 16,000 Dollars wo der Boden eben, 32,000 Dollars wo er uneben, 48,000 Dollars wo er bergig war; die Gesammt-Unterstützung beträgt 58,840,000

Dollars; diese Summe wurde als zweite Hypothek auf die Bahnen eingetragen und denselben erlaubt in erster Hypothek eine gleiche Summe aufzunehmen, deren Zinsen der Staat noch garantirte.

Es ist berechnet worden, dass die Bahn mit diesen Geldern allein gebaut ist, und die Unternehmer noch 20 Millionen profitirt haben, ausser dem enormen Grundbesitz. Immerhin ist der Nutzen, den die Eisenbahn dem Lande geschaffen, von so unabsehbarem Werth, dass die Gründer ausser dem glänzenden Geschäft noch den Dank der Nation verdienen. Der Congress ist nach dem Bau der Bahn zurückhaltender mit seinen Subsidien geworden und dotirt die im Bau begriffene nördliche sowie die südliche Pacificbahn nur noch mit Land.

Auf californischer Seite begann die Central-Pacific-Compagnie, der die Chinesen zu Gute kamen, bereits unmittelbar nach dem Kriege im Jahre 1864 den Bau; sie erhielt noch eine besondere Unterstützung von vier Millionen Dollars in Californien, da der Congress nicht eher eine Geldunterstützung auszahlen liess, bis nicht die ersten 40 englischen Meilen gebaut waren und diese bereits in die Cordilleren führten. Die Union-Pacific-Compagnie, welche Anfangs die Nachwehen des Krieges mehr empfand, konnte erst 1865 die Arbeiten beginnen, hatte aber den Vortheil des leichteren Baues auf sanft ansteigendem Terrain. Die bedeutendsten Schwierigkeiten verursachten der Mangel an Holz für Schwellen auf Strecken von 50 und 100 deutschen Meilen, sowie der Mangel an Trinkwasser auf oft 50 Meilen. Eine lästige Bedingung für die Compagnien war, dass jedes Pfund Eisen, welches bei dieser Bahn zur Verwendung kam, in Amerika verfertigt sein musste. Es gereichte dies nur zum Vortheil einiger Hütten und Maschinenwerke Pennsylvaniens, die ausserdem zum Theil mangelhaftes Material lieferten, und brachte dem Lande Nachtheil, da das Eisen vertheuert wurde. Die Central-Pacificbahn musste den grössten Theil des Eisenbedarfs zu Schiff um das Cap Horn beziehen.

Beide Compagnien arbeiteten nun um die Wette, um so

viel Regierungssubsidien zu erhalten als möglich. Man rechnete schliesslich auf jeder Seite über ca. 15,000 Arbeiter, welche einen grossen Tross noch nach sich zogen, so dass mit ihrer Fortbewegung Städte entstanden und wieder verschwanden, die allerdings nur aus Baracken und Zelten bestanden, aber doch alle Bedürfnisse dieser Arbeitercolonnen befriedigten, in deren Gefolge sich ein Heer von Gesindel und Verbrechern befand.

Als sich die Spitzen der beiden Linien bei Promountary begegneten, konnten oder wollten sich die Ingenieure nicht einigen und bauten über 20 deutsche Meilen bei einander vorbei. Die Regierung legte sich schleunigst in's Mittel und bewerkstelligte die Vereinigung.

Der Bau war im letzten Jahre so eilig vorgeschritten und von beiden Compagnien vor einander so geheim gehalten, dass erst kurz vor Eröffnung der Bahn dieselbe in den Vereinigten Staaten selbst bekannt wurde. Mit welcher Uebereilung die letzten Strecken gebaut waren, davon gab das Planum Zeugniss, auf welchem kaum zwei Drittel der Schwellen ruhten, während das überstehende Drittel in der Luft schwebte, und die Erde an den lockern Böschungen dem Druck des Zuges nachgab. An kleineren Abhängen sah man oft verunglückte Wagen seitwärts der Bahn liegen, die aufzulesen man noch nicht die Zeit gehabt hatte.

Nach Eröffnung der Bahn blieben alle Arbeiter noch lange in Beschäftigung, um die Bahn erst fertig herzurichten und die Schäden zu bessern, die jeder Zug anrichtete. Eine Abnahme der Bahn seitens der Regierung findet in Amerika nicht statt, im Interesse der Bahngesellschaften liegt aber die Vermeidung von Unglücksfällen, da diese ihnen sehr theuer zu stehen kommen. Diese Bahn wurde von jeder Seite aus täglich einmal befahren, die Locomotivführer kannten aber die unsicheren Stellen und fuhren dann so langsam, dass man neben dem Zuge zu Fusse mitlaufen konnte.

Jetzt gehört die Pacificbahn zu den besseren und sicheren Nord-Amerika's. Wer nicht gerade im Winter reist und

sich dabei der Gefahr aussetzt in einem primitiven Ort einzuschneien, wird keine Widerwärtigkeiten mehr antreffen.

Wir hatten zwei Stunden Aufenthalt in Promountary und mussten den Zug wechseln, da beide Eisenbahncompagnien noch keine Wagen durchgehen liessen. Es war höchst ungemüthlich, in der Nacht für sein Gepäck zu sorgen, Billets zu nehmen und den andern ziemlich entfernt stehenden Zug zu suchen. Stationsgebäude und Wartesalons gab es natürlich nicht, und das „Pacific-Hotel", das sich mit grossen Lettern an einer Bretterbude empfahl, war ebenso wenig einladend wie die übrigen unsauberen Locale dieses neu entstandenen Orts. Ich war froh noch ein Schlafwagenbillet zu erhalten und nach ziemlich 48stündigem unbequemen Sitzen, Liegen, Gerüttelt- und Geschütteltwerden auf Bänken ohne Kopfpolster mich einigen Stunden Halbschlaf in einem bequemen Bett hingeben zu können. Ganzschlaf war unmöglich, denn die Bahn stiess nun derartig, dass sich der flüchtige Bau hier sehr bemerkbar machte.

Wir waren bereits in Utah, dem bekannten Mormonendistrikte und fuhren hart am Salt Lake auf einer den Felsen der Promountaryberge abgewonnenen Bahn in einer starken Kurve und über zwei elastische Brücken schneller bergab, als uns bei der damals bekannten Unsicherheit an dieser Stelle lieb war. Nur einige Wagen hatten sich auf dieser Tour ausgehängt, die wir auf der nächsten Station Corinne erst abwarten mussten.

Von Corinne führt die Hauptverbindungsstrasse des Ostens mit Montana ab. Der Weg führt durch Idaho im Thal des Bear River, hernach des Snake River nach dem circa 40 deutsche Meilen entfernten Pleasant valley am Fuss der Rocky mountains.

Auf dem Wege vom Mississippi nach Montana muss man also zweimal die Rocky mountains passiren, einmal mit der Union-Pacificbahn in westlicher Richtung, und dann auf dem eben bezeichneten Wege, da die Rocky mountains sich hier nach Nordwest ziehen, in nördlicher Richtung.

Zwei Meilen nördlich von Pleasant valley liegt die

Wasserscheide zwischen dem in den Mississippi sich ergiessenden Missouri und dem in den Columbia River mündenden, also dem stillen Ocean zuströmenden Snake River.

Auf dieser Wasserscheide geht die Grenze zwischen Idaho und Montana.

Ich mache auf das im letzten Decennium zum Theil erforschte und seit 1864 als Territorium anerkannte Montana als das einzige mineralreiche Land aufmerksam, dessen Erze auf einer Wasserstrasse nach Europa transportirt werden könnten.

Die kostbaren Amalgamir- und Schmelzwerke, welche in Europa an den verschiedensten Orten nach Erschöpfung ehemals ergiebiger Adern zum Stillstand gelangt sind, könnten möglicherweise ihre Erze von Montana beziehen. Ich kenne wenigstens kein für diesen Zweck günstiger gelegenes Land. Der Missouri ist selbst in der trockensten Jahreszeit von der Vereinigung der drei Quellflüsse Jefferson, Madison und Gallatin bis zu den grossen Wasserfällen des Missouri bei Fort Benton unter $47^1/_2$ Grad nördlicher Breite und 34 Grad westlicher Länge von Washington für kleinere Fahrzeuge schiffbar. Die Amerikaner ziehen ihren ersten Meridian natürlich durch Washington, wie unsere Gelehrten hoffentlich bald durch die Sternwarte von Berlin. Von Fort Benton ist die Schifffahrt nach New-Orleans am Golf von Mexico bereits eröffnet. Mit Hülfe der in Amerika besonders praktisch eingerichteten Dampf-Elevatoren ist das Umladen aller Waaren aus kleineren in grosse Schiffe oder aus Eisenbahnwaggons in Schiffe mit geringen Kosten verbunden, die Segelfracht auf dem Meere aber so billig, dass es einer Berechnung bedarf, ob nicht die Besitzer der europäischen Werke ihre Rechnung hierbei finden würden. Die Wasserfälle bei Fort Benton treten noch hindernd entgegen, doch eine Eisenbahn von 4 bis 5 Meilen Länge würde diese umgehen können und gleichzeitig den ganzen Güterverkehr nach und von Montana nach sich ziehen. Montana ist bis jetzt nur in wenigen Thälern cultivirt, da die vielen reichen Minen alle Arbeitskräfte absorbiren, doch ist der in den Plains gelegene östliche Theil

des Territoriums, das ganze Gebiet des Flusses Yellowstone, d. h. gelber Stein, sehr fruchtbar, wovon die zahlreichen Büffelheerden den Beweis liefern. Bis jetzt ist dies Land bis zum mittleren Missouri und darüber hinaus in Dakotah noch in den Händen wilder Indianerstämme.

Es existiren in Montana bereits eine ganze Anzahl Amalgamir- und Schmelzwerke, welche mit grossen Kosten dorthin geschafft sind. Schablonenmässig sind sie aber nicht den dort gewonnenen Erzen angepasst; sie erfordern bei dem enormen Arbeitslohn von täglich 8—10 und mehr Thalern enorme Betriebskosten und werden häufig von sogenannten Praktikern ohne genügende wissenschaftliche Vorbildung geleitet, so dass sie sich trotz der reichsten Erze oft nicht verinteressiren. Für Reisende, die den interessanten Westen Nord-Amerika's kennen lernen wollen, ist Montana entschieden ein empfehlenswerthes Land.

Wir kehren von diesem Ausfluge über Pleasant valley nach Corinne an der Union-Pacificbahn zurück, auf welcher Tour die Express-Compagnie Wels, Fargo u. Co. die Post vermittelt und dazu ihre Stationen unterhält.

Das Postwesen in den Vereinigten Staaten steht unter der Bundesregierung und hat schon deswegen mit den grössten Schwierigkeiten zu kämpfen, als mit der jedesmaligen Präsidentschaft sowohl der General-Postmeister als auch die meisten Postmeisterstellen, deren es über 30,000 giebt, wechseln, da der neue Präsident seiner Partei in allen Staaten gerecht werden muss und diese Posten lukrativ sind. Die Postmeister können ihrerseits wieder das Unterpersonal wechseln. Ausserdem sind die Communicationen in den ausgedehnten Ländermassen zum Theil sehr complicirt. Es werden dabei an die Post sehr hohe Anforderungen gestellt, da die Amerikaner ohne Zeitungen nicht existiren zu können glauben. Nebenbei müssen Zeitungen und Briefporto billig sein. Trotz der colossalen Distanzen zahlt man für einen gewöhnlichen Brief 3 Cents Porto, also ungefähr dasselbe wie in Deutschland. Der gewöhnliche Briefverkehr ist gut geordnet, nur selten gehen Briefe verloren. Die Zahl der unbestell-

baren erscheint in dem mir vorgelegenen Bericht des Generalpostmeisters vom Jahre 1871 besonders gross, nämlich 4,194,748 in dem einen Jahre, welche alle in der dead letter office zu Washington geöffnet und erledigt oder verbrannt wurden.

Der Staat hat zur Decentralisation mit mehreren Express-Compagnien Contracte abgeschlossen, von denen z. B. die von Wels, Fargo u. Co. früher die Ueberlandpost vom Mississippi nach Californien, jetzt den ganzen Post- und Briefverkehr der Pacificbahn vermittelt und dazu eine bedeutende Staatsunterstützung erhält. Ausserdem haben sich Privat-Express-Compagnien in allen Theilen der alten Staaten, namentlich auf allen Eisenbahnlinien gebildet, welche die Werthsendungen gegen Garantieschein vermitteln und so der Post Concurrenz machen. Der Post entgehen auf diese Weise viele Vortheile, die sie aber nur mit ständigen Beamten ausbeuten könnte.

Im Jahre 1871 betrugen die Posteinnahmen
20,037,045 Dollars,
die Ausgaben 24,390,104 „
so dass der Staat 4,353,059 Dollars zusetzen musste, während durch die Post in anderen Staaten bedeutende Revenuen erzielt werden.

Die nächste Station nach Corinne ist Ogden, ein Ort von über 3000 Einwohnern mit sauberen Häusern, von gut gehaltenen Gärten umgeben. Einige grössere Gebäude mit Waarenlagern, vielleicht Gasthöfe fallen in die Augen. Der Mormonenbischof unterhält hierselbst mit zwei seiner Frauen das beste Hôtel, während die anderen sechs auf seinen Farmen, Mühlen und sonstigen Besitzthümern die Oberaufsicht führen. Er mahlt den Gläubigen das Korn, versorgt sie mit einem kräftigen Bittern, predigt Sonntags und hält darauf, dass ihm von jedem seiner Unterthanen im Namen der Religion pünktlich der Zehnte entrichtet wird.

Will man nähere Bekanntschaft mit den Mormonen machen, so thut man besser erst auf der folgenden Station Uintah auszusteigen, von wo jetzt die Utah-Centralbahn nach

Salt lake city, der Mormonenhauptstadt führt; damals war sie noch nicht gebaut.

Nur eine der sechsspännigen Postkutschen von Wels, Fargo u. Comp., die uns schon an vielen Stationen begegneten, mit 10 Sitzen innerhalb und halb so vielen auf dem Verdeck, erwartete den Zug, um Passagiere in fünf Stunden nach Salt lake city zu bringen. Der Postwagen hat beim Reisen entschieden den Vorzug, dass man das Land näher kennen lernt als beim Durchjagen mit dem Dampfross. Die verschiedenen Farmen mit ihren sorgfältig bestellten Aeckern neben dem Wege geben Zeugniss von der Thätigkeit ihrer Bewohner.

Durch anhaltende Arbeit und künstliche Bewässerung ist der Alkaliboden fruchtbar gemacht. Zu dem Grün der Wiesen und Felder und der weiten Wasserfläche des circa 15 Meilen langen und halb so breiten Salzsees gaben die mit Schnee bedeckten Spitzen der Wasatch mountains, wie die westliche Kette der Rocky mountains heisst, eine malerische Staffage. Der Salt lake besitzt so starken Salzgehalt, dass sich an den Ufern eine Salzschicht abgelagert hat, und kein Fisch in seinem Wasser leben will.

Wie in Paraguay unter Lopez ist auch jeder Mormone unter Brigham Young angehalten, Obstbäume um seine Farm zu pflanzen. Diese, verbunden mit den üppigen Schlinggewächsen an den Häusern geben den Ortschaften ein freundliches Aussehen, und Salt lake city selbst, mit seinen 100 Fuss breiten Strassen, erfreut sich dieses Schmuckes. Gebaut ist es, wie fast alle amerikanischen Städte, in regelmässigen Quadraten, Blocks genannt. Nur im Geschäftsviertel stehen die Häuser in zusammenhängenden Reihen, sonst ist jedes Haus von $1^1/_2$ Morgen Gartenland umgeben und scheint ebensoviel Thüren zu besitzen, wie der Mann Frauen hat. Kein Verfall macht sich an ihnen bemerkbar, dagegen das Bestreben, sie durch schöne Blumenranken und Hecken zu verschönern.

Ein Quadrat von ca. 12 Morgen am Nordende der Mainstreet ist für die Hauptkirche bestimmt. Hier befindet sich

das alte Tabernakel für einige Tausend Menschen und das neue Tabernakel für 6 bis 8000 Menschen; von Granit gebaut, ist es 250 Fuss lang, 150 Fuss breit und 90 Fuss hoch; endlich sind hier die Fundamente für den grossen Tempel, der vor vielen Jahren begonnen wurde und die grösste Kirche Amerikas werden soll, aber wohl nie beendet werden wird. Gegenüber von diesen Tabernakeln, in denen Brigham Young häufig in eigener Person auf sein Volk einwirkt, liegt auf einem vollen Quadrat die Wohnung des Propheten oder mehr Sultans, welche durch einen Bienenstock geziert ist, als Sinnbild der Tugenden des Gläubigen.

Wie Lopez' Wohnung von Wachen und Posten, so ist die Youngs von einer hohen dicken Mauer umgeben. Hier wie dort führen die über das Land ausgebreiteten Telegraphendrähte in die Wohnung, so dass die unmittelbare Regierung dem Reisenden auch sichtbar wird. Die Mormonenzeitung wird innerhalb dieser Mauer geschrieben, und ebenso befinden sich dort das Vorrathshaus der Mormonen sowie ihr Tithinghouse, wohin der zehnte Theil von allen Erträgen und Gewinnen in natura oder Geld entrichtet wird. Eine genaue Controlle über den Stand der Vermögen wird hier geführt, und weiss Young dafür zu sorgen, dass Niemand zu reich wird. Er verwandelt z. B. das Geschäft eines zu reich werdenden Kaufmanns oder eines Industriellen in eine Actiengesellschaft, indem er selbst deren gewaltsame Gründung und die Feststellung der Statuten übernimmt, durch welche der Kirche oder dem Gründer der Löwenantheil zufällt, während der frühere Besitzer einen kirchlichen Auftrag in einem andern Theile des Territoriums erhält oder als Missionär ins Ausland geschickt wird.

Ganz irrig ist die Idee, dass bei den Mormonen ein wildes oder gar wüstes Getreibe herrsche. Im Gegentheil, überall tritt die grösste Ordnung zu Tage, man begegnet weder Bettlern noch Tagedieben und sieht eine cultivirte Landschaft von Menschenhand geschaffen, wo noch 1847 eine trostlose Wüste war, denn die künstlichen Bewässerungen, in denen

die Mormonen den alten spanischen Mauren Concurrenz machen, haben die Aecker fruchtbar gemacht.

Die Gärten sind mit allerhand Gemüsen bedeckt und entlang den regulirten Gräben und Bächen vervollkommnen die aufgewachsenen Akazien-Alleen das Bild schönster Ordnung. In den Läden und Speichern sind alle Civilisations-Artikel von eben so guter Qualität vorhanden wie in den grossen Städten am Mississippi. Die Hôtels sind nicht schlechter, als in den andern Städten von gleicher Grösse. In Townsend house erhält man geräumige, gut meublirte Zimmer und bessere Verpflegung als in den mangelhaften Hôtels von Washington.

Die Bevölkerung erscheint still, arbeitsam und friedlich. Den Frauen und Mädchen geht der Frohsinn ab, sie haben ernste Züge; Glückseligkeit scheinen sie nie kennen gelernt zu haben; die männliche Bevölkerung macht einen zufriedenen Eindruck, verräth aber im Allgemeinen wenig Intelligenz, soweit sich der flüchtige Beobachter bei einem kurzen Aufenthalt ein Urtheil darüber bilden kann.

Man merkt bald, dass sich die Gesellschaft hier in ganz anderer Art wie in den übrigen Theilen der Vereinigten Staaten entwickelt und eine organische Gliederung erlangt hat, die an nichts weniger, als an eine Republik erinnert. Ungefähr 80 bis 100 tausend sehr fleissige, nüchterne, in ihrer Art fromme Menschen gestatten ihren Führern die zügelloseste Ungebundenheit und nennen die jenen Regenten dargebrachten Tribute Opfer, welche sie Gott bringen. Diese Religion ist wohl das merkwürdigste Problem unserer Jetztzeit, so dass wir uns einen Augenblick bei ihrer Entstehung und Fortentwickelung aufhalten können.

Joseph Smith, der Gründer des Mormonenthums, erwarb sich vor ungefähr 45 Jahren im Staate New-York einen Anhang, der ihn für einen von Gott gesandten Propheten, oder vielmehr zweiten Messias ausgab. Um seiner Berufung den nöthigen mystischen Hintergrund zu verleihen, zeigte er Kupferplatten vor, auf denen von Gott direct gegebene Gesetze in eigenthümlichen Schriftzügen eingravirt sein sollten.

Mit Hülfe ihm von Gott im Traum angewiesener Steine wollte er diese Schrift entziffert haben. Jene Tafeln sollten bald nach Zerstörung Jerusalems durch den jüdischen Held Mormon, der mit mehreren Stammesgenossen die Welt durchwandert, nach Amerika gekommen und hier später vergraben worden sein. Smith behielt das Alte Testament bei, verstümmelte das Neue und ergänzte die christliche Religion auf allen ihren unklaren Gebieten, namentlich auf dem über das Jenseits nach dem Tode. Die neuen Glaubenssätze legte er in dem book of Mormon nieder, das den Mormonen ebenso werthvoll wie die Bibel selbst ist. Er umgab sich mit 12 Aposteln und zog durch angebliche Wunder, wie auch raffinirt erdachte Offenbarungen, die ihm direct von Gott zugekommen sein sollten, wie alle gewandten falschen Propheten bald einen Haufen Neugieriger und auch Gläubiger an sich, denn die bequeme positive Religion sagte manchem schwachköpfigen Zweifler zu.

Doch war der Zulauf von den kirchlich ziemlich festen Amerikanern so gering, dass sich Joseph Smith nach Zuwachs aus andern Ländern umsah und dazu Missionare aussandte. Den meisten Erfolg hatte die Mission in England, wo Brigham Young selbst längere Zeit thätig war. Seit 1837 unterhalten die Mormonen dort verschiedene Prediger, haben ein Blatt und ein Auswanderungs-Bureau gegründet, finden aber nur in den untersten Volksschichten Convertiten, welche sich eben durch die Uebersiedlung nach Utah materiell nur verbessern können.

In Deutschland hatten sie kein Glück, aus Hamburg und Berlin wurden die Emissäre 1853 ausgewiesen, ebenso wurde ihnen in Oesterreich, der Schweiz und Frankreich das Predigen verboten. Ausser England lieferte nur Dänemark und Norwegen ein nennenswerthes Contingent.

Aber auch bei den Juden in Jerusalem und bei allen halb civilisirten Völkerschaften wurden Bekehrungsversuche gemacht, namentlich von allen englischen Colonien aus. Doch weder Hindus noch Chinesen, und wie die Völker alle heissen, wollten gläubig werden. Nur auf den Gesellschafts-

inseln hatten sie einiges Glück, woselbst sich 1843 ungefähr 1200 Eingeborene taufen liessen, bis Frankreich 1851 das Protektorat über die Inseln annahm, die fremden Mormonen vertrieb und das Mormonenthum unter den Eingeborenen aufhob.

Aus dem Staate Ohio wurden die Mormonen ebenfalls bald wieder durch das Volk vertrieben und liessen sich darauf in bis dahin ganz unkultivirten Gegenden zu Nauvoo im Staat Illinois nieder. Sie prosperirten hier und begannen sogar einen grossen Tempel zu bauen, der sie alle fassen konnte.

Inzwischen baute Joseph Smith Kirchen und eine Staatsverfassung weiter aus, die ihm die Gewalt eines Autokraten verlieh. Trotzdem er damals gegen Polygamie sprach und schrieb, wurde sie bereits den Mormonen nachgesagt und erregte mit vielen andern Einrichtungen den Unwillen des Volkes auf beiden Ufern des Mississippi. Nauvoo wurde schliesslich von Einwohnern der Staaten Illinois und Missouri angegriffen und Joseph Smith gelyncht.

Ein Mormone Namens Rigdon übernahm nun die Präsidentschaft, doch wusste sich Brigham Young bald derselben geschickt zu bemächtigen. Vor Allem suchte er nach einem Lande, wo er von Fremden unbelästigt nach eigenem Gutdünken schalten und walten konnte. Vorläufig setzte er die Mormonen nach der westlichen Culturgrenze in Bewegung. Mit grossem Tross passirten sie den gefrorenen Mississippi im Februar und liessen sich im westlichen Jowa nieder. Von hier aus machte Brigham Young jenseits der Rocky mountains mit einem Streifcorps seine Recognoscirung nach dem fernen Westen und gründete dort, damals auf mexikanischem Gebiet, Salt lake city in der Voraussetzung, für immer von den verhassten United States verschont zu bleiben. Dies fand 1847 statt, und die Mormonen wanderten nun in einer grossen Karawane durch das damals ganz wilde Indianergebiet, mit vielen Mühseligkeiten und Entbehrungen kämpfend wie ehemals die Juden nach dem gelobten Lande. Doch bereits das Jahr darauf wurde das jetzige Utah von Mexiko an die

United States abgetreten und hatte 20 Jahre später das besondere Unglück, in seiner Isolirung von der Pacific-Bahn berührt zu werden. Dadurch kam es wieder in den Contakt mit der übrigen Welt, so dass das Mormonenthum von Neuem ein öffentliches Aergerniss in den Vereinigten Staaten wurde und noch ist, durch den dort gewöhnlichen Lauf der Dinge aber bereits in seinem Fundamente erschüttert und in nicht zu ferner Zeit beseitigt sein wird.

Nachdem sich der ehemalige Präsident Brigham Young kurz vor der Auswanderung aus Jowa als Nachfolger von Joseph Smith dem Volke vorgestellt, nahm er damit die Prophetenwürde an. Nach seiner Lehre spricht Gott durch ihn wie ein Orakel zu seinem auserlesenen Volke. Er beansprucht Nachfolger Jesu Christi zu sein und wird von seinen Anhängern in der untern Volksschicht für ebenso mächtig und herrlich wie der Heiland selbst gehalten. Jesus wäre der erste Messias, Joseph Smith der zweite und Brigham Young der dritte. Das alte Testament bildet den Hauptanhalt und Abraham wie David, wahrscheinlich da sie ebenfalls mehrere Frauen besassen, sind die gefeiertsten Erzväter.

Getauft wird freilich noch immer im Namen Jesu Christi, doch hat der Muhamedanismus ebensoviel, wenn nicht mehr Aehnlichkeit mit dem Christenthum als das Mormonenthum. Young baute seine Herrschaft weiter aus und fügte namentlich fünf Jahre nach Antritt seines Prophetenamtes der Religion die Polygamie als Kirchengesetz hinzu, indem er vorgab, dieselbe sei dem Joseph Smith durch eine göttliche Offenbarung neun Jahre zuvor anbefohlen worden. Auch behauptete er, dass Joseph Smith mehrere Frauen gehabt habe. Die von Joseph Smith hinterlassene Familie bestreitet dies aber und hat ein Schisma in der Kirche veranlasst. Die abtrünnigen Josephiten wurden in Folge dessen von Brigham Young verfolgt und sind 1864 bis 1865 meist nach Jowa verzogen.

Ein anderes Schisma wurde von einem Joseph Morris 1860 veranlasst, doch wurden die meisten Anhänger desselben

von den Mormonenführern ermordet und ausgeplündert, nur einige 80 Familien retteten sich nach dem Territorium Idaho. Nach Brigham's Lehre haben die Männer im Paradiese verschiedenen Rang. Je mehr Frauen und Kinder Jemand hat, desto grösser wird sein Verdienst auf Erden und sein Ansehen im Himmel sein. Die Frauen kommen in den Himmel nur durch ihren Ehemann. Deshalb ist es für jedes Mädchen von grösster Wichtigkeit zu heirathen. Hat ihr Mann noch andere Frauen, und erduldet sie, auf Erden viele Zurücksetzungen und Kränkungen, so wird ihre Stellung im Himmel desto schöner. Ein sterbendes Mädchen lässt sich daher noch auf dem Sterbebette trauen und zwar womöglich an einen Diener der Kirche, da sie durch diesen einen höhern Rang im Himmel erhält. Brigham Young selbst schlägt solch Verlangen selten ab und ist in Folge dessen zu einer Anzahl Frauen gelangt, die er wohl selbst kaum berechnen kann; sie sind aus allen Altersklassen, Eine hat stets den Vorzug, die Favoritin zu sein.

Young ist an der Spitze von Allem und Jedem. Er ist der oberste Richter, ihm fliessen die grossen Revenüen aus dem Zehnten zu; er bestimmt allein, was sein ist, und was der Kirche gehört, er besitzt von Allem das Beste, die besten Fabriken, Farmen, Minen etc. Er vertheilt die Aemter und hat zur Regierung seines Volkes nächst seinen 12 Aposteln den Rath der 70 geschaffen, zu denen die Bischöfe und Aelteren gehören. Neben ihren Aemtern betreiben diese die einträglichsten Gewerbe im Lande, sind zum Theil Kaufleute, Fabrikanten und Gastwirthe und besitzen in Folge der guten Revenüen auch die meisten Frauen. Der unbemittelte Mormone hat nur eine Frau, erst wenn seine Verhältnisse sich verbessert haben, bewirbt er sich um mehrere. Zuweilen unterhalten die Frauen mit ihrer Arbeit nicht nur sich und ihre Kinder, sondern auch noch den Ehemann, aber es beruht auf einem Irrthum, wenn man glaubt, dass nur die Frauen arbeiten und die Männer zusehen. Im Allgemeinen zeichnet sich die ganze Secte durch grosse Arbeitsamkeit aus, und gehen die sogenannten Aelteren auch in dieser Hinsicht mit

gutem Beispiele voran. Dieselben sind von Brigham gut geschult, belehren das Volk, machen es fest in ihrer Religion und sorgen ebenso für dessen geistiges wie materielles Wohl. Für ihre Aemter werden sie nicht bezahlt, sind aber so gut gestellt, dass sie dies entbehren können.

Kommt ein Trupp neuer Anhänger an, so werden die Männer nach ihren Gewerben unter die Distrikte der verschiedenen Bischöfe so vertheilt, dass die Nachfrage nach den Verhältnissen möglichst befriedigt wird, wie dies in Preussen mit der Vertheilung der ausgehobenen Handwerker unter die verschiedenen Truppentheile geschieht. Der neue Ankömmling erhält seinen Acker, seine Sämereien, man baut ihm ein Haus und gewährt ihm allseitige Unterstützung, da er gewöhnlich Nichts mitbringt. Was ihm nicht durch freiwillige Unterstützung der Nachbarn zu Theil wird, leiht ihm der Bischof aus dem Vorrathshause des Staates gegen einen Schuldschein. Dafür gehorcht er demselben fortan willenlos. Sobald er etwas geerntet oder verdient hat, wird er zur Tilgung seiner Schuld angehalten und entrichtet hinfort den Zehnten von Allem, was er gewinnt.

Dieses Colonisations-System der Mormonen, durch welches nicht allein arme Leute bald zu Eigenthum gelangen, sondern auch neben dem materiellen Wohl des Einzelnen die Entwickelung des Staates so schnelle Fortschritte macht, hat die Bewunderung ihrer grössten Gegner hervorgerufen und bietet auch wohl die Hauptanziehungskraft für die armen Neubekehrten, die von der europäischen Mission zugeführt werden. Freilich hat sich der neue Mormone hinfort jeden Einspruch in seine Wirthschaft vom Bischof und den Aelteren gefallen zu lassen, aber er verträgt dies gern, da die Kirche es verlangt, und diese ihre Anhänger nicht nur in Gehorsam und Treue zu bewahren, sondern sogar für den Mormonenglauben zu fanatisiren weiss. Wir finden hier einen ausgebildeten wohl organisirten kleinen Staat im Staate, und zwar eine auf religiösen Fanatismus gestützte Autokratie des geistlichen wie weltlichen Oberhaupts Brigham Young, ähn-

lich der auf politischen Fanatismus und Tyrannei begründeten Autokratie des Lopez in Paraguay.

Wie es Lopez unangenehm war, Fremden Einblick in die Verhältnisse seines Landes zu gewähren, ebenso verhasst sind dem Young und dem zu Folge auch seinem ganzen Volke die Gentiles, wie alle Nichtmormonen in Utah heissen. Den Mormonen ist von Young verboten, von den Gentiles etwas zu kaufen, oder sie in irgend einer Weise zu unterstützen.

Die ersten Besucher von Salt lake city mussten sehr vorsichtig sein, und den dort sich niederlassenden Gentiles wurden alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Bei der dürftigen United Staates-Territorialgesetzgebung, die in Utah illusorisch ist, da sich die Mormonen selbst regieren, die Majorität haben und selten an die United States-Beamten appelliren, wurden die Gentiles von den Mormonen hoch besteuert und häufig verfolgt.

Beleidigung oder Widerstand gegen das Mormonenthum wurden von einer geheimen Polizei, die den Namen Daniten führte, mit dem Tode oder vielmehr durch Mord bestraft, indem der geheime Richter wohl bekannt aber nicht genannt war und ohne Verhör die Morde befahl. So wurde vor einigen Jahren der von den United States ernannte Secretär des Territoriums Rabbitt ermordet, der in Conflict mit Young gerathen war. Ein Mormone verklagte Young beim United States-Territorialgericht wegen ungerechter Freiheitsberaubung und wurde ermordet. Andere, die ihn verklagten, wurden vor Austrag des Prozesses ebenfalls aus dem Wege geräumt. 1866 und 1867 sind verschiedene Morde solcher Personen festgestellt, die sich niedergelassen oder unbequem gemacht hatten. Die Daniten waren allgemein bekannt und führten ihre Morde meist Nachts aus. Mormonische Zeitungen drohten United States-Beamten öffentlich mit dem Tode. Seitdem die Pacific-Bahn die Gentiles in Massen nach Utah führt, hört man von den Daniten weniger. Welcher rachsüchtige Charakter dem Young eigen sein muss, zeigt eine in den Vereinigten Staaten bekannte grausame That, die zu jener Zeit geschah,

als das Mormonengebiet noch vor Beginn des Baues der Pacific-Bahn von Auswandererzügen berührt wurde, welche ihren Weg von den Mississippi-Ländern nach den westlichen Territorien und Californien nahmen. Die Veranlassung bildete folgender Fall:

Ein Mormonen-Missionar Parley Pratt war in Arkansas von einem Manne erschossen worden, dessen Frau Pratt abwendig und zur Mormonin gemacht hatte. Einige Monate nachher passirte ein Auswandererzug aus jener Grafschaft in Arkansas, wo Pratt erschossen war, auf dem Wege nach Süd-Californien den Salz-See. Die kleine Karawane bestand aus 40 Wagen mit ungefähr 150 Männern, Frauen und Kindern. Bevor sie die westlichen Gebirge und Kaliwüsten betrat, wurden Vieh und andere Bedürfnisse von den Mormonen gekauft.

Als der Marsch darauf fortgesetzt wurde und das Lager am ersten Tage in der unmittelbaren Nähe mormonischer Farmen aufgeschlagen war, wurde die kleine Schaar am hellen Tage plötzlich von Indianern angegriffen oder vielmehr von Weissen die als Indianer verkleidet waren. Die Auswanderer, welche stets gewisse Vorsichtsmassregeln treffen, fochten von ihrer Wagenburg aus und hielten sich die Angreifer ab. Dieser Kriegszustand dauerte eine Woche, während welcher es den Vertheidigern schliesslich gelungen war, einen Wall mit Graben um die Wagenburg aufzuwerfen. Eines Tages stellte sich ein Mormone als Vermittler ein, der die Versicherung gab, dass die Indianer von ihrem Angriffe abstehen würden und die Auswanderer ihren Marsch fortsetzen könnten. Die Indianer zogen sich auch wirklich zurück, und viele Mormonen erschienen bald zum Besuch der Auswanderer in deren Lager. Kaum hatten sich diese in die Marschcolonne auseinander gezogen, als sie von allen Seiten angefallen und niedergemetzelt wurden. Nur 17 Kindern wurde das Leben geschenkt, von denen das älteste 6 Jahr alt war, daher zu jung um zuverlässiges Zeugniss abzulegen, doch sind die blutigen Scenen zum Theil in ihrem Gedächtniss geblieben, und erinnern sie sich, dass die Männer, welche

ihre Väter und Mütter vor ihren Augen hinschlachteten, englisch sprachen. Von Reisenden wurde später festgestellt, dass ein Theil der Sachen dieser Auswanderer in Salt lake city verkauft war, wo ein von den Auswanderern mitgeführtes Klavier, sowie eine von Brigham Young selbst sich angeeignete Equipage die Verräther spielten.

Seitdem die Mormonen wieder in nähere Verbindung mit der übrigen Welt getreten, also seit Eröffnung der Pacific-Bahn, sind ähnliche Gewaltthaten natürlich vermieden, da Young weiss, dass er die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten nicht bis zur Empörung reizen darf. Es möchte sonst leicht ein kurzer Prozess mit dem ganzen Mormonenthum gemacht werden. Die Aufnahme Utah's mit seinen ca. 100,000 Einwohnern als Staat in die Union, ist demselben versagt geblieben, trotzdem es mehr Einwohner hat, wie zehn andere Staaten, um eben dem Mormonenthum keine andere Vertretung in Washington zu geben, wie den jedem Territorium zustehenden Delegaten, der im Repräsentanten-Hause wohl sprechen, aber nicht stimmen darf.

Zur Aufrechthaltung der United States-Gesetze entsendet der Präsident von Washington in jedes Territorium den Gouverneur mit den nöthigen Verwaltungsbeamten und eine Unions-Gerichtsbehörde, bestehend aus einem Oberrichter und zwei Unterrichtern, einem Staatsanwalt und zur Ausführung einen Staaten-Marschall. Die Selbstconstruction der Gemeinden, Distrikte etc. ist den Bewohnern Utah's aber ebenso überlassen wie denen aller anderen Territorien. Bei der völligen Verschmelzung von Staat und Kirche innerhalb der Mormonen hat die Selbstverwaltung zu Verhältnissen geführt, wie wir sie bereits kennen gelernt. Die Unterordnung aller politischen und socialen Organisationen unter die kirchlichen macht es möglich, dass der offene Conflict mit der Union bisher sorgfältig vermieden wurde, wenn auch der passive Widerstand namentlich in der ersten Zeit häufig zum Vorschein gekommen ist. Der von der Union eingesetzte Gouverneur wurde in den ersten Jahren gar nicht als vorhanden angesehen. Als die Mormonen 1856 schliesslich das Unions-

gericht einmal zwangen, seine Sitzung zu schliessen, verliessen die Beamten das Territorium. Der United States-Präsident sandte darauf einige 1000 Mann zur Execution, die Mormonen griffen zu den Waffen und besetzten die Pässe des Wahsatch-Gebirges. Erst als sie im folgenden Jahre von der grossen Aufregung in den Vereinigten Staaten Kenntniss erhalten hatten und grössere Truppenzusammenziehungen im Werke waren, sandten sie Unterhändler und unterwarfen sich. Die Territorialbeamten wurden wieder eingesetzt und 3000 Mann United States-Truppen zur Unterstützung derselben nach dem Lager Douglas unweit Salt lake city gesandt.

An das Unions-Territorialgericht sind bisjetzt, wie ich schon erwähnte, mormonischerseits nur selten Klagen gelangt, da Brigham Young Nichts so weit kommen lässt, sondern Alles selbst erledigt. Auch wurde den United States-Beamten wie an vielen anderen Orten Bestechlichkeit nachgesagt, so dass dieselbe in Verbindung mit vielen Schwierigkeiten, die Young ihnen zu bereiten wusste, den Einfluss der Unions-Regierung wenig hat zur Geltung kommen lassen.

Nur der Mormonen wegen wurde in Washington das Verbot der Bigamie zum Staatsgesetz erhoben. Young selbst sprach demselben Hohn, indem ihm seitdem mehrere Dutzend Frauen angetraut sind, und doch ist er deswegen nur einmal von einem energischen Richter zur Verantwortung gezogen, ohne dass ihn dieser Prozess lange der Freiheit beraubt hätte.

Bald nach Eröffnung der Pacific-Bahn hatte es den Anschein, als ob die Aufregung über die Mormonen-Wirthschaft in den Vereinigten Staaten so gross sei, dass die Union das Mormonenthum gewaltsam unterdrücken würde. Sicherlich wäre es mit den durch Brigham Young fanatisirten Mormonen, wie er selbst erklärte, zum hartnäckigen Kampfe gekommen, hätte man nicht eingesehen, dass die Eisenbahn dies Blutvergiessen unnöthig macht. Mit ihr kommen so viele Gentiles nach Utah, dass ihre Anzahl in stetem Zunehmen begriffen ist.

Die Gebirge in Utah sind mineralreich und wenig erforscht, da Brigham Young mit Recht in den Minen eine

Gefahr für sein Volk sieht, das er lieber zum Ackerbau anhält; doch die Gentiles haben bereits verschiedene Minen erschlossen. Der sich in Salt lake city concentrirende Handel führt ebenfalls viele Fremde herbei. Statt daher mit bedeutenden Kosten ein besonderes Heer zur Ausrottung der Mormonen aufzustellen, findet es die öffentliche Meinung viel einfacher, die Zeit abzuwarten, wo die Gentiles die Majorität in Utah erlangen und dann die mormonischen Missbräuche ohne Blutvergiessen zu massregeln. Jetzt sind die Gentiles noch sehr in der Minorität. Gegen Unbill gewährt ihnen die Anwesenheit der Unionstruppen in Camp Douglas einen angenehmen Rückhalt, zu denen auch verschiedene Mormonen und namentlich viele junge Mädchen geflüchtet sind, welche den ihnen aufgedrungenen Verheirathungen entgehen wollten.

Der Einfluss der Einwanderung macht sich bereits dadurch bemerkbar, dass Young zu vielen Excommunicationen seine Zuflucht nimmt, und viele junge Männer nur eine Frau besitzen, um ihr Eigenthum später nicht zu verlieren, wenn die Gentiles die Majorität haben und durch ihre Jury alle Polygamisten zum Verlust des Bürgerrechtes sowie der Besitztitel verurtheilen. Auch die ganze Organisation der Städte in Utah wie Salt lake city und Ogden hat noch einen provisorischen Charakter, da ihnen die rechtliche Grundlage erst durch ein „Charter“ zu Theil wird, den nur Staaten aber nicht Territorien auszustellen befugt sind. Eine sich mächtig genug fühlende Majorität in dem zukünftigen Staate kann daher recht erhebliche Veränderungen vornehmen.

Brigham Young sieht mit seinen nicht weniger schlauen Aposteln die Auflösung des Mormonenthums am Salt lake im Anmarsch. Bei dem rapiden Vorschreiten der Cultur sowohl vom Mississippi wie von der Pacific-Küste her müssen sie erkennen, dass sich ihr Staat in nicht 100 Jahren in Mitte civilisirter Landstriche befinden wird, durch deren Contakt das Mormonenthum zerfallen muss, wenn es sich bis dahin der Einwanderung gegenüber noch erhalten hat.

Nur eine neue Auswanderung kann es vor Auflösung bewahren. Aber wohin? Die kalten Polargegenden sagen

dem fleissigen Volke ebensowenig zu wie die heissen Tropen, wo die Lust zur Arbeit vergeht. In Amerika finden sie daher keine Zufluchtsstätte. Brigham Young hat nun bereits Emissäre nach Asien und Afrika ausgesandt, um ein neues Land zu recognosciren. 1872 waren zu diesem Zwecke mehrere der angesehensten Führer in Klein-Asien und Palästina. Kein Land möchte auch für die Mormonen geeigneter sein wie die Türkei. Als ein friedliches thätiges Volk könnten sie auf dem klassischen Boden Kleinasiens durch ihre Arbeitsamkeit den Muselmännern ein Vorbild geben, die sich gewiss geschmeichelt fühlen werden, von einem ehemals christlichen Volke ihre Sitte der Vielweiberei angenommen zu sehen. Das Verlassen der jetzigen Heimath, wo die Arbeitskraft einer ganzen Generation in Urbarmachung liegender Gründe und Baulichkeiten grosse Reichthümer geschaffen hat, wird in nächster Zukunft kaum zur Ausführung kommen. Erst wenn sich so viele Gentiles in Utah niedergelassen haben, dass die bisherigen Wohnplätze oder wenigstens ein Theil derselben verkäuflich geworden sind, möchte sich diese Volkswanderung vollziehen.

Young scheint schon dazu vorbereitende Schritte zu thun er verhindert den Zuzug der Mormonen nach den Städten und dehnt die Ansiedelungen nördlich nach dem Territorium Idaho sowie südlich nach Arizona möglichst aus; so dass es den Bewohnern dereinst nicht schwer fallen wird, sich von ihren primitiven Wohnsitzen zu trennen. Das Mormonengebiet hat jetzt eine Länge von circa 130 deutschen Meilen, bei nur 12 Meilen durchschnittlicher Breite, im Osten durch die Rocky mountains und im Westen durch die grosse Kali-Wüste begrenzt, die allmählich zu der Sierra Nevada aufsteigt. Im Süden besitzt es in dem Rio Colorado einen zum Pacific-Ocean fliessenden schiffbaren Strom, der bei einer etwaigen allgemeinen transatlantischen Auswanderung von besonderem Werthe sein könnte. Sollte Brigham Young einst den Aufbruch befehlen, so werden die auf 80 bis 90 Procent zu veranschlagenden wirklich überzeugten Mormonen unweigerlich seinem Rufe folgen, doch wird er schwerlich zu

diesem Entschlusse kommen und seine ihm lieb gewordenen Reichthümer verlassen, wenn er es irgend vermeiden kann. Nach seinem Tode ist bereits für einen Nachfolger gesorgt, der nicht minder schlau und selbstsüchtig sein soll wie Young. Er heisst George A. Smidt und steht als Vicepräsident an der Spitze der 12 Apostel.

Bevor ich die latter day saints (Heilige der letzten Tage), wie sich die Mormonen zu nennen lieben; verlasse, muss ich noch einmal auf Salt lake city zurückkommen. Dem an mexikanische Eigenthümlichkeiten gewohnten Auge macht sich hier ein auffallender Mangel an Bar-rooms bemerkbar, die man in den übrigen Städten in nicht geringerer Zahl antrifft wie bei uns die Gast- und Schänkwirthschaften. Brigham Young gehört zu den Mässigkeitsfreunden und seinem Beispiele müssen die latter day saints folgen, denen alle Spirituosen verboten sind. Angetrunkene Leute gehören stets den Gentiles an und werden von der ganz vortrefflichen Polizei sofort in Gewahrsam genommen. Brigham Young hat über den beiden Schwefelquellen in Mitte der Stadt hölzerne Hütten errichtet, in denen ein Bad von 92 Grad Fahrenheit nach der langen Eisenbahnfahrt recht wohlthuend war.

Auch für Abendunterhaltung hat der an Alles denkende Mann gesorgt. Für 200,000 Dollars hat er selbst ein Theater gebaut, doch nicht bloss zum Amusement, sondern echt klassisch zur Bildung seines Volkes, da Akademien oder höhere Lehranstalten in Utah nicht bestehen. Das Personal ergänzt sich aus den dazu qualificirtesten Mormonen, nur für die ersten Rollen werden fremde Schauspieler engagirt. Youngs Schwiegersohn Clawson ist Theater-Director und scheint gute Vorstudien gemacht zu haben, denn das Spiel war gut, ebenso Musik, Decorationen, Anzüge. Unmoralische Stücke sind verbannt. Youngs eigene Töchter Emily und Zinna gehen mit gutem Beispiel voran, indem sie selbst auf Wunsch ihres Vaters auftreten, damit die Talente, wo sie entdeckt werden, keinen Grund haben, sich der Bühne zu entziehen.

Das Theater ist auf 1500 Zuschauer berechnet, enthält drei Gallerien und ein Parket, welches letztere nur für die Saints mit ihren zahlreichen Familien reservirt ist. Von den beiden Prosceniumslogen ist eine für die Spielenden, die andere für den Theatereigenthümer Young bestimmt, der hier mit einem Theile seiner Familie in der Regel den Abend zubringt und sich das ziemlich hohe Entrée nicht ausschliesslich in Geld sondern von seinen Glaubensgenossen auch in Anweisungen auf ein Aequivalent von Feldfrüchten entrichten lässt. Das Publikum, unter welchem sich natürlich viele Kinder befinden, ist mit überwältigender Majorität den Bühnenhelden sehr dankbar und leicht zu erheitern. Vor 10 ist Theater geschlossen, damit Niemand am folgenden Morgen seine Arbeit versäumt.

Wir nehmen nun von diesem ebenso arbeitsamen wie verblendeten Volke Abschied, das noch harten Prüfungen entgegen sieht und bis zu dieser Zeit von einer Rotte intelligenter eigennütziger Yankees ausgenutzt wird.

Die Amerikaner fühlen den Widerspruch dieses Sonderstaates mit der Union, lassen ihn aber gewähren, weil sie in der Zeit und der mit ihr verbundenen Ueberfluthung des Mormonenstaates durch Gentiles eine Abstellung der Missbräuche für unausbleiblich halten. Gründe für ein gewaltsames Einschreiten sind hinreichend vorhanden, doch würde nach erbittertem Kampfe das ganze Bassin des Salt lake, welches jetzt in den Ländern zwischen Rocky mountains und der Sierra Nevada den blühendsten Theil bildet, wieder zur Wüste werden, denn eine ackerbautreibende Einwanderung findet in der Union noch andere weite Länderstrecken, die sowohl fruchtbarer sind, als auch dem grossen Weltverkehr näher gerückt liegen.

Neuntes Capitel.

Pacific-Bahn von Uintah über die Rocky-mountains. — Pullmann's Cars. — Echo Cannon. — Laramie. — Sherman-Station. — Cheyenne-Station. — Prairien. — Denver. — Büffel. — Indianer.

In einem Pullmann'schen sleeping car setzte ich die Reise von Uintah nach St. Joseph am Missouri, gewöhnlich St. Jo genannt, fort. Dieser Pullmann ist Schöpfer des amerikanischen Eisenbahn-Comforts, der vielen europäischen Eisenbahnen noch manches Nachahmungswerthe bietet. Herr Pullmann schloss mit den meisten Eisenbahn-Gesellschaften, welche Express trains auf weite Distanzen befördern, Contrakte ab, durch welche die ihm angehörenden Waggons mit befördert wurden. Diese elegant eingerichtet, bieten dem blos bei Tage Reisenden einen geräumigen Salon dar, dem bei Nacht Reisenden ein breites bequemes Bett, ferner Toilettenzimmer für die Reisenden oder auch besondere Cajüten zu zwei und mehr Personen.

Bei langen Fahrten liess Herr Pullmann zu den Mahlzeiten auf die nöthige Zeit einen Esssalonwagen mit guter Restauration anhängen. Jeder Wagen hat einen Schwarzen zur Bedienung der Passagiere und einen Conducteur, der von jedem eintretenden Passagier zwei bis drei Dollars auf je 24 Stunden, und nur einen halben Dollar von einem Tages-Passagier im Salon einkassirt. Die Eisenbahn-Kasse ist hierdurch nicht incommodirt, da jeder Passagier sein gewöhn-

liches Billet gelöst haben muss, bevor er den Salonwagen betritt. Auf weite Strecken gehen von den Wagen oft nur Pullmann's Cars ohne Wagenwechsel durch.

Der in ihnen Reisende hat ausserdem die Annehmlichkeit, sich stets in besserer Gesellschaft zu befinden, da auf Eisenbahnen die republikanische Gleichheit gewahrt ist, indem nur eine Wagenklasse existirt. Eine Ausnahme machen auf den von der atlantischen Küste nach den Westen führenden Linien die Einwanderer, für welche behufs billigerer Fahrpreise eine besondere zweite Klasse eingerichtet ist.

Pullmann's Unternehmen gewann bald solche Ausdehnung, dass seine gut rentirende Schöpfung in die Hände einer angesehenen Actien-Gesellschaft übergegangen ist, die gewöhnlich 10 Procent Dividende zahlt.

Nach dem Verlassen von Uintah durcheilt der Zug den letzten cultivirten Theil des Mormonengebietes. Man wirft den letzten Blick auf den Salt Lake und vertauscht die Fernsicht mit dem Anblicke zerklüfteter Felspartien, durch welche sich die Bahn auf einem schmalen Einschnitt durchschlängelt, der von der Natur gebildet, durch Menschenhand erweitert und benutzbar gemacht ist. Man passirt das Devil's Gate (Teufelsthor), ein Einschnitt, dessen Böschungen ganz steil über 300 Fuss aufsteigen. Bald darauf rauschte der Weber River tief unter unseren Füssen, der mehrmals verschwindet und wieder zu Tage tritt. An den Abhängen gewahrt man nur Gebüsche, doch ein Baum springt in die Augen, der aus einer Spalte der zerrissenen Gebirgslandschaft emporragt. Er erwarb sich den Namen „1000-Meilenbaum", weil es der erste ansehnliche Baum war, den die Eisenbahnarbeiter antrafen, welche von Omaha am Missouri nach Westen zu zu bauen anfingen.

Die Bahn führt nun durch Einschnitte, die das Devil's Gate an Grossartigkeit bedeutend übertreffen. In das sich aufthürmende Gebirge hat die Natur einige imposante 1000 Fuss tiefe, stollenähnliche Pässe eingeschnitten, die den spanischen Namen „Cannons" führen.

Nach Weber Cannon wird Echo Cannon passirt, wo die

Mormonen 1857 den gegen sie vom Präsidenten Buchanan entsandten Executions-Truppen von 2500 Mann unter General Johnson Widerstand entgegen setzten. Der Pass war so gut befestigt und besetzt, dass General Johnson die Fortsetzung der Expedition damals aufgab und abzog.

Als im folgenden Frühjahre stärkere Kräfte in der Nähe mehrerer Pässe zu dieser Expedition concentrirt wurden, liess Young durch Abgesandte um Verzeihung bitten, worauf die U. S.-Truppen friedlich einrückten und den Gouverneur einsetzten.

Die Gegend von Utah bis Wahsatch ist eine der malerischsten der ganzen Pacific-Bahn. Seit dem Betreten dieser Gebirgs-Partien befinden wir uns in den Rocky mountains und damit in dem auf Seite 140 bezeichneten zweiten Abschnitte der weiten Ländermassen zwischen der Sierra Nevada und dem Missouri.

Ueber einen Tag durcheilten wir dies Gebirge, ohne dass wir dasselbe bemerkten. Es erhebt sich allmählich bis zur Sherman-Station, dem höchsten Punkte der ganzen Pacific-Bahn, 8262 Fuss hoch und fällt ebenso allmählich ab, bis man bei Cheyenne den dritten Abschnitt, die Plains (Ebenen) betritt.

In der Ferne sieht man auf dieser Tour verschiedene höhere Gebirgsketten, bald näher bald weiter entfernt von der Bahn, sich erheben. Wenn nicht bei Fort Steele eine solche passirt würde und die spärliche Vegetation auf den Prairien zu beiden Seiten der Bahn die Höhe des Gebirges markirte, so würde man glauben, sich bereits in der Tief-Ebene zu befinden.

Wir waren in Wahsatch angelangt, wo das zweite Frühstück, der Lunch, eingenommen wurde. Wie viele andere, durch den Bau der Bahn entstandene Orte geniesst Wahsatch eines üblen Rufs. Auf dem nahen Kirchhofe mit ca. 20 Gräbern soll noch Niemand begraben sein, der eines natürlichen Todes gestorben wäre.

Wir passirten nun einen Theil der Bahn, der höchst flüchtig construirt war. Der Bahndamm war so schmal, dass

die Enden der Schwellen in der Luft schwebten und die Erde an den Böschungen herunterbröckelte.

Der Locomotivführer fuhr deshalb auch mit einer Geschwindigkeit, dass man daneben zu Fuss im Schritt hätte mitkommen können.

Man sah an einzelnen Stellen das ganze Geleise durch das Gewicht der Wagen sich senken. Mehrere Hundert Arbeiter waren hier beschäftigt, den Schaden, welchen jeder Zug anrichtete, auszubessern, und den Bahnbau eigentlich erst zu vollenden, was hier leicht möglich war, da von jeder Seite nur ein Zug täglich abgelassen wurde.

Ueber zwei Holzbrücken ging es weiter, die nicht unerheblich wiegten; der Schnee fiel bei dieser Bewegung von den Balken, schliesslich blieb der Zug halten; das von der Sonne herrührende Schneewasser hatte den Fahrdamm weggespült. Arbeiter waren bereits zur Stelle, die den Damm wieder aufwarfen, Schwellen und Schienen legten und so die Weiterfahrt nach zwei Stunden Aufenthaltes ermöglichten.

Beim weiteren Steigen der Bahn fing es an zu schneien, es schneite immer mehr; nach dem Passiren einiger Stationen auf freiem Felde hiess es plötzlich wieder Halt! Eine Locomotive mit Arbeiterwagen kam uns entgegen, doch wurde beiderseitig noch zur rechten Zeit parirt, so dass wir mit einem kleinen Puff davon kamen.

Nachdem der Green River passirt, an dessen Ufer sich Sandsteinformationen entlang ziehen, und nachdem in Green River City ein erwärmender Whisky Tody eingenommen war, durcheilte der Zug öde Gegenden, so dass man Nichts versäumte, wenn man sich in der nun einbrechenden Nacht dem Schlummer überliess. Ich hatte das Unglück, ein paar so starke Schnarcher zu Nachbaren zu haben, dass ich mein Bett wieder verliess und in einem anderen Wagen Unterhaltung suchte.

Vor der Station Rawlings Springs ist die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und Pacific-Ocean. Obgleich dieser von Nordwest nach Südost ziehende Kamm ca. 1000 Fuss niedriger ist wie die ca. 50 deutsche Meilen weiter

östlich liegende bei Sherman-Station, so bildet er doch die Wasserscheide.

Die Gegend ist trostlos, ohne Baum und Strauch, nur ein Kraut, Sage Brush, bedeckte den Boden, wo dies nicht der Schnee that.

Spät am Abend wurde bei Fort Steele der North Platte River und eine Felsenkette passirt, in welcher die Vorsehung für die Eisenbahn einen natürlichen Einschnitt gelassen hat. Wie an einigen anderen Stationen befinden sich auch hier zur Sicherung der Bahn gegen Indianer einige Compagnien U. S.-Truppen stationirt; keine beneidenswerthe Garnison in Mitte dieser trostlosen Landstriche!

Wir verloren durch die Dunkelheit der Nacht keinen Genuss, da die Gegend gleich einer Wüste sein soll. Mitten in jenen öden Gefilden hat die Eisenbahn-Compagnie ausgedehnte Kohlenlager von vorzüglichster Qualität entdeckt, die ihr sehr zu Statten kommen, da sie sonst den ganzen Bedarf auf Hunderte von Meilen heranziehen müsste, während sie nun ihre Kohlen von hier bis nach Omaha. sendet.

Gegen Morgen kamen die am Horizont gelegenen Gebirgsketten endlich näher, so dass die Bahn gleichsam durch einen breiten Pass führte. Die Vegetation wird hier besser, die Gräser fetter, die ersten Antilopen kommen zum Vorschein. Sie haben sich schneller als die Büffel an das Geräusch der Dampfwagen gewöhnt.

Auf wenige 100 Schritt von der Bahn halten sie Stand, äugen wohl mitunter herüber, lassen sich aber beim Aesen selten einmal stören, trotzdem es dem Jäger schwer wird, sie bei ihrem feinen Gehör auf 500 Schritt anzupirschen.

Bald waren wir auf einer über 6000 Fuss hohen Hochebene, Laramie-Plains genannt, welche vorzügliche Weiden darbietet. Diese eigenthümliche Erscheinung fruchtbarer Hochebenen von ca. 6000 Fuss Höhe findet man auf dem ganzen Zuge der Rocky mountains durch das weiter südlich gelegene Territorium Colorado, wo sie nicht Plains, sondern Parks genannt werden. Hunderte von Antilopen wurden

nun sichtbar. Sie halten nie so eng zusammen wie die Büffel, sondern sind stets in einer gewissen Entfernung von einander. Wer mehr Glück hat als ich, kann hier auch schon Büffelheerden antreffen.

In Laramie-Station, 7175 Fuss hoch, wurden wir durch ein grosses Stationsgebäude mit reinlichem Saale und vortrefflichem Frühstück überrascht. Die Antilopensteaks waren gut und schmeckten wie Rehbraten.

Die Bahn stieg jetzt mit den sie begleitenden fruchtbaren Laramie-Plains steil bergan, in fünf deutschen Meilen 1000 Fuss.

Bevor wir den höchsten Punkt der ganzen Pacific-Bahn, Sherman-Station erreichten, war $^3/_4$ Meile vorher bei Dale Creek noch eine 650 Fuss lange und ca. 126 Fuss hohe hölzerne Brücke zu passiren, deren elastisches Balkengewebe wieder sehr zerbrechlich aussah und das freie Athmen manchen Passagiers beschwerte, jedoch seinen Dienst thun wird, bis es nach einiger Zeit durch Steine oder Eisen ersetzt werden wird.

Man baut in Amerika nicht Alles gleich perfect, sondern vor Allem schnell, um sobald als möglich Interessen aus dem Bau zu ziehen, mit diesen verbessert man dann die Bahn. Die beste Sicherheit für das Publicum liegt darin, dass bei Unglücksfällen jeder Betheiligte seinen Schaden nach Willkür bemessen kann, und die Gerichtshöfe grundsätzlich stets gegen alle Transportgesellschaften entscheiden, wenn die Höhe des Schadens nur einigermaassen bewiesen werden kann. Dies ist die beste Strafe gegen die Eisenbahn-Unternehmer für mangelhafte Bauten und schlechte Instandhaltung des Materials. Jede solcher Gesellschaften bleibt auch verantwortlich für die Fahrlässigkeit ihres ganzen Beamten- und Arbeiter-Personals.

Bei Eisenbahnunfällen senden die Directionen sofort Delegirte nach dem Unglücksplatze, um mit den Betheiligten womöglich Kompromisse abzuschliessen, doch die schlauen Yankees stellen ihre Berechnung lieber später auf.

Uebrigens kommen in den Vereinigten Staaten durchaus

nicht mehr Eisenbahn-Unfälle im Verhältniss zur Länge der Bahnen vor als in anderen Staaten, z. B. in Deutschland, das am 1. Januar 1873 22,918 Kilometer Eisenbahnen besass, während die Vereinigten Staaten zur selben Zeit 107,992 Kilometer im Betriebe hatten, also $4^1/_2$ mal mehr.

Die Gegend um Sherman-Station sieht kahl und frostig aus. Einige vereinzelte Felsmassen springen dann und wann aus der weiten Hochebene hervor; Alles scheint bei der sehr dünnen Luft sehr nahe zu liegen. Im Südwesten sieht man von diesem 8262 Fuss hohen Punkte am Horizonte die schneebedeckten Spitzen der bereits passirten Wahsatch-Kette, und im fernen Norden die mit dunklem Nadelholz bedeckten Black Hills (schwarzen Hügel) von Wyoming liegen, deren Eisen- und Kohlenreichthum die ganze Gegend lebhafter machen wird, wenn erst die Zeit gekommen ist, wo die Hebung dieser Schätze hier im fernen Westen dem unternehmenden Amerikaner Ertrag bringt. Jetzt bilden die Wohnungen für die Bahnbeamten die einzigen Gebäude.

Eine Kohlenstation ist hier nicht nöthig, da der Zug, welcher diesen höchsten Punkt erreicht hat, mit Locomotive ohne Dampf fährt, und zwar mit einer Schnelligkeit, dass damals, wo die Pacificbahn im schlechtesten Rufe stand, uns Passagieren mehr oder weniger fraglich wurde, ob solche fliegende Geschwindigkeit in der Absicht des Führers liege.

Noch mehrere kleine Felsenketten traten uns näher, dann bemerkte man nichts weiter von Gebirge als die in einer glatten Fläche und nur durch den scharfen Abfall bis Cheyenne sich markirenden östlichen Abhänge der Rocky mountains. Je weiter nach Osten oder je tiefer hinunter, desto fruchtbarer die Weide, was die vielen Antilopen beweisen, die man hier wieder sieht. Die Gegend bleibt aber einförmig, kein Wald, keine andere Ansiedelung als die wenigen Holzbuden an den vielen Stationen.

In vier Stunden fuhren wir von Laramie nach Cheyenne, von wo jetzt bereits eine andere Bahn, die Kansas-Pacific-Bahn südlich nach Denver und demnächst östlich nach St. Louis führt. Sie bildet die Verkehrs-Ader des Staates Kansas

und des Territoriums Colorado, während die Union-Pacific-Bahn über Cheyenne nach Omaha dasselbe für das Territorium Wyoming und den Staat Nebraska ist.

Mit Cheyenne sind wir in den auf Seite 140 bezeichneten dritten Abschnitt getreten, der zwischen den Rocky mountains und dem Missouri liegt. Bis 1851 waren diese weiten Länderstrecken noch ziemlich unbekannt und ohne Namen. Die frühesten amerikanischen Karten zeigen diese Gegenden als von den Dakotas bewohnt; eine indianische Bezeichnung für „verbunden, alliirt". Eine Anzahl Indianerstämme beherrschte diese Gegenden, von denen der dort jetzt noch lebende und wohl zahlreichste Stamm der Sioux der mächtigste war.

Die Nachrichten bis 1851 stützten sich hauptsächlich auf zwei Recognoscirungsreisen des vom Congress dazu entsandten Major Long, welcher berichtete, dass westlich des 20. Längengrades (von Washington aus gerechnet), unter welcher Höhe ungefähr die westliche Grenze des Mississippi laufe, bis zu den Rocky mountains unabsehbare Ebenen lägen, welche fast überall mit Sand und an vielen Stellen mit Granitmassen bedeckt seien, so dass dort keine Cultur möglich wäre. Im Sommer seien diese Ebenen ohne alles Wasser und Nichts sei an lebenden Wesen zu entdecken als Heerden von Büffeln und wilden Pferden und einige aber wenig zahlreiche Indianerstämme.

Dass die zahlreichen Indianerstämme vor seinen von der Regierung wohl ausgestatteten Expeditionen in ihrem angeborenen Misstrauen sich zurückzogen, erscheint sehr natürlich. Die Natur des Landes kennt man jetzt aber besser und weiss, dass wo sich Büffelheerden zeigen, sowohl Wasser wie fruchtbare Landstrecken vorhanden sein müssen.

Nach den Mormonen, die schon 1850 das Territorium Utah bildeten, passirten 1851 die ersten Einwanderer den Missouri.

Bald war von den neuen Ansiedlern der Grund zu den Städten Omaha, Nebraska, Atchison und Leavenworth gelegt, die Einwanderung nahm immer grössere Dimensionen

an, und so entstanden in den sechziger Jahren die Staaten und Territorien, welche wir jetzt auf der Karte zwischen dem Missouri und den Pacific-Staaten sehen.

Sie sind noch nicht in allen ihren Theilen recognoscirt, doch kennt man schon ihre allgemeine Beschaffenheit. Die früher für ganz eben und unfruchtbar gehaltenen Prairien haben sich als ein welliges Land erwiesen, das an verschiedenen Stellen von kleineren Höhenzügen durchschnitten ist. So fruchtbar zum grossen Theile diese Prairien sind und noch für viele Millionen von Einwanderern namentlich an den Flussthälern entlang die schönsten Wohnsitze bieten, so mineralreich haben sich die Rocky mountains erwiesen, in denen durch die Explorers (Privaterforscher) beständig neue Minen entdeckt werden. Hiernach theilt sich auch die Einwanderung in zwei verschiedene Klassen, die je nach ihrem Uebergewicht den Staaten das besondere Gepräge giebt.

Die Staaten am Missouri und Mississippi sind entschieden ackerbautreibende, die ihre Culturgrenze immer weiter nach Westen vorschieben, und dadurch die Indianer immer mehr zurückdrängen. Nur durch die Eisenbahnen stehen sie im sicheren Verkehr mit den Staaten westlich dieser Prairien, in denen der Bergbau die Hauptrolle spielt, wenn auch die fruchtbaren Thäler in der Nähe der Minen schnell ihre Anziehungskraft üben.

Den Bergleuten folgen daher bald die ackerbauenden Einwanderer, welche die lange Wanderung zum gemeinsamen Schutze in grösseren Zügen mit Wagen und Vieh auf gewissen Richt-Wegen durch die Plains zurücklegen.

Wie Salt lake city die bedeutendste Stadt zwischen Sierra Nevada und Rocky mountains ist, so ist Denver die bedeutendste Stadt zwischen Missouri und den Rocky mountains, an deren Abhange sie liegt. Sie verdankt ihr Entstehen dem Mineralreichthum des nahen Gebirges und demzufolge einer üblen Sorte von Menschen, die sich hier im sogenannten Westen an solchen Orten, wo Schätze zu heben sind, immer zusammenfinden.

Das progressive Wachsen des Ortes wird wohl von Be-

stand sein, da er neben den Mineralien auch fruchtbare Umgebungen und hinreichend Wasser durch den South Platte Fluss besitzt.

Das Vigilance-Committee und die Lynch-Justiz haben bereits einem geordneten Gerichtsverfahren und guter Polizei Platz gemacht. Von 4000 Einwohnern, die Denver 1866 hatte, war die Zahl 1872 bereits auf über 20,000 gestiegen. Kirchen, Schulen, Hôtels, Theater, eine Rennbahn u. s. w. geben Zeugniss von der Entwickelung der Gesellschaft. Denver ist die Hauptstadt Colorado's, des ältesten Territoriums in den Rocky mountains, das 1861 gegründet wurde.

Nur der von diesem Gebirge durchzogene, mittlere Theil ist stellenweise kultivirt. Dort treffen wir auf den Hochebenen von 5—7000 Fuss Höhe jene üppigen Fluren und Wälder, die den Namen Parks erhalten haben, und von den Gewässern durchflossen werden, welche nach Westen dem Rio Colorado und Pacific-Ocean, nach Osten dem Mississippi und atlantischen Ocean zuströmen.

Diese Parks werden von Höhenzügen begrenzt und durchschnitten, deren Spitzen 9—15,000 Fuss hoch sich erheben und so mineralreich sind, dass die Ausbeute bisher fast überall gelohnt hat. Im Norden ist der North-Park, südlich davon der Middle-Park, dann kommt der South-Park, und am südlichsten der San Luis-Park.

Der Theil westlich der Rocky mountains ist noch ziemlich unerforscht und derjenige östlich der Linie Denver-Pueblo ist meist in den Händen der Indianer.

Das Territorium würde, wenn es eine Küste hätte, mit Californien zu vergleichen sein; gleichwie jenes zieht es viele Einwanderer durch seine reichen Erze an und besitzt ähnliche Reichthümer in seinem fruchtbaren Boden; doch ohne Küste und ohne schiffbaren Strom wird es immer nur auf zweiter Stufe rangiren können. Ausser grossen Kohlenlagern und Eisenerzen werden fast alle anderen Metalle gefunden; es kommen Quarze vor, die Gold, Silber, Blei und Kupfer gleichzeitig enthalten. Wenn der Rio Arkansas schiffbar wäre, so würde hier die beste Gelegenheit sein für euro-

päische Schmelz- und Amalgamirwerke, die Erze zu kaufen, zumal die Tonne Quarz zu miniren wegen des bereits billigeren Unterhalts der Bergleute hier nur 5 Dollars kostet, gegen 8 Dollars in Montana.

Die Zahl der in Denver mündenden Eisenbahnen wird sich bald um viele vermehren und das rapide Aufblühen der Stadt befördern, wie solches eben nur im nordamerikanischen Westen möglich ist, wohin sich der Hauptstrom der Einwanderung nun einmal ergiesst. Da Denver neben seinen natürlichen Reichthümern auch noch viele Naturschönheiten bieten soll, so thut es mir leid, dass ich nicht dort war. Die Eisenbahn von Cheyenne nach Denver war noch nicht fertig, und eine Bekanntschaft mit den Arapahoe- oder Cheyenne-Indianern auf ihren Jagdgründen zu machen, lag auf dieser meiner Rücktour nach $2^1/_2$jähriger Abwesenheit nicht in meinen Wünschen.

Wir waren um 11 Uhr Morgens in Cheyenne City angelangt, einer jener Städte, welche in Folge des Baues der Pacificbahn entstanden sind und keinen anderen Hinterhalt haben. 1867 besass sie nur ein Haus, aber bald darauf eine Bevölkerung von 6000 Menschen, welche auf die Hälfte herabsank, als sich der Bahnbau entfernte. Sie geht noch immer mehr zurück, da sie den Typus einer Hölle beibehalten hat, wo Räuber, Diebe, Mörder und professionirte Spieler ihre Orgien feiern, das vierte Haus ein Trinkhaus ist, das achte ein Spielhaus, und Tag wie Nacht Schüsse fallen von Leuten, die sich oder Andern das Leben nehmen.

In Cheyenne erhielt ich das erste amerikanische Papiergeld, die Greenbacks; in Californien nahm sie Niemand an, nur Gold, Silber und Nickelmünzen waren dort im Umlauf; eigenthümlich, dass das Staatspapiergeld nicht einmal im eigenen Lande überall als Zahlung angenommen wird. Seit Cheyenne sah ich nur Papiergeld, und nicht allein Dollar-, sondern auch $^1/_4$, $^1/_{10}$ Dollarscheine, nur die kleinen 5 Cents ($^1/_{20}$ Dollar) und 3 Cents waren Nickel- und die 1 Cents Kupfermünzen.

Wir gebrauchten noch 21 Stunden, um die Plains bis

Omaha zu durchkreuzen. Die Bahn führt fast immer bergab, wenn auch nicht so steil wie von Sherman-Station bis Cheyenne, wo der Zug mit der ungeheizten Locomotive gleichsam bergab flog. Die Tour durch diese Prairien, welche ohne Ansiedelungen und gerade hier ohne Wasser und Bäume sind, erinnerte sehr an die durch die Pampas Süd-Amerika's. Auch die Gräser scheinen in gleicher Mannigfaltigkeit hier wie dort vom kleinsten und feinsten bis zum dicken, hohen strohartigen vorhanden zu sein; neu war mir das Bunchgras, welches in Büscheln steht, doch anders wie das unsrige in sumpfigen Gegenden und das Lieblingsfutter der Büffel bilden soll. Wo die Cultur hinkommt, verschwindet es und mit ihm die Büffel. Diese sind noch in Heerden von vielen Tausenden auf den Plains vorhanden und ziehen der Weide wegen im Spätfrühjahr von Süden nach Norden und im Spätherbst wieder nach Süden. Wir passirten jetzt ca. 70 deutsche Meilen, wo sie hinüber zu wechseln pflegen, und hatten das Glück, in der Ferne solche Heerde zu erblicken. Sie sind nicht so vertraulich wie die Antilopen, die sich auf ihr feines Gehör verlassen, doch ist es schon öfters vorgekommen, dass die Eisenbahnzüge auf die kreuzenden Büffelheerden stiessen, und dass die dort stets bewaffneten Bahnbeamten dann zum Vergnügen der Passagiere ein Schnellfeuer mit ihren Büchsen eröffneten.

In neuerer Zeit hat sich sowohl von Amerika wie von Europa aus der Sport auf die Vertilgung der Büffel geworfen. Es wäre dem auch nichts vorzuwerfen, wenn die erlegten Thiere zu irgend welchem Nutzen verwendet würden. Doch dies ist nur eine Ausnahme. Gewöhnlich bleiben sie liegen, ohne dass auch nur das Fell abgezogen und mitgenommen würde; denn wo Büffel sind, leben auch Indianer, und die Jäger möchten bei dieser Gelegenheit nicht gern mit ihnen Bekanntschaft machen.

Mit Recht sagt der Indianer: „Der Büffel, welchen der weisse Mann zum Vergnügen vertilgt, dient dem rothen Mann zum Lebensunterhalt; kommen die Blassgesichter dazu in

unser Land, so hilft nur der Tomahawk und das Scalpirmesser.“

Die Indianer pökeln das Fleisch in ihrer besonderen Art durch Trocknen in der Sonne für den Winterbedarf ein und bringen die Felle sowie Zungen nach den Städten, um dagegen Waffen und Munition etc. einzutauschen, denn die meisten Indianer sind heutzutage mit vortrefflichen gezogenen Gewehren und ausreichender Munition versehen, die sie für den Kriegsfall sorgfältig aufbewahren, während sie zur Jagd noch immer Bogen und Pfeile benutzen. Auch haben sie bereits vorzügliche Ferngläser, um von erhöhten Punkten die Plains zu übersehen und sich ein Jagdobject zu erspähen, zu dem sie sich, wie es ihnen häufig gelingt, eine Meile weit auf dem Bauche kriechend heranschleichen.

Wie viele Büffel noch vorhanden sind und alljährlich vertilgt werden, geht daraus hervor, dass z. B. die Utes, ein halbcivilisirter Stamm in Colorado, westlich Denver, allein jedes Jahr 15—20,000 Büffel gebrauchen.

Da mir von Sportsleuten vielfach Anfragen in Betreff der Jagd auf Büffel zugegangen sind, auch speciell die Frage, ob dieselben in der Nähe von Buffalo vorkämen, so erwähne ich nochmals, dass dieselben östlich des Mississippi bereits ausgerottet und nur noch in den beschriebenen Plains von Dakota, Nebraska, Kansas, Colorado, Indian Territory und Texas, also ungefähr zwischen dem 20. bis 27. Längengrade westlich Washington zu finden sind, nach hundert Jahren aber auch hier verschwunden sein dürften, wenn nicht ein Jagdgesetz und ein für sie reservirtes Revier sie schützt, wozu keine Aussicht vorhanden.

Die Jagdgesetze beschränken sich in den meisten Staaten auf Schonung der Quails, Grouse und Prairie Chickens. Die Quails sind eine Art grosser Wachteln, die ganz die Natur unserer Rebhühner haben und gewöhnlich nur vom 1. October bis 1. März geschossen werden dürfen. Sie kommen in allen Staaten vor, während die Prairie Chickens, ein Flugwild, bedeutend grösser als unsere Rebhühner, und die Grouse, eine Art Birkwild, sich nur in unbewohnten Gegenden aufhalten

und vom 1. August bis 1. März geschossen werden dürfen. In mehreren alten Staaten geniesst das Rehwild auch schon eine Schonzeit Andere Jagdgesetze aber existiren noch nicht in den Vereinigten Staaten, es kann Jedermann überall jagen, wo er keinen eingezäumten Acker betritt.

Meinen jagdlustigen Freunden, die Büffel oder Antilopen schiessen wollen, empfehle ich, sich in New-York bereits in der Niederlage von Remington am Broadway eine gute Büchse zu erstehen, die auf 500 Schritt eingeschossen ist oder eine solche bei Dreyse in Sömmerda besonders zu bestellen; unsere Pirschbüchsen sind gar nichts werth, ihre Percussionskraft zu gering, man wird selten so nahe kommen, um von ihnen Erfolge zu haben. Demnächst rathe ich, über St. Louis nach Kansas City oder Denver zu gehen und sich dort eine Expedition auszurüsten. In beiden Städten findet man Alles, was dazu erforderlich ist, vor allem Leute, die es lieben, sich an solchen Expeditionen zu betheiligen.

Mir sagte ein Director der Eisenbahn von Denver nach St. Louis (Kansas-Pacificbahn), dass er nie Mangel an Leuten für die auf der Bahn den Indianern ganz preisgegebenen Posten hätte. Dieselben haben als Wohnung oft nur einen unter der Erde versteckten Raum, den sie mit einem wachsamen Hunde theilen; dicht über der Erde führen nach allen Seiten Schiessscharten und als Decke dient loses Strauchwerk mit Rasen, damit sie durchschiessen können, falls die Indianer darauftreten, um sie auszugraben. Mit zwei Repetirgewehren und dem nöthigen Proviant wie Wasser versehen, widerstehen diese Leute allen Anfällen der Indianer, die sich beim Herannahen der Züge gewöhnlich schon zurückziehen.

Der sogenannte westliche Mann, Westernman, hat durch das Leben in wenig civilisirten Verhältnissen einen besonderen Typus und viel vom Indianer angenommen, er liebt die Gefahr, kennt Entbehrungen, flucht und schwört viel, liebt alle Arten von Ausschweifungen und Mancher von seinem Schlage vermag Indianer mit eben so grosser Lust zu tödten, wenn nicht gar zu scalpiren wie diese ihn.

Will sich Jemand nicht begnügen, mit einem Jäger oder

Trapper von Topeka, Juction City oder einer andern Station der Bahnen Kansas-City-Denver und Omaha-Cheyenne tageweise Excursionen auf Büffel oder Antilopen in die Plains zu machen und dabei alles Wild liegen zu lassen, so thut er gut, einige richtige Westernmen mit Repetirgewehren und einem Trapper (Fallensteller) zu engagiren, Pferde und Karren mitzunehmen und dann eine mehrtägige Expedition auszuführen.

Der Name Trapper ist geblieben, trotzdem vom Fallenstellen kaum noch Jemand leben kann. Man bezeichnet damit, wie im Spanischen Vaqueano, Leute, welche die Gegend und ihre Verhältnisse kennen, sich in den Wildnissen zu behelfen wissen, dabei vielleicht auch Jäger oder Fallensteller sind.

Solche Expedition also wird im September in den Smokyhills südlich der Kansas-Pacificbahn auf zahlreiche Büffelheerden stossen und kann diese ganz ungefährlichen Thiere dann auch zu Pferde mit dem Revolver jagen. In Denver wird man immer erfahren, wo Büffelheerden stehen, und kann man von hier aus auch eine Expedition in die südlicheren Rocky mountains Parks machen, in deren Waldungen sich die wilden Truthähne, das amerikanische Elk und der grosse grauschwarze Bär zurückgezogen haben, wenn man sie nicht weiter nördlich in den Rocky mountains an der canadischen Grenze oder in den unbewohnten Theilen der Pacificstaaten aufsuchen will. Auch das seltene wilde Schaf könnte bei solcher Expedition auf dem Hochgebirge angetroffen werden. Noch interessanter aber würde es sein, durch die bei vielen Indianerstämmen unterhaltenen Regierungsagenten die Gastfreundschaft eines Sioux- oder Cheyennestammes anzusprechen und mit ihnen das edle Weidwerk zu pflegen. Als der Grossfürst Alexis von Russland 1871 die Plains besuchte, arrangirte ihm die Regierung durch ihre Agenten wenn auch nicht eine Parade, so doch die verschiedensten Vorstellungen von vielen Indianerstämmen, Jagden und Schiessübungen mit Bogen und Pfeil, Tänze und sonstige Lustbarkeiten.

Da ich hier auf das Capitel der Indianer zu sprechen komme und mich mit meiner Reisebeschreibung seit Cheyenne auf dem Theil der Bahn befinde, der bis zur Zeit meiner

Reise ganz in ihrem Terrain lag, während die Strecken bis dahin nur von den Streifzügen der weniger zahlreichen Indianer zwischen Rocky mountains und Sierra Nevada berührt wurden, so gehe ich auf die augenblickliche Anzahl, Vertheilung und Behandlung der Indianer in den Vereinigten Staaten etwas näher ein.

Ihre Verhältnisse haben, seitdem ihr Continent von den ersten Europäern betreten wurde, einer fortwährenden Veränderung unterlegen, und ist es möglich, dass in 100 Jahren, wie man in der Union überall hört, keine Indianer mehr existiren; dass dieselben aber durchaus nicht civilisationsfähig sein sollen, wie ebenfalls behauptet wird, möchte doch wohl zu bestreiten sein. Verschiedene Indianerstämme beweisen wenigstens das Gegentheil.

Abgesehen von den 70,000 Indianern des von Russland erkauften Territoriums Alaska, rechnet man jetzt 25,000 Indianer, welche inmitten der weissen Bevölkerung leben und ihre Aecker bestellen.

Ein grosser Theil davon lebt versprengt in den Staaten zwischen dem Mississippi und dem atlantischen Ocean als Rest beinahe ausgestorbener und translocirter Stämme. Das Indianerbüreau zu Washington berechnet ausser den 70,000 Indianern Alaska's die Zahl aller Indianer in der Union auf nur ca. 300,000 Seelen. Davon sind 55,000 ganz wilde, noch gar nicht von der Regierung controlirte, 150,000, welche auf Reservationen mit Regierungsagenten leben, und 95,000, welche dann und wann oder zu bestimmten Terminen sich bei den Regierungsagenturen zur Revision zu stellen haben.

Eine Reservation ist das einem Indianerstamm von der Regierung überwiesene Gebiet, auf welches die Indianer den Besitztitel haben und dessen Grenzen sie eigentlich nie ohne Erlaubniss überschreiten sollen. Die Regierung dislocirte die Indianer in dieser Weise immer mehr nach Westen, nahm ihnen öfters die Reservation gegen Entschädigung wieder ab, um ihnen neue im ferneren Westen anzuweisen. So sehen wir die Indianer im Laufe der Zeit vom altantischen Ocean bis zu den Alleghanies gedrängt, dann bis zum Ohio und

Wabash, demnächst bis zum Mississippi und nun hundert deutsche Meilen weiter nach den Plains, den Rocky mountains entlang, wo sie sich im Indian Territory wohl am längsten halten und es vielleicht auch conserviren werden, da die Regierung dorthin die meisten Reservationen verlegt.

Von der Pacificküste werden sie jetzt allmählich in gleicher Weise zurückgedrängt und ebenso von verschiedenen Punkten aus in dem ihnen bis dahin überlassenen Innern, d. h. überall dort, wo in den westlichen Staaten die Einwanderung sich massirt.

Die Union hat deshalb in den Plains entlang der westlichen Culturgrenze von Nord nach Süd eine Reihe von Forts mit provisorischen Werken gegen die Indianer vorgeschoben, ebenso im fernen Westen, wo grössere Ansiedelungen zu decken waren, an geeigneten Punkten isolirte Forts angelegt. Fast das ganze stehende Heer, welches freilich nur ca. 30,000 Mann zählt, ist in jenen Stationen aufgelöst und soll die Ansiedler schützen. Der Schutz ist jedoch nur ein sehr relativer, denn die Indianer, welche Ansiedelungen überfallen, umgehen die Forts und machen die Ueberfälle auf ihren kleinen Ponies ebenso rasch, wie sie wieder verschwinden. Sobald die Unionstruppen davon Kenntniss erhalten, nehmen sie die Verfolgung auf und üben, wenn sie gelingt, strenge Justiz, doch in den Plains verliert sich häufig jede Spur, und oft erfahren sie nicht einmal, welchem Indianerstamm die Inculpaten angehören. Die meisten Ansiedler, die auf so exponirten Posten leben, sind deshalb eigentlich auf sich allein angewiesen. Wir kommen auf diese Pioniere der Cultur noch später zurück.

Zur Controlle der Indianer sind an deren Grenzen in Verbindung mit den Forts Agenturen eingerichtet, bei denen sich die wilderen Stämme an bestimmten Tagen zur Revision zu stellen haben, während den auf Reservationen lebenden Indianern Regierungsagenten beigegeben sind, welche bei den Indianern leben und wohl den Stamm im grossen Ganzen controlliren können, aber nicht jeden Einzelnen, namentlich nicht die thatendurstigen jungen Warriors (Krieger). Diese machen die ganzen Plains unsicher, verbinden sich heimlich

zu gemeinsamen Unternehmungen und überfallen die sich exponirenden Weissen. Den Agenten wird die Controlle auch dadurch erschwert, dass sich viele Stämme unter einander bekriegen. Z. B. befinden sich die halb civilisirten oder besser gesagt weniger wilden Utes und Crows in den Rocky mountains fast immer auf dem Kriegsfuss mit den in den Plains lebenden wilden Cheyennes und Sioux.

Der letzte grössere Indianerkrieg fand 1865 und 1866 mit den Sioux, Cheyennes, Arrapahoes und anderen verbrüderten Stämmen statt. Sie brachen nach vorhergegangener Verabredung plötzlich los und erschienen mit solcher Uebermacht, dass die Truppen-Detachements zum Theil die Forts nicht verliessen. Sie verwüsteten fast alle Ansiedelungen von Denver bis zum rechten Mississippi-Ufer auf der Linie Omaha, Atchison und deren Verlängerung. Viele Tausende von Ansiedlern, Frauen und Kinder wurden mit unbeschreiblicher Grausamkeit niedergemetzelt. Als die Union endlich mit vielen Kosten (wöchentlich $^1/_2$ Million Dollars) ein kleines Truppencorps zusammengezogen hatte, wichen die Indianer allen grösseren Zusammenstössen aus und baten nach einem Jahre um Frieden, der ihnen dann auch gewährt werden musste, da während des ganzen Krieges die Verbindung zwischen Missouri, den Rocky mountains und den Pacificstaaten völlig unterbrochen war und der ganze Westen darunter litt.

Wenn man beim Passiren dieser Gegenden jene Vorgänge mit ihrem Gefolge von Grausamkeiten erzählen hört, so wird Einem das allgemeine Verlangen der Amerikaner des Westens begreiflich, die Indianer wie die wilden Thiere auszurotten. Dass sie grausam und Feinde der Civilisation sind, ist unbestreitbar, was aber den beständig vorgeworfenen Treubruch betrifft, so dürfte derselbe von beiden Seiten in gleichem Maasse begangen sein. Häufig werden sie durch Weisse provocirt, denen es ein Vergnügen ist, einige Indianer niederzuschiessen, oder denen ein Indianerkrieg willkommen ist, um sich durch die dann ausgeschriebenen Lieferungen zu bereichern.

Die Ermordung des amerikanischen Generals Canby und

seiner Begleiter, die als Unterhändler zu den Modocs im Frühjahr 1873 gesandt wurden, um sie zum gutwilligen Verlassen ihrer bisherigen Jagdgründe zu vermögen, wurde sehr richtig als Treubruch und Verrath bezeichnet. Doch hat es sich ergeben, dass mehrere Jahre zuvor eine Deputation dieser Modocs, die auch zu friedlichen Unterhandlungen ausgesandt war, von einer Rotte Weisser gemordet wurde, allerdings nicht von Regierungsangehörigen.

Vom Indianerstandpunkt aus betrachtet, liegt auch darin ein arger Treubruch, wenn neue Strassen ohne ihre Zustimmung durch die Reservationen gelegt werden, die ihnen das Wild verscheuchen, oder wenn die früher ausbedungenen Unterstützungen nicht mehr voll ausgezahlt werden.

So barbarisch daher das Verlangen jener westlichen Amerikaner ist, welche auf gewaltsame Ausrottung dringen, so unweise und unpraktisch ist das Verlangen der fern von der Indianergefahr im Osten lebenden Amerikaner, welche alle Vergehen der Indianer von den Gerichten abgeurtheilt und sie überhaupt genau so behandelt wissen wollen wie die Weissen, ohne Rücksicht darauf, dass jedes an einem Weissen verübte Verbrechen bei den Indianern für eine Heldenthat gilt, und jeder Uebelthäter bei ihnen vor Entdeckung möglichst geschützt wird. Je nachdem eine dieser beiden Theorien die Oberhand gewonnen, wurden die Indianer behandelt, oft zu grausam, oft zu mild.

Um die Verhältnisse der Indianer zu verstehen, müssen wir ein wenig auf ihre Geschichte zurückgehen.

Den Namen Indianer erhielten sie bekanntlich, weil die Entdecker der amerikanischen Küsten die Ostküste des damals bereits bekannten Ost-Indiens, also Asien vor sich zu haben glaubten und die vorgefundenen Menschen danach benannten.

Die ersten Colonisten fanden die amerikanischen Wilden in ähnlichen Verhältnissen vor, wie Tacitus von denen der alten Germanen oder Barbaren berichtet. Sie fanden sie in Stämme gegliedert und diese zu grossen Familien von mehr oder weniger lockerem Zusammenhalt verbunden. Um das

Jahr 1650 zählte man acht dergleichen grosse Familien zwischen dem atlantischen Ocean und dem Mississippi. Die Algonquins waren die ausgebreiteteste Familie, ihre einzelnen Stämme hatten unter verschiedenen Namen fast die ganze Ostküste inne und dehnten sich nach Westen bis zum oberen Mississippi aus. Nördlich von ihnen am Huronen-, Erie- und Ontario-See bis in die Mitte des Staates New-York lebten die damals eine Familie bildenden Huronen und Iroquois, während südlich von den Algonquins die Cherokees, Tuscaroras und Catawbas, Uchees, Natchez und Mobilians ihre Wohnsitze hatten. Die Gliederung dieser Familien soll auf der Aehnlichkeit der Sprache beruht haben, da dem Aeusseren nach keine wesentliche Verschiedenheit der Race zu erkennen war.

Die verschiedenen Stämme der Algonquins, wie Narragansetts, Wampanogas, Mohikaner, Delawares, Cowhatans etc. empfingen die ankommenden Colonisten freundlich und traten ihnen Land zum Anbau ab. Wenn auch die Jagd den Hauptlebensunterhalt bildete, so wurden doch auch schon Stämme angetroffen, wie die zu den Mobilians gehörenden Creeks, welche neben Jagd und Fehde den Acker bebauten. Das Indian corn (Mais) und Tabak wurde dort cultivirt, als die ersten Colonisten anlangten.

Die Indianer konnten nicht schreiben, vermochten aber ihre Gedanken in Hieroglyphen auszudrücken, ähnlich den Egyptern und anderen alten Nationen.

Gewisse Symbole wurden für gewisse Ideen benutzt und auf dazu präparirte glatte Häute oder glatte Baumborke, wie z. B. der Birke, gemalt oder eingeschnitten. In verschiedenen Theilen des Landes hat man dieselben auf Felsen vorgefunden, wo sie noch existiren. Die Civilisation dieser Indianer stand entschieden nicht auf der Höhe der der Azteken in Mexico oder der Inkas in Peru.

Doch wurden verschiedene Industrien bei ihnen bereits cultivirt, z. B. Thonwaaren, ganz geschmackvoll Töpfe glasirt und oft bemalt, Kessel, Armbänder, Medaillen, Pfeilspitzen und Pfeifenköpfe von Kupfer, mitunter mit Silber plattirt.

Viele dieser Gegenstände findet man noch in den grossen Hügeln, ähnlich unsern Hünengräbern, in alten Theilen der Vereinigten Staaten als Beigabe zu den Urnen mit der Asche und den Knochenresten der Verstorbenen. Man behauptet, dass diese Begräbnisshügel und Gegenstände einer weit früheren Periode angehören, wo eine civilisirtere Race als die Indianer hier ihre Wohnsitze gehabt habe.

In den Illinois-Salzwerken befindet sich ein grosses Loch von ca. 400 Fuss im Umfange, welches neben vieler Asche und Ueberbleibseln thönener Gefässe einen alten Brunnen und Ableitungsgraben zeigt, was auf die frühere Gewinnung des Salzes schliessen lässt. An anderen Salzwerken hat man ähnliche Spuren gefunden und Gefässe von einer Grösse und Stärke ausgegraben, welche noch jetzt zur Verdampfung salzhaltigen Wassers dienen könnten. Das Vorfinden dieser Gefässe, sowie von Feuerheerden aus gut gebrannten Ziegelsteinen mehrere Fuss tief unter mehrere Jahrhunderte alten Bäumen bestätigt jene Ansicht von einer vorindianischen civilisirteren Bevölkerung.

Die zahlreichen Ueberbleibsel von Befestigungen, Mauern und Ortschaften, welche man sowohl im Staate New-York wie im Westen und Süden antrifft, beweisen sowohl viel Geschick und eine gewisse Kenntniss von der Baukunst, als auch dass bereits viele Menschen bei diesen Arbeiten beschäftigt gewesen sein müssen; und gerade die Arbeit ist es, welche der uncivilisirte Indianer jetzt hasst. Im südwestlichen Missouri, in der Gasconade county, sind die Ruinen einer solchen alten Stadt mit regelmässigen Plätzen und Strassen noch jetzt sichtbar. Die bemerkenswertheste Befestigung befindet sich bei Newark im Staate Ohio, zwischen den beiden Zuflüssen des Muskingum River. Es ist ein altes verschanztes Lager von der Länge einer deutschen Meile und eine Viertelmeile breit dem Terrain angepasst, an den Ecken mit Forts von 20 bis 40 Morgen Flächeninhalt in der Form eines Achtecks oder Kreises und mit zwei gedeckten Communicationen nach dem Fluss, Alles von Erde und Stein.

Sollten nun wirklich jene Länder in der Vorzeit von

einer cultivirteren Race bewohnt gewesen sein, so muss dieselbe der indianischen angehört haben, da sich sonst Spuren davon in den Völkerschaften selbst vorfinden würden. Dieselben zeigen aber unter einander solche Aehnlichkeit, dass das Vorhandensein nur einer ursprünglichen Race in Nord-, Mittel- und Süd-Amerika sehr wahrscheinlich erscheint. Das schwarze struppige Haar, die gelblichbraune, oft mehr oder weniger ins Kupferrothe oder Graue spielende Hautfarbe sind so markirte Abzeichen wie beim Neger das wollige Haar und die mehr oder weniger schwarze Hautfarbe. Auch die Gesichtsform, bei manchen Stämmen hässlich, bei nur wenigen schön, häufig aber distinguirt, hat einen gewissen ähnlichen Charakter und eher eine Aehnlichkeit mit der mongolischen Race als mit der aethiopischen oder kaukasischen.

Die Eskimos und Feuerländer sind mir unbekannt geblieben, und will ich daher nicht erörtern, welche Einflüsse die eigentlichen klimatischen und anderen Verhältnisse, unter denen sie leben und sich fortpflanzen, auf ihre ganze physische Beschaffenheit im Laufe der Zeit haben ausüben müssen.

Die Sagen beim grössten Theile der Indianer laufen darauf hinaus, dass sie in keiner Verbindung mit irgend einem anderen Volke gestanden haben, vielmehr aus dem Innern der Erde ans Tageslicht gekommen seien. Nur einige Stämme bewahren gewisse unklare Traditionen, dass sie eine grosse Strecke Wasser überschritten, bevor sie ihre jetzigen Wohnsitze erreicht hätten. Die Arrapahoes, welche in ihrem Putz und ihren Gebräuchen viele Aehnlichkeit mit den Camtschadalen Ost-Asiens zeigen sollen, haben eine Tradition, dass sie einst weit im Westen lebten. Auch die Chepeweyans bewahren eine Sage, „wonach sie aus einem anderen Lande kamen, aus dem sie durch ein böses Volk verdrängt wurden, sie mussten ein grosses Wasser passiren, das voll von Inseln gewesen wäre, auf denen sie sehr an Kälte gelitten und enorme Massen von Eis und Schnee angetroffen hätten". Nicht unmöglich ist, dass diese Inseln die Aleuten und jenes Gewässer die Behringsstrasse gewesen ist. Es ist sogar wahrscheinlich, dass die Einwanderung aus der Völkerwiege Asiens

zu verschiedenen Zeiten diesen Weg genommen. Es ist möglich, dass die Azteken Mexico's anfangs in den Vereinigten Staaten, namentlich in dem Mississippithale gewohnt haben, wo alte Ruinen vielfach an sie erinnern und dann später erst durch neuanlangende Stämme nach Mexico gedrängt worden sind. Constatirt ist, dass die bei Cooper angeführten Delawares zur Zeit Wilhelm Penns im 17. Jahrhundert noch die Tradition hatten, dass sie von Nord-West kommend ins Mississippithal eingedrungen und von dort die Mound-builder, d. h. diejenigen, welche jene hohen Begräbnisshügel anlegten, vertrieben hätten; erst später wären sie über die Alleghanies nach der Ostküste gewandert.

Alle Andeutungen kommen dahin überein, dass Nord-Amerika von Nordwesten aus bevölkert worden ist.

Neuere Geschichtsforscher gehen weiter und wollen die Herstammung der Indianer von den aus Egypten vertriebenen Hirtenkönigen herleiten, welche ihren Weg durch Central-Asien und Sibirien genommen, diesen Weg durch die eigenthümlichen Begräbnisshügel gekennzeichnet und ihr Bautalent bis nach Mexico verpflanzt hätten, doch diese Annahme erscheint sehr vage. Eine gewisse Aehnlichkeit mit den wahrscheinlich ebenfalls aus Egypten stammenden Zigeunern ist den Indianern nicht abzusprechen, sowohl im Aeusseren wie in vielen Gebräuchen, eine Stammverwandtschaft zwischen Beiden daher immerhin möglich.

Ich sagte, dass sich die Indianer gegen die ersten Colonisten freundlich bewiesen, ihnen Land abtraten und viele edle Züge zeigten, die jetzt, wo sie sich schlecht behandelt fühlen, weniger zu Tage treten. Dass die grosse Masse von ihnen im Laufe der Zeit der Civilisation immer feindlicher geworden, ist Folge der schlechten Behandlung, die ihnen im Laufe der Zeit factisch zu Theil wurde.

Von Hause aus hat solche nicht im Plane der Colonisten gelegen, vielmehr ist sie erst durch den Verlauf der Fortentwickelung der Vereinigten Staaten hervorgerufen, ohne dass von diesen in den verschiedenen Perioden weitergehen-

dere Gesichtspunkte bei der Indianerpolitik im Auge gehalten sind, als momentanen Bedürfnissen abzuhelfen.

Wir erwähnten schon, dass die Indianer in jener ersten Periode, wo die Europäer mit ihnen bekannt wurden, in vielen Eigenschaften wie in der Gastfreundschaft u. s. w., den alten Deutschen glichen, auch die geschlossenen Verträge mit grosser Gewissenhaftigkeit hielten. Namentlich zeichnete sich darin die grosse Familie der Iroquois aus, deren Stämme sich 1589 zu der Conföderation der fünf Nationen unter ihrem weisen Chef Hiawatha mit einander verbanden. Es gehörten dazu die Mohawks, Oneidas, Onondagas, Cayngas und Senecas, mit denen sowohl die französischen Colonisten Canada's wie die der neuenglischen Colonien, zwischen denen sie eingeschoben waren, in beständigem Verkehr standen. Die Franzosen brachen 1689 ihren Vertrag mit den Iroquois, worauf diese über Canada herfielen, Montreal vernichteten, nachdem sie fast 1000 Einwohner massacrirt und fast das ganze Land verwüstet hatten. Die Franzosen lernten hier die Macht jener Conföderation der fünf Nationen kennen und bewarben sich um deren Bündniss. In den nachfolgenden Kriegen zwischen England und Frankreich, an denen sich die amerikanischen Colonien beider Länder mit möglichster Kraftentwicklung betheiligten und 1754 sowie 1755 sogar bekriegten, ohne dass die Mutterländer im Kriegszustande sich befanden, standen die Iroquois sowie auch später andere Indianerstämme meist auf französischer Seite. Die französischen Einwanderer nahmen die Leidenschaften der Indianer schnell an, vermischten sich auch mit ihnen und gewannen dadurch schnell ihre Freundschaft, während die Engländer ihre alten Sitten trotz aller Abgeschiedenheit streng conservirten und die Mischung mit Indianern verachteten, ein Zug, den man bei beiden Nationen in Mitte wilder Völkerschaften noch heute wahrnehmen kann. Der Gouverneur von Canada, M. de Senonville berichtete 1665 Ludwig XIV.: „Man hat lange geglaubt, dass man die Indianer an sich heranziehen müsste, um sie zu civilisiren, aber die Erfahrung hat gezeigt, dass die, welche mit der französischen Civilisation in Verbindung

gekommen nicht Franzosen geworden, sondern dass die Franzosen, welche unter den Indianern gelebt, Wilde geworden sind und sich bemühen, sich wie Jene anzuziehen und zu leben."

Die Irequois wählten sich intelligente Häuptlinge; sie sind in Amerika die Begründer der Rechte der Einzelstaaten in einem Staatenbunde, und ihre einfache Staatsverfassung hat den 13 vereinigten Colonien, als sie sich vom Mutterlande los sagten, als Muster gegolten. Wie bei allen wilden Völkerschaften war auch bei ihnen jeder Staat unabhängig und regierte sich selbst bis auf seine Verpflichtungen gegen den Bund. Dies schloss nicht aus, dass sich bei ihren Einzelstämmen übereinstimmende Grundsätze entwickelten. Sie hatten einen grossen Begriff von Freiheit; jeder Mann war frei, Sclaverei wurde nicht geduldet, Gefangene blieben Gefangene oder wurden im Stamme aufgenommen, kein Neger durfte gekauft werden, während andere Stämme, wie die Cherokees, Choktaws und Chickasaws mit der Zeit von den Weissen lernten, sich Neger zu halten und für sich arbeiten zu lassen. Diese Conföderation der fünf Nationen gewann solch Ansehen bei allen Nachbarstämmen und wurde so mächtig, dass sie Ende des 18. Jahrhunderts als Conföderation von acht Nationen auftrat. Sie breitete sich weit aus, musste aber endlich ein Opfer der immer vorwärtsschreitenden Civilisation wurden, so dass es heute kaum noch Iroquois giebt. Die letzten gehörten dem Stamme der Oneidas an, erhielten eine Reservation im Staate New-York und wurden von vielen Seiten unterstützt, um gute Colonisten zu werden, doch der Uebergang vom wilden Jäger zum friedlichen Landbebauer ist ein zu grosser Sprung, als dass ihn ein oder zwei Generationen überwinden könnten. Ehe wir dies näher erörtern, müssen wir die zweite Periode in den Verhältnissen der Indianer verfolgen.

Die Colonien wuchsen und breiteten sich aus. Das Wild, welches bis dahin alle Bedürfnisse der Indianer befriedigte, verschwand aus dem Bereich der Ansiedelungen und cultivirten Felder. Ihm mussten die Indianer folgen und somit von

der Küste retiriren. Gleichzeitig lernten sie neue Kleider, Schusswaffen, Branntwein und andere Civilisations-Erzeugnisse kennen, die sie bald liebten und nur mit ihrem einzigen Werth-Artikel, Pelzwerk, einlösen konnten. Die Folge war eine Jagd auf Otter, Biber, Bär und dergl. Thiere in solchem Maasse, dass dieselben fast in den ganzen Staaten mit Ausnahme des Nord-Westen, der Pacific-Staaten und der Hochgebirge so selten geworden sind wie in Europa, und der ehemalige Pelzhandel mit den Indianern abgesehen vom pelzreichen Alaska sehr abgenommen, meistens so gut wie aufgehört hat.

In den von den Indianern verlassenen Grenz-Districten drangen und dringen heute noch neue Colonisten vor und siedelten sich oft ohne jedes Anrecht gewöhnlich in grösserer Gesellschaft zum gegenseitigen Schutz an. Die Folgen gewahrten die Indianer bald auf ihren Jagdgründen, sie erblickten in dem Vordringen einen Treubruch und rächten sich in der ihnen eigenthümlichen Weise. Dies führte zu langwierigen Kämpfen einzelner Colonien mit verschiedenen Indianerstämmen. Bezeichnend ist dass in Pennsylvanien, wo von den Quäkern der vom Gründer Penn mit den Indianern geschlossene Vertrag gewissenhaft gehalten wurde, nie eine Belästigung seitens der Indianer vorkam, während alle benachbarten Ansiedelungen darunter litten.

Wir kommen nun zu der dritten Periode, wo die Vereinigten Staaten auf Veranlassung von Washington die Indianer-Angelegenheit in die Hand nahmen und für die wachsenden Staaten durch Verträge weite Länderstrecken erwarben. Anfangs wurde das Land mit Geld oder Sachen einfach abgekauft und die Indianer, welche dieser Versuchung schwer zu widerstehen wussten, wurden überredet, sich weiter im Westen selbst ein neues Land zu suchen. Später geschah es durch Stipulation gewisser alljährlicher Unterstützungen mit Geld und Sachen sowie durch Anweisung auf eine entlegenere Reservation, da die Indianer bereits fühlten, dass sie mit jedem Schritt westwärts immer mehr zusammengedrängt wurden. Die Jagd allein gewährte ihnen nicht

mehr genügenden Unterhalt, und zu Hunderten erlagen sie im Winter dem Hunger, trotzdem ihnen scheinbar grosse Flächen zum Aufenthalt angewiesen waren. Die Nomaden Asiens und die Gauchos Süd-Amerikas, welche ihr Vieh stets auf der Weide haben und jede Grasfläche benutzen, bedürfen schon zehn- und hundertmal grössere Flächen wie die Ackerbauer, aber der Jäger, der nur von Wild leben soll, bedarf ein Terrain, auf dem Tausende von Ackerbauern leben können, denn das Wild gedeiht nur dort, wo es die meiste Zeit Ruhe hat und Nichts vom Geräusch der Civilisation vernimmt.

Während jene Verträge früher nur mit freiwilliger Zustimmung der Indianer geschlossen werden konnten, wurden sie in der folgenden vierten Periode einfach denselben aufgedrungen. Ich enthalte mich der Jahreszahlen, da die Verhältnisse in den verschiedenen Staaten nicht ganz zur selben Zeit denselben Verlauf genommen haben. Einige Stämme, die sich von ihrem heimathlichen Boden Anfangs nicht trennen wollten und später durch Zufälligkeiten auch nicht expropriirt wurden, hatten das Schicksal, von der vorschreitenden Cultur allmählich eingekesselt zu werden. Einige hielten dann nicht lange aus, andere gingen in ihrer Indolenz nach und nach ein, nur wenige liessen, trotzdem blos Jagd und Fang in ihren Augen würdige Beschäftigungen eines freien Mannes waren, in den angeerbten Vorurtheilen etwas nach und wandten sich, um zu leben, der für verachtet gegoltenen Arbeit zu. Sie gewannen ihr Brod und kamen bald in nähere Berührung mit den Weissen. Die ziemlich scharfe Beobachtungsgabe und das Gefühl sagen solchem Indianer bald, dass er in Gesellschaft des Weissen stets auf der niedrigsten Stufe steht, und er, der freie unabhängige Mann, eine entwürdigende Rolle spielt; ein ungeschickter Arbeiter ist er auch, der mit den Weissen nicht concurriren kann; er weiss, dass im Westen weite Flächen existiren, wo ihm das noch verhasster gewordene Blassgesicht nicht in den Weg kommt; es zieht schliesslich der junge Krieger und mit ihm mancher alte Indianer nebst Familie dorthin ab. So

haben sich mehrere Stämme getheilt und alle, die dergleichen Erfahrungen, wie wir sie hier gezeichnet, von den Vortheilen der Civilisation gemacht, finden sich auf den weiten Plains im fernen Westen zusammen mit jenen Stämmen, die nach und nach mit bitteren Erinnerungen dorthin zurückgedrängt worden sind. Kein Wunder, dass tiefer Groll die Mehrzahl der Indianer beseelt und die ehemals hervorstechend edlen Eigenschaften der wilden Natur in Hass und Verachtung der Weissen ausgeartet sind.

Ein interessantes Beispiel für die Civilisationsfähigkeit der Indianer, sowie von dem Schicksal, welches sie in Folge der schnellen Entwickelung der sich beständig verändernden amerikanischen Verhältnisse erlitten haben und erleiden, bilden die Cherokees. Sie bewohnten Theile von Georgia und bildeten mit den Creeks, Choktaws und Chickasaws die vier grossen Nationen in den Südstaaten der Union. Während die Einwanderung von der atlantischen Küste aus über die Alleghanies im Thale des Ohio die Ansiedelungen vorbewegte, geschah dies vom Mexicanischen Meerbusen aus im Thale des Mississippi. So befanden sich die Cherokees mit einem grossen Theile der anderen drei Nationen des Südens zu Anfang des Jahrhunderts von der schnell vorschreitenden Civilisation eingeschlossen. Die Creeks, Choktaws, Chickasaws hielten nicht lange aus, nur die Cherokees wollten sich nicht von ihren heimathlichen Gründen trennen und griffen nothgedrungen zum Ackerbau. Sie prosperirten darin besser wie andere Stämme, schufen für ihre Sprache eine Schrift, hatten sogar eine Zeitung und waren dem Christenthum zugänglich geworden, so dass sie Anfangs der dreissiger Jahre mehrere Kirchen und Schulen besassen. Durch die Verträge mit den Vereinigten Staaten war ihr Staat als unabhängig anerkannt worden, und hatten sie sich eine für sie sehr geeignete permanente Regierungsform eingerichtet. Plötzlich verlangt der Staat Georgia ihre Translocirung über den Mississippi, die Cherokees beschweren sich bei dem obersten Gerichtshof (supreme court) in Washington, der auch das Verlangen Georgias als unconstitutionell bezeichnet. Trotz-

dem gab der Congress im Jahre 1834 ein neues Gesetz, welches die Entfernung der Cherokees nach dem damals für diesen Zweck besonders geschaffenen Indian Territory gegen eine Entschädigung von 5 Millionen Dollars anordnete.

Die Cherokees sträubten sich noch mehrere Jahre, ihre ihnen lieb gewordenen Farmen zu verlassen, bis sie unter Androhung von Gewalt 1837 dazu genöthigt wurden. Sie zählen noch jetzt ca. 55,000 Seelen, besitzen über vier Millionen Morgen Land und ansehnliche Capitalien in zinstragenden Papieren, von denen sie die Coupons abschneiden; sie sind die einflussreichsten Indianer im Indian Territory, haben die früher erlangte Civilisation auf das neue Gebiet verpflänzt, Flecken und Städte gegründet, bis 1873 ca. 65 Schulen eingerichtet und mehrere Kirchen gebaut, sie besitzen bereits Männer von bevorzugterer Bildung, welche weitergehende Ziele als das momentane Wohlbefinden im Auge haben. Alljährlich versammelt sich in ihrer Hauptstadt Talequah eine National-Versammlung, welche zu Gericht sitzt, neue Gesetze beschliesst und eine Deputation erwählt, welche in Washington diesen Gesetzen Geltung verschaffen soll. Die Hauptfrage bildet das Abhalten der Eisenbahnen vom Territorium, in denen sie mit Recht ihren schlimmsten Feind erblicken, demnächst ist ihre Hauptsorge, dass die ins Territorium translocirten wilden Indianerstämme westlich von ihnen die Reservationen erhalten, da sie befürchten, dass ihre Kinder bei näherer Berührung mit denselben den Civilisationsweg wieder verlassen und Rückschritte machen, während sie sich gern der Anbahnung der Civilisation in jenen Stämmen unterziehen wollen.

Im Indian Territory haben noch andere Indianerstämme ihre Reservationen, z. B. die übrigen Reste der ehemaligen vier grossen Nationen des Südens, von denen die ca. 16,000 Seelen starken Choktaws ca. sieben Millionen Morgen Land im Süd-Osten des Territoriums besitzen, die 6000 Chickasaws ca. $4^1/_2$ Millionen Morgen, die 12,000 Creeks $3^1/_2$ Millionen Morgen.

Ferner sind dort noch Seminoles, Shawnees, Ottawas,

Quapaws, Wyandottes, Peorias, Kataskias, Weas, Piankishaws u. s. w. vorhanden. Vor einigen Jahren veranlassten die Cherokees eine Zusammenkunft fast aller Häuptlinge des Territoriums und legten ihnen eine ganz gewandt ausgearbeitete Constitution vor, welche von allen Anwesenden angenommen wurde. Der Congress bestätigte sie aber nicht, da sie, abgesehen von manchem feudalen Beigeschmack, zu ausschliesslich indianisch war und gemäss der Constitution der Union keine besondere Race innerhalb der Vereinigten Staaten eine Bevorzugung erhalten darf.

Dies Princip ist auch der Grund, warum die Einzelstaaten und namentlich die in dieser Frage besonders zur Geltung kommenden neusten und sich noch bildenden Staaten keine Rücksicht gegen die auf ihren Reservationen lebenden und daher doch eigentlich nur von der Unions-Regierung zu Washington abhängigen Indianer nehmen, sondern ihre Reservationen einfach in die Zahl der Grafschaften (Counties) mit eintheilen und verlangen, dass dieselben alle Pflichten und Lasten tragen wie die übrigen Grafschaften. Die Unions-Regierung thut zur Lösung dieser Friction weiter Nichts, als die Indianer, welche Widerstand leisten, nach den von den Ansiedlern noch nicht aufgesuchten Flächen mit oder ohne Entschädigung zu translociren, wie dies 1873 mit den an der nördlichen Grenze von Californien wohnenden Modocs geschah, die ebenfalls im Indian Territory ihre Reservation erhielten.

Um ganz freie Hand hinfort zu haben, gab der Congress am 8. März 1871 folgendes Gesetz:

> „Kein Indianerstamm innerhalb der Vereinigten Staaten soll hinfort als eine unabhängige Nation, Stamm oder Macht anerkannt sein, mit welcher oder welchem die Vereinigten Staaten Verträge schliessen können."

So [illegible] und unwichtig dieses Gesetz erscheint, so [illegible] die Indianer von grosser Bedeutung, denn [illegible] Verträge wurden hierdurch [illegible] Indianer [illegible] das Stadium

der völligen Abhängigkeit oder vielmehr Gnade von den Vereinigten Staaten versetzt, welches wir als vierte und letzte Periode bezeichnen können.

Dass die Union durch dieses Gesetz den Indianern ihre Subsidien nicht entziehen will, erhellt daraus, dass sie 1873 für das dem Departement des Innern untergeordnete Indian-Büreau $35^1/_2$ Millionen Dollars verausgabte und 36,200,000 Dollars pro 1874 dafür veranschlagt hat. In diese Summe ist nicht die Unterhaltung der gegen die Indianer postirten Truppen einbegriffen, sondern nur die Gehalte der bei den Indianern bestellten Agenten, die Subsidien und die Verwaltung. Dass letztere nicht ganz richtig rechnet, ruft von Zeit zu Zeit einen Sturm der ganzen Presse hervor. Jedenfalls beansprucht sie den Löwenantheil. Ich sagte schon, dass von 300,000 Indianern ca. 55,000 ganz wild sind. Participiren daher ca. 250,000 an den 36 Millionen Dollars, so kommt jede Indianerseele auf 144 Dollars zu stehen. Wie hoch sich aber die Subsidien belaufen, kann man einem der letzten Verträge, der mit den Salteaux-Indianern geschlossen wurde, entnehmen. Nur jeder Häuptling erhält jährlich 50 Dollars, jeder Indianer jährlich einen Anzug. Alle 4 Jahre erhält jeder Häuptling ein zweiläufiges und jeder Mann ein einläufiges Gewehr. Jede verheirathete Frau empfängt jedes Jahr Zwirn und Bindfaden zur Anfertigung von 4 Netzen. Danach kostet der Indianer durchschnittlich nicht 30 Dollars, vielleicht 10—20 jährlich. Für die Verwaltung fallen mithin pro Kopf mindestens 114 Dollars ab. Erhalten nun auch wirklich andere Stämme mehr Unterstützung per Kopf, so wird die Differenz doch nicht sehr bedeutend sein.

Jetzt haben die Indianer noch ca. 140 Millionen Morgen Land, so dass beinahe 500 Morgen auf einen Indianer kommen, doch wird schliesslich Indian territory und vielleicht die westlich angrenzenden Landstriche der einzige Rückhalt für die Indianer bilden. Es wird dann darauf ankommen, ob sie soweit civilisirt sind, dass sie dem von allen Seiten andringenden weissen Element ebenbürtig entgegen treten können; ob sie sich also dadurch im Besitze ihrer

letzten Schollen Erde erhalten, dass sie vermöge der Arbeit und Bildung dem gleichberechtigten, sich bei ihnen mit der Zeit einnistenden amerikanischen Bürger gegenüber Stand halten.

Es scheint fast so, als ob die Cultur in den Vereinigten Staaten so schnell vorschreitet, dass die im Indian territory von den Cherokees angestrebte Civilisation, welche auf ihrer jetzigen Stufe gegen die Verhältnisse der wilden Indianer wohl in gleichem Maasse absticht wie gegen die Civilisation der Amerikaner, noch nicht genügend entwickelt sein dürfte, wenn an die Bewohner dieses Territoriums jene Lebensfragen herantreten. Die Civilisation, wenn sie sich damit beschäftigt, aus einem nur für Jagd und Krieg geborenen wilden Menschen einen friedliebenden Landbebauer zu machen, gebraucht vor Allem Zeit, viel Zeit. Die Kluft ist zu gross, die grosse Masse kann nicht plötzlich diesen weiten Sprung ausführen. Sie bedarf eines Ueberganges wie er sich in der Geschichte anderer Völker darbietet.

Bei allen barbarischen Völkern brachten die Hausthiere mit der Zeit eine veränderte Lebensweise hervor; die Wolle verdrängt das Fell; Milch, Eier, zarteres Fleisch verändern die Ernährung; für Schaaf, Ziege und Geflügel muss gesorgt werden, sollen sie nicht verloren gehen; Pferd oder Kameel bedürfen der Wartung und alles Vieh der Aufsicht, wenn es gedeihen soll. Die Sorge für die Thiere lenkt den Menschen auf ihre Ernährung, die Weiden und Ansammlung von Futter in schlechter Jahreszeit, auf den Schutz gegen wilde Thiere, auf die Beobachtung des Wetters und vieles Andere. Er wird mit der Zeit abhängig von seinen Hausthieren und aus dem wilden Jäger wird der vorsorgliche Hirte. Der Schutz der sich vermehrenden Heerden weist den Hirten auf die Defensive, die kriegliebende Natur des Jägers macht der friedliebenden des Hirten Platz. Eine friedliebende Bevölkerung vermehrt sich schnell, wenigstens kommen bei den wilden Völkerschaften eine grössere Zahl Menschen vorzeitig ums Leben. Die Weideflächen der vermehrten Besitzer werden mehr und mehr zusammengedrängt, schliesslich muss

das Land mehr ausgenutzt werden, um dem Unterhalte von Menschen und Thieren zu genügen, und aus dem Hirten wird ein Ackerbauer.

Von diesem Entwickelungsgang kann natürlich nur in den Landstrichen der gemässigteren Klima's die Rede sein, wo die Hausthiere noch gedeihen, aber nicht von jenen heissen Tropenländern, wo die Insecten Pferd, Rindvieh und andere nützliche Thiere zu Tode martern, daher ihre Zucht verhindern, wo der Mensch jeder Arbeit abhold ist und sich von den Früchten ernähren kann, die in Fülle wild wachsen.

Lange muss es gedauert haben, bevor sich bei den jetzt civilisirten Völkern jener Entwickelungs-Process vollzogen hat, lange Zeit wird es daher auch dauern, bevor von den jetzt noch wilden Indianern ein Gleiches sich erwarten lässt.

Nach Zertrümmerung der civilisirten Indianerreiche Mexico's und Peru's durch die Spanier und Zurückführung ihrer Bewohner auf einen uncivilisirten Standpunkt finden wir nur dort die Indianer Civilisations-Fortschritte machen, wo sie mit Gewalt und Gewandtheit dazu vermocht wurden; wie in Paraguay, wo die eingeborenen Guaranis sich bereits zu Ackerbauern emporgeschwungen haben. Die Gauchos Süd-Amerika's und einige Indianerstämme haben wie die Kirgisen und Araber, überhaupt die Nomadenvölker Asiens, erst den Schritt zum Hirtenvolke zurückgelegt. Ob die Shoshonees und Cheyennes oder Sioux jemals nur soweit kommen, ist sehr fraglich. Die jetzige Indianer-Politik der Vereinigten Staaten befördert dies wenigstens keineswegs.

Sehen wir uns den wilden Cheyenne oder Sioux einmal näher an, wie er ist und was für einen Einfluss die Unterstützung der Regierung auf ihn übt.

Ihm schwebt die Lebens-Aufgabe vor, seinen Feind zu tödten und sein Wild zu jagen. Er hält es für einen Krieger unwürdig zu arbeiten, lieber erträgt er Hunger und Kälte. Die wenige Arbeit, die in seinem Wigwam zu thun ist, besorgt die Frau; sie trägt das Wasser herbei, zündet Feuer an, kocht das Essen und spielt die Rolle einer Sclavin. Ist

die Nahrung knapp und der ganze Stamm ohne Aussicht auf deren baldige Ergänzung, so ist Grund genug zum Kriege, um einen anderen Stamm zu überfallen und von seinen Vorräthen weiter zu leben, oder eine friedliche Ansiedelung zu berauben und sich zugleich am Niedermetzeln und zu Todemartern der Bewohner eine besondere Freude zu bereiten.

Die Jagd kann auf die Dauer nicht mehr die 300,000 Indianer ernähren. Die Union hat ihnen in Folge früherer Verträge ansehnliche Unterstützungen in Sachen oder Geld zu entrichten, thut dies sogar weiter nach der Kündigung vom 3. März 1871, wenn auch mit manchen willkürlichen Abstrichen. Wie wird das Geld aber von den Indianern meist verthan? Ueber die Hälfte wird in Branntwein vertrunken, von der anderen Hälfte das Meiste für Waffen und Munition ausgegeben.

Statt also den Indianern alle Waffen abzunehmen, ihnen womöglich die Jagd zu beschränken, statt Geld Vieh zur Zucht zu schenken, die Weiden zu vertheilen und sie allmählig zu Nomaden heranzuziehen, cultivirt man in ihnen durch falsche Unterstützung gerade das wilde Element. Es hat nicht an Versuchen zahlreicher Philanthropen des Ostens gefehlt, aus dem Wilden gleich einen stillen christlichen Farmer zu machen, weder Mühe noch Geld wurden gespart; doch mussten diese irrationellen Versuche in den meisten Fällen missglücken, weil eben solche Kluft in der Bildung des Menschen nur von Wenigen übersprungen werden kann. Glücklicher sind zum Theile die Versuche mit Kindern ausgefallen, obgleich selbst in diesen das wilde Element so wuchert, dass es bei Vielen nicht unterdrückt werden kann und schliesslich doch die Oberhand behält. Zu St. Marys Mission in Kansas werden von katholischen Missionären zwei Tausend Indianerkinder, meist dem Stamm der Pottawottamies angehörig, mit vielem Erfolge erzogen.

Bei alten Indianern hält es schwer, sie zum Christenthum zu bekehren. Sie glauben an einen über Alles herrschenden Gott, den grossen Geist, und an ein Leben nach dem Tod, doch unter dem great spirit steht eine ganze Götter-

welt, zahlreicher als die irgend eines antiken Volkes, indem sie sich einen Gott in Allem denken, was sie sehen, sei es ein Fels, ein Baum, ein Fisch, ein Stern oder die Sonne. Der Indianer glaubt an Hexen und die Macht von Zauberei; Priester besitzt er ebensowenig wie Tempel oder heilige Stätten, dagegen hat er Wahrsager und Propheten, denen er blindes Vertrauen schenkt, wie er überhaupt gewohnt ist, dem blind zu gehorchen, den er als ihm überlegen sich zum Befehlen erwählt hat.

So niedrig er die Frau behandelt, so hoch achtet er das Alter. Er hat ausser seinen stets tragisch klingenden Gesängen einige gleichsam kabbalistische Gebräuche. Er glaubt an die Wahrheit der Träume, hält sich stets von Geistern umgeben und ruft deren Hilfe an, wo er deren bedarf. Entschieden hat diese spiritistische Richtung auf die Amerikaner stark reagirt, denn spiritistische Vereine, die mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen behaupten, findet man in vielen amerikanischen Städten. Jedenfalls haben die Missionare eine schwere Aufgabe bei den Indianern zu erfüllen.

Die Philanthropie thut aber auch viel Schaden; statt räuberische Indianer sofort durch ein Kriegsgericht richten zu lassen, werden dieselben häufig von zu gewissenhaften d. h. unpraktischen Agenten weit nach dem Innern an die Gerichte abgeliefert. Hier erregen sie die Neugier der Menge, das Mitleid der Damen und werden nach einiger Zeit wegen mangelnder Zeugen und Beweismittel gewöhnlich freigesprochen. Von zartfühlenden Menschen reich beschenkt, mit Anzügen, Waffen und Geld kehren sie in ihre Heimath zurück, wo sie nach solchen Erfahrungen bald zu Häuptlingen erwählt werden, und das Vorbild für die heranwachsenden jungen Warriors abgeben.

Viele Indianer-Agenten liessen sich im Laufe der Zeit zu argen Betrügereien verleiten; es waren einträgliche Posten geworden, da die Indianer um Vieles, was ihnen zustand, verkürzt wurden. Präsident Grant suchte diesen Missbrauch dadurch abzustellen, dass er Officiere und die durch ihre

Gewissenhaftigkeit sich auszeichnenden Quäker dazu verwandte. Letztere erwiesen sich aber als unpraktisch, da sie nicht die Männer sind, um blutige Exempel zu statuiren, der junge Warrior aber bedarf Solcher, er dürstet nach einigen Scalps und nach Heldenthaten, deren er sich im Kreise der Alten rühmen kann, da er sonst nicht für voll angesehen wird. Glaubt er doch wie alle Wilden, dass sein Stamm stärker und tapferer ist als jeder andere, und dass es mehr Indianer giebt wie Weisse. In St. Louis sah ich später wiederholt eine Gesandtschaft von 20—30 der vornehmsten Sioux-Häuptlinge. In der ihnen angeborenen Würde und Gleichgültigkeit, die sie, um sich nichts zu vergeben, stets zur Schau tragen, schienen ihnen die Menschenmassen, welche sie bei dem dortigen Pferderennen erblickten, am meisten zu imponiren.

Kommen die Indianer-Deputirten von Washington zurück und erzählen sie von den vielen Blass-Gesichtern, die sie gesehen, so wird ihnen einfach nicht geglaubt, weil das über das Verständniss eines Indianers geht. Ihrem Einfluss gelingt es höchstens nur zu verhüten, dass die sich stets betrogen fühlenden Stammgenossen nicht neuen Krieg in dem Wahne anfangen, allen Weissen den Garaus machen und sie theilweiss langsam zu Tode peinigen zu können.

Das Einfachste, die Indianerfrage schnell zu lösen, scheint, bei der unverhältnissmässigen Uebermacht der Amerikaner, grosse Kesseltreiben auf sie zu machen, ihnen die Waffen abzunehmen und eine neue Lebensart aufzudrängen. Doch bei den vielen Wildnissen und den enormen Ausdehnungen der noch von ihnen besessenen Länder ist dies unmöglich. Dagegen könnte von den vielen Forts aus mit Hülfe der verschiedenen Agenten eine entsprechende Politik zur Rettung dieser unglücklichen Völkerschaften angebahnt werden. Die jetzige Regierung scheint aber auch kein weitergehendes Ziel im Auge zu haben, wie die frühere, sie sucht augenblicklichem Bedürfnisse abzuhelfen und die weisse Bevölkerung möglichst vor Unbill zu schützen. Ich sagte schon, dass ihr dies mit den jetzigen Forts, die stets von den räu-

berisehen Horden umgangen werden, nicht gelingt und sich jeder Ansiedler an jener Culturgrenze auf Selbstvertheidigung einrichten muss.

Gegen die ganz wilden Indianer wie die Apaches und Comanches an der mexicanischen Grenze, welche sich bei keiner der sonst in den Forts vorbereiteten Indianer-Revisionen stellen und stets räuberische Einfälle machen, wird mit Erfolg durch mobile Colonnen ein Ausrottungs-Krieg geführt. Der Winter ist die geeigneteste Jahreszeit, da die Indianer an die Aufenthalts-Orte dann gebunden sind, wo sie ihre Vorräthe niedergelegt haben, und die halb verhungerten Ponys ihnen zu dieser Zeit auch keine Dienste leisten.

Von welcher Seite man auch immer das Schicksal des grössten Theils der noch lebenden Indianer betrachten mag, immer scheint ihr Loos ein unglückliches zu sein. Fern von der Civilisation, in den von ihnen noch beherrschten Landstrichen, bleiben sie wild, und in Berührung mit der Civilisation unterliegen sie dem weissen Element.

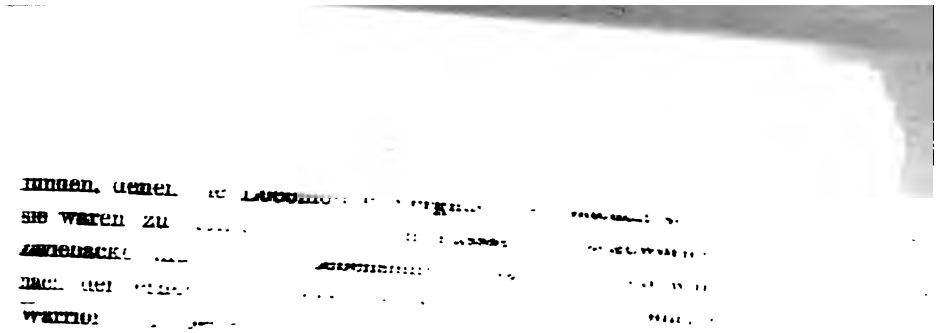
Ihre Geschichte aber wird vom jungen Amerikaner vergessen und ein Anwalt für ihre Rechte würde, wenn ein solcher wirklich vorhanden, von der schnell anwachsenden weissen Bevölkerung kaum gehört werden. Schon jetzt erheben sich zahlreiche Stimmen, die da sagen: „Wozu werden noch an die ruchlosen Indianer jährlich so viele Millionen Thaler ausgezahlt, erhalten doch die armen Weissen und Schwarzen keine Staats-Unterstützung, wozu wird ihnen noch für ihre Jagd-Passion so viel Land überlassen? Von den 140 Millionen Morgen wären schon viele Millionen cultivirt. Das Land gehört dem, der es cultivirt und dafür Steuern entrichtet, aber nicht dem, der blos darauf jagt. Ihr Indianer kostet uns schon genug, dass wir für 40 Millionen Thaler Truppen jährlich zu Eurer Bewachung unterhalten müssen. Ihr werdet stets selbst das Feld räumen, wo unser Pflug hinkommt, und ohne staatliche Unterstützung werdet Ihr schnell eingehen.“

Die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten, die sich dort über gewisse Fragen sehr bestimmt ausbildet, geht dahin, dass die Indianerfrage sich im Laufe der Zeit von selbst löst, ohne dass Gewaltschritte seitens der Union nöthig sind. Der Amerikaner bezeichnet dies technisch mit dem Ausdrucke „Niederleben", die Indianer werden „nieder gelebt". In dieser Art wird das Chaos niedergelebt, das sich in Gegenden bildet, wo reichhaltige Minen zahlreiche Menschen von zweifelhaftem Rufe anziehen und sammeln, in derselben Art sollen die Mormonen niedergelebt werden, und in gleicher Art wäre auch die Sclavenfrage niedergelebt, wenn nicht der Süden, der diese Lösung Schritt für Schritt kommen sah, sich durch gewaltsame Lösung von der Union davor hätte bewahren wollen.

Dieses Niederleben der sich darbietenden Schwierigkeiten in der Entwickelung des grossen Staates ist etwas characteristisch Amerikanisches und entspringt aus dem Gefühl, dass Ordnung und Harmonie im Staate ein Bedürfniss aller Staats-Angehörigen ist und jede Friction in der grossen Staatsmaschine vom Druck der öffentlichen Meinung mit der Zeit gehoben werden muss. Es steht dies im schroffen Gegensatze zn dem Staatswesen der spanischen Republiken, wo keine Friction ohne Blutvergiessen stattfindet, weil dort in der sogenannten gebildeten und herrschenden Klasse kein solches Bedürfniss nach Ordnung empfunden wird, und der Ehrgeiz Einzelner die Friction benutzt, um daraus Kapital zu schlagen. In Verbindung mit dem beständig grossen Theile unzufriedener Tagediebe sucht sie das ganze Staatswesen über den Haufen zu werfen und ein neues zu octroyiren.

Von dieser Abschweifung auf die Indianer, Büffel und Antilopen kehren wir nach der Pacific-Bahn zurück, wo ich an verschiedenen Stationen noch Indianer sehen sollte, die auf ihren kleinen Ponys aber keinen imponirenden Eindruck machten.

Bei Pine Bluff hatten sich mehrere Cheyennes einge-



[illegible]

sie waren zu [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

r.

h-

s-

se

ier

en-

nt-

ier,

che

Zehntes Capitel.

Frauenrechte in Wyoming und Stellung der Frauen in den Vereinigten Staaten. — Pacific-Bahn bis Omaha. — Stadtverfassung, Beamten, Grafschaften. — Deutsche Colonisten. — Werth des Ackerlandes. — Auswanderung ländlicher Bevölkerung aus den ärmeren Gegenden Deutschlands und speciell der Ostseeländer. — Reise über St. Joseph am Missouri nach St. Louis.

Durch die Rocky mountains führt die Bahn zum grössten Theile im Territorium Wyoming, das erst 1868 gebildet ist und den Namen nach einem grösseren Thale in Pensylvanien erhalten hat, dessen sämmtliche Einwohner während des Unabhängigkeitskrieges von den Indianern erschlagen oder zu Tode gemartert wurden.

Bevor wir Wyoming verlassen, das wie die Territorien Idaho und Montana sowie der Staat Nevada erst während des Baues der gleichsam ihre Basis bildenden Pacific-Bahn entstanden, müssen wir der eigenthümlichen Rechte erwähnen, die dort die Frauen erlangt haben.

Nicht allein werden sie zur Wahl zugelassen, sondern auch als Beamte angestellt. Diese Rechte, „Women rights," sind in den Vereinigten Staaten seit mehreren Jahren Gegenstand lebhafter Discussionen in Wort und Schrift. Mrs. Elisabeth Stanton und Miss Anthony in Boston waren die ersten Damen, welche dafür öffentlich Propaganda machten. Sie reisten im Lande umher, schrieben Meetings aus, organisirten für diesen Zweck Vereine und leisteten als active

Politikerinnen, was zu leisten einem Manne schwer fällt. Ueberall fanden sie Unterstützung, doch nirgends so genügende, dass sie über eine imponirende Masse von Stimmen gebieten konnten. Das nordamerikanische zarte Geschlecht erfreute sich bereits vorher nicht allein der hergebrachten würdigen Stellung in der Gesellschaft, sondern auch einer besonders gesuchten öffentlichen Aufmerksamkeit und Rücksicht. Es können dort einzelne Damen weite Reisen unternehmen und werden nie belästigt werden, sich vielmehr überall des Schutzes und Dienstes aller Männer erfreuen, sei es auf der Strasse, der Eisenbahn, im Hôtel oder sonst irgend wo.

Der Cultus geht so weit, dass eigentlich das Rauchen überall da verboten ist, wohin zufällig sich eine Dame verirren könnte. In Wartesalons, auf Dampfschiffen, in Eisenbahnwagen, in Gasthäusern, nirgends darf geraucht werden. In der Regel ist ein Cabinet resp. ein Eisenbahnwagen für die Raucher reservirt. Wenn diese Einschränkungen vielleicht auch etwas zu weit gehen, so sind sie doch besser als die uncivilisirte Rauchfreiheit, die wir in Deutschland geniessen, wo an jedem öffentlichen Orte solche Rauchwolken und dabei noch von einem so mitleidslosen Blättchen entwickelt werden, dass in öffentlichen Gärten frische Luft zu ausnahmsweisen Genüssen gehört, und man in geschlossenen Localen, bei Reisen und andern Gelegenheiten in einer unausstehlichen Weise davon belästigt wird. Entweder werden die Räume so eingeräuchert, dass man kaum die Augen darin aufmachen kann, oder die kalten niedergeschlagenen Tabaksdämpfe wirken auf die Geruchsnerven noch peinigender. Als Gesetz müsste gelten, dass in freier Luft die Rauchfreiheit die Regel ist, in bedeckten Räumen aber nur Ausnahme und dann nur an reservirten Orten, deren das grosse Publikum nicht bedarf.

Die ganz besondere Verehrung, welche die Amerikaner den Damen zollen, mag sowohl ursprünglich von dem Gegensatz zu den Indianern herstammen, bei denen sie die entwürdigende Stellung der Frauen wahrnahmen, als auch daher, dass das männliche Geschlecht in Amerika das weibliche

überwiegt und zwar in allen neuen Staaten um ein Bedeutendes. In neu aufgeschlossenen Minengegenden findet man in den sogenannten Cities das Verhältniss von einer Frau zu 20 oder 30 Männern, das allmählich wohl heruntergeht, aber viele Jahre gebraucht, ehe es unter eins zu drei kommt. In Californien war noch zu meiner Zeit ungefähr das Verhältniss von einer Frau zu zwei Männern, und daher grosse Nachfrage nach heirathslustigen jungen Damen. Es wird auch keinem geborenen Amerikaner der ackerbauenden Classe in den Sinn kommen, seine Frau auf dem Felde arbeiten zu lassen. Dies bemerkt man nur bei den eingewanderten Deutschen, die es in der zweiten Generation gewöhnlich auch schon unterlassen. Die Frau ist im Hause thätig und vielleicht auch etwas im Garten, enthält sich aber mit Recht aller schweren Arbeit.

Dem weiblichen Geschlechte stehen viele Lebensstellungen offen, man sieht Damen als Advokaten, Aerzte, in der Telegraphie, bei der Post, sogar als Postmeister vom Präsidenten der Republik ernannt.

Ein gewisser Einfluss der Vorfechter der Frauenrechte ist überall sichtbar, doch ist es komisch, dass gerade im Territorium Wyoming, das überhaupt nur 9100 Einwohner zählt und sich noch in ziemlich ungeordneten Verhältnissen befindet, die Frauen die gleichen politischen Rechte mit den Männern theilen. Entweder müssen dort die Frauen besonders bevorzugte Sprachorgane besitzen, oder die Männer im Gegensatz zu den umgrenzenden Nachbarn, den Mormonen, Utahs und den Indianern in den Plains, welche beide Polygamisten sind, sich zu dieser Concession verstanden haben [1]).

Wir verliessen Wyoming und erhielten Nachmittags $^1/_2$ 3 Uhr zu Sidney in Nebraska ein gutes Mittagsmahl. Der indianische Name Nebraska kommt von dem den Staat nach Osten durchfliessenden Nebraska oder Platte Fluss. Nebraska heisst flach.

---

[1]) Auch in Kansas sollen die Frauen neuerdings emancipirt sein und die Women rights erhalten haben.

Zwei Stunden später, kurz vor Brule, bemerkten wir auf der Prairie unmittelbar neben der Eisenbahn einen ruhenden Emigrantenzug. Circa 30 gleichmässig gebaute Planwagen waren zu einer Wagenburg zusammengefahren. Die Frauen sassen an einem Feuer und kochten, die Kinder spielten umher, während die Männer, theils mit geladenen Flinten in einem Cirkel um das kleine Bivouak gegen Indianerüberfälle Doppelposten bezogen hatten, theils als ein Repli bei den innerhalb der Kette weidenden Pferden und Kühen lagerten. Als ich später die weiten Flächen im Missouri- und Mississippi-Thal, sowie andere zwischen diesem und den Alleghanies sah, die noch nicht cultivirt sind, wunderte ich mich über diese Auswanderung ganzer Familien durch so gefahrvolle Gebiete mit grossen Beschwerlichkeiten in fremde Landstriche, die ihnen kaum was Besseres bieten. Es sind dies nicht neue Einwanderer von Amerika, sondern echte Amerikaner, die ihre alten Wohnsitze vielleicht mit Vortheil veräussert haben und dorthin gehen, von wo die übertriebensten Gerüchte zu ihnen hinüberschallen.

Es beseelt diese Classe der Amerikaner ein gewisser Hang zum Wagen, sie haben eine Freude am Arbeiten mit Pflug und Flinte; ihre Sicherheit sehen sie im Theilen desselben Geschicks mit Anderen.

Die Bahn ging nun auf dem linken Ufer des Süd-Platte-Flusses entlang, der sich bei North Fork oder Platte City mit der Nord-Platte vereinigt und dann einfach Platte heisst. Sie ist ebenso wie der weiter südlich gelegene ziemlich parallele Kansas-Fluss nicht schiffbar und belebt die Gegend wenig, da ihren Ufern ausser den hin und wieder vorkommenden Cotton Woods, d. h. Baumwollenbäumen, ähnlich unsern Pappeln, jede Ufereinfassung fehlt. Das ansehnliche circa 6 bis 800 Schritt breite Bett soll nur ein Fuss tiefes Wasser besitzen, jedoch mitunter derartig anschwellen, dass das Wasser weite Ueberschwemmungen veranlasst und bereits einmal den Bahndamm stellenweise weggespült hat.

Um 6 Uhr Abends trafen wir bei Ogallala einen Stamm Pawnee-Indianer im Begriff Zelte aufzuschlagen. Sie ge-

hören zu den halbcivilisirten und rühmten sich Feinde der Sioux zu sein, wovon die an den Zeltstangen hängenden Bünde von Skalps ein beredtes Zeugniss abgaben. Zum Schutz der Bahn waren sie mit einem Regierungs-Agenten hierher postirt. Die Eisenbahn selbst vermögen die Indianer wohl ebensowenig zu zerstören, wie dies ohne passende Werkzeuge oder Sprengladung auch andern Personen gelingt. Ausser Sengen und Brennen befassen sich die Indianer nicht gern mit andern Zerstörungsarbeiten, so dass, wenn Bahnen unterbrochen werden, man in der Regel annehmen kann, dass dies von weissen Verbrechern geschehen ist.

Abends spät passirten wir bei North Fork auf einer circa 2000 Schritt langen Brücke den Nord-Platte-Fluss und brachten nun die letzte Nacht auf der hier überall vortrefflich gebauten Pacific-Bahn zu, so dass man wenig geschüttelt wurde und ruhiger sich schlafen legen konnte als zur Zeit der Ueberlandspost, wo man auf irgend einer schlechten Pferdestation den Indianern preisgegeben war.

Beim Erwachen am andern Morgen beherrschte die Prairie noch kurze Zeit dieselbe Monotonie wie Tags zuvor. Die Eisenbahn lief noch immer nicht weit vom Nord-Ufer der Platte entlang, auf deren südlichem Ufer der Weg von Omaha nach Salt lake city und San Francisco führt, welcher lange Jahre hindurch der einzige Verkehrsweg durch diese Länder war. Ein Wagenzug war trotz der frühen Stunde schon bemerkbar; wie belebt diese Strasse vor dem Bau der Eisenbahn gewesen sein muss, geht daraus hervor, dass die Transport-Compagnien, welche den Güterverkehr vermittelten, allein 7000 Fuhrleute auf diesem circa 700 deutsche Meilen langen Wege unterhielten und dazu noch die ganzen Auswandererzüge kamen.

Hinter Wallace machten sich endlich die äussersten Vorposten der Culturgrenze bemerkbar. Die ersten Farmen, die man in der Nähe wahrnehmen konnte, bestanden aus einfachen Blockhäusern, welche die Bewohner mit ihren Hausthieren theilen, umgeben von Wall und Graben oder Pallisaden. Die umgebenden Felder waren bebaut und recht

fruchtbar. Meist besitzen diese Farmen bereits ihre zweiten und dritten Bewohner, und manches Haus liegt noch in Asche, welches vielleicht noch lange nicht wieder aufgebaut wird. Dieses Terrain bis zum Missouri ist mit vielen Menschenopfern dem Pfluge erkauft. Die Kühnheit und Ausdauer des amerikanischen Pioniers dem es ein Reiz ist, dort wo Mehrere vor ihm nach seiner Ansicht durch eigne Fehler das Leben eingebüsst haben, sein Heil zu versuchen, charakterisirt den Western man. Uebrigens hat der Indianer vor ihm Respekt, und giebt es Farmen, mit deren Repetirgewehren und Revolvern derselbe eine derartige Bekanntschaft gemacht hat, dass er sie nicht wieder belästigt.

Diese Western men haben den Vortheil, dass ihnen der Grund und Boden, auf dem sie sich niederlassen, bis zum Betrage von 160 Acker, gleich ca. 200 Morgen, als Eigenthum zufällt, wenn er, wie dies in den Plains meist der Fall ist, der Regierung gehört; sie haben nur die Kosten der spätern Vermessung und des Besitztitels zu tragen, die im Ganzen 25 Thaler ausmachen. Die richtigen Western men halten nur so lange auf ihren Farmen aus, bis dass die Bevölkerung in ihrer Nähe dichter geworden ist, wodurch ihre Aecker einen höhern Werth erhalten. Sie verkaufen dann ihre Farmen an Ruhe liebende Leute wie deutsche Einwanderer und ziehen mit ihren Planwagen und Hausthieren wieder in die Avantgarde. —

Die Gegend wurde immer belebter, hin und wieder wurden einige Bäume sichtbar, die Farmen nahmen zu und selbst an den Eisenbahnstationen konnte man einen Fortschritt erkennen.

Die grössere Masse der Stationshäuser dieser neuen Bahn bestand aus einfachen Holzbuden, oft standen sie isolirt da, oft nur in Begleitung einiger Leinwandzelte, nur an grösseren Orten waren sie aus Stein gebaut; jetzt erhielten sie ein civilisirteres Ansehen und schienen den Anfang zu bilden von neuen Ortschaften, die schnell an der Bahn entlang entstehen werden, wie ich sie auf dem andern Ufer des Missouri bereits vorfand.

Um 7 Uhr nahmen wir in Fremont das Frühstück ein und verloren bald darauf die sich nach Süden wendende Platte aus dem Auge. Bei dem starken Gefälle rollte der Zug auf der schnurgeraden Bahn mit rapider Geschwindigkeit bergab, ein langer junger Laubwald raubte uns lange Zeit die Aussicht, endlich erschien die ganze Gegend voll von blühenden Farmen, Feldern und Vieh, und bald waren wir am Endpunkte Omaha. Erst 1854 gegründet, gehört der Ort zu jenen amerikanischen Städten, deren Aufblühen durch die günstige geographische Lage garantirt ist. Mit dem Vortheile der Wasserstrasse des Missouri verbindet er den der vielen Eisenbahnen, die hier am Endpunkt der Pacific-Bahn münden müssen. 1860 hatte Omaha noch nicht 1900 Einwohner und bei meiner Anwesenheit 1869 bereits über 18,000. Die Strassen waren noch nicht gepflastert, doch waren sie schon auf eine deutsche Meile im Umkreise abgesteckt. Gas brannte bereits in den bewohnten Theilen, und eine Wasserleitung war im Bau begriffen. Die Häuser bestanden meist aus Holz, nur ein weithin sichtbares Gebäude war von einigem Ansehen und stand ziemlich herausfordernd auf dem höchsten Punkte des am linken Missouri-Ufer sich hinziehenden Ortes. Es war das ehemalige Capitol des Staates, denn Omaha war schon einmal Hauptstadt des Territorium Nebraska gewesen. Da sein Wachsthum indess ohnehin gesichert schien, so verlegte man die Hauptstadt amerikanischem Gebrauch gemäss nach dem kleinern Ort Lincoln.

Omaha ist ein Ort, in welchem von den jetzt mit einigen Mitteln hinkommenden Einwanderern durch den natürlichen Lauf der Dinge Millionen gewonnen werden müssen, ohne dass sie sich deswegen in gewagte Unternehmungen einzulassen brauchen. Grundstücke, die jetzt hundert Dollars kosten, werden nach einigen Jahren tausend, und nach einem oder mehreren Jahrzehnten, wenn die Lage ein glücklich gewählte war, hundert Tausend werth sein. Die Kaufleute, die sich dort niederlassen, reell sind und Vertrauen finden, können En gros Kaufleute ersten Ranges werden u. s. w.

Solche Plätze wie Omaha sind die Arena für junge Amerikaner, welche das Bestreben haben, etwas leisten zu wollen. Es vergeht ein Jahrzehnt, in welchem das Nothwendigste erst geschaffen werden muss, Alles sehr theuer ist und manche Entbehrungen die Einwohner drücken, doch jedes Geschäft, jedes Unternehmen muss gedeihen, wenn es mit Kenntniss amerikanischer Verhältnisse und vernünftig eingeleitet ist.

Die Basis des künftigen Reichthums ist die constante europäische Einwanderung, welche das Land bevölkert, mit ihrer Arbeit die anliegenden Länder urbar macht, Rohprodukte erzeugt und ihre Bedürfnisse aus den Städten entnehmen muss.

In den neuen Plätzen dieser Art, dessen Bewohner sich aus Farmern, Kaufleuten und Handwerkern zusammensetzen, findet niemals ein so wildes Treiben statt, wie wir es in den Minengegenden verfolgt haben. Die Gesellschaft constituirt sich hier schnell und ziemlich geräuschlos. Nach dem Muster der alten amerikanischen Städte werden die Einrichtungen zur Selbstverwaltung und Selbstregierung getroffen und sind erst mehrere Plätze bevölkert, so werden dem Territorium auch bald die Staatenrechte zuerkannt.

Um eine Idee von der amerikanischen Selbstregierung zu geben, kann ich hier auf die Städteverwaltung einen Blick werfen. Sie hat viel Aehnlichkeit mit unserer, da die Aldermen, welche den City Council bilden, ebenfalls wie unsere Stadtverordneten vom Volk gewählt werden. Sie bestimmen die Steuern und geben die Entscheidung in allen städtischen Angelegenheiten. Die Bewilligung aller Ausgaben hängt von ihnen ab.

Nur in wenigen grösseren Städten besteht zur grösseren Controlle neben dem board of Aldermen noch ein board of Delegates, so dass die ersteren unserm Stadtrath, die Delegaten unsern Stadtverordneten ähnlich sind.

Das Volk erwählt nun aber auch durch direkte Wahl alle städtischen Beamten wie den Mayor, unsern Bürgermeister, den Ingenieur, der den Stadtplan und alle Bauten zu entwerfen, zu veranschlagen und zu beaufsichtigen hat, den Con-

trolleur, der alle Rechnungen und Ausgaben zu controlliren hat, den Treasurer oder Schatzmeister, welcher die Casse verwaltet, den Townclerk oder Stadtschreiber, der die Statistik der Stadt current erhält, Listen der Wähler und Correspondenzen der Stadt nach Aussen führt, den Chef der Polizei, der die Functionen unseres Polizeidirectors oder Präsidenten versieht, das board of public schools, eine Commission, welche für die Anlage von Volksschulen sorgt und sie überwacht, endlich eine Menge anderer Beamten, je nach der Grösse und dem Bedürfniss der Stadt. In einer kleinen Stadt können mehrere Functionen von einer Person verwaltet werden, in einer grossen wird für eine Function öfters ein board of commissioners, d. h. eine Commission gewählt. Die Eintheilung der Stadt in Bezirke oder Wards findet nur von der Polizei statt.

Zu den Wahlen beordert der City council für jeden Ward eine Commission zur Leitung der Wahlen. Alle Beamten werden wie der City council nur auf einige Jahre gewählt und die Büreau-Beamten von jedem neu gewählten Beamten angestellt. Es schliesst dies nicht aus, dass wie es häufig geschieht, manche als tüchtig erprobte Beamten, wie der Ingenieur und der Controlleur immer wieder gewählt werden, auch dass neue Beamten das vorgefundene eingeschulte Büreaupersonal übernehmen und beibehalten, aber der beständige Wechsel des Personals ist im Allgemeinen Princip. Es stammt aus dem demokratischen Motiv, dass Jedermann zu jedem Amte ohne Examen Zutritt haben muss, wäre aber doch vielleicht schon gefallen, wenn dieser junge Staat darunter mehr litte, als durch festangestellte Beamte, welche sich einen speciellen Beruf zur Lebenscarriere aussuchen, eine Geschäftsroutine erlangen, demnächst aber in der Büreaukratie erstarren.

In den eigenthümlichen nordamerikanischen Verhältnissen bewährt sich dieser uns kaum verständliche Beamtenwechsel. Stadt und Land entwickelt sich zu schnell, als dass derselbe Beamte alle Phasen mit gleicher Ergebenheit durchmachen könnte. Er soll ein lebendiges thätiges Werkzeug für den

Volkswillen sein, dieser verändert sich aber mit dem schnellen Fortschritt des materiellen Wohlbefindens von Stadt und Staat so schnell, dass nach einigen Jahren ein unbefangener neuer Beamte bessere Dienste leisten wird, als der durch die früheren Verhältnisse befangene alte.

Die Beamten sind gut bezahlt, damit jeder arme Bürger sein Geschäft aufgeben und ein Amt übernehmen kann. Das Gehalt steigt auch nicht mit dem Ansehen des Postens, sondern gewöhnlich ist dasjenige Amt am besten dotirt, welches der meisten Arbeit des Trägers bedarf. Die Beamten haben in gewisser Beziehung einen grossen Spielraum, da sie nicht durch ein Uebermaass von Gesetzen, erläuternden Bestimmungen und abändernden Zusätzen belästigt sind, sondern mit einiger Willkühr die Gesetze handhaben können; auf der andern Seite sind sie genöthigt, im Geiste des sich geltend gemachten Volkswillens ihr Amt aufzufassen. Sie sind aber die bewegenden Elemente dieses Willens gewesen, und wird es ihnen um so leichter mit diesem zu harmoniren, als ihnen durch die Wahl ein stillschweigendes Anerkenntniss ihrer Autorität von den Mitbürgern ausgestellt ist, ja es wird ihnen mit dem Rückhalt jener Volksmajorität oft erlaubt sein, die Grenzen der Amtsbefugniss zu überschreiten. Es ist der sich mehr als in irgend einem andern Lande geltend machende Volkswillen, der eigentlich regiert.

Mit dem Worte „Volkswille" wird grosser Missbrauch in Europa getrieben, dessen Länder eine andere Geschichte und Gliederung haben wie die nordamerikanische Union. Hier, wo keine historischen Rechte existiren und bis auf wenige Theile am atlantischen Ocean nie existirt haben, wo Gleichberechtigte verschiedener Nationen zusammen kommen, die keiner Person, keinem Staate ein Vorrecht einräumen werden, wo die besitzende Classe so gross und die dienende so klein ist, wo die niedrigste Volksschicht eine ganz leidliche Bildung besitzt, hier hat auch das Wort Volkswille eine dem Worte annähernde Bedeutung.

Freilich ist es die Majorität, die den Volkswillen darstellt, und geschieht Manches nur zum Wohlergehen der Ma-

jorität des Volkes, doch auf die Majorität wirkt vor der Abstimmung die Autorität oder Bildung ein. Sie wirkt nicht immer direkt, sondern oft nur indirekt, gleichsam vorbereitend durch den Kampf der Parteien im Staate, der von einer so ausgedehnten und viel gelesenen Presse unterstützt wird, wie man sie in keinem andern Lande in auch nur annähernd dem Maasse findet.

Lassen wir vorläufig die Parteien ausser Acht, so ist die absolute Macht auffallend, welche die Majorität über die Minorität zur Geltung bringt. In einer Monarchie wird stets eine gewisse Rücksicht gegen jede Minorität genommen, wenn sie nicht zu unansehnlich und unwichtig ist, nicht so in der ganz demokratischen Republik Nord-Amerika's, in welcher auf specifisch demokratischem Gebiet allerdings kein Widerstand mehr vorhanden ist. Hier wird mit aller Erregtheit in der Presse und mit Reden gekämpft und alle Mittel für den Wahlkampf oder für eine Abstimmung in Bewegung gesetzt. Sobald dies aber stattgehabt hat, beobachtet die Minorität ein nachgebendes Stillschweigen, während die Majorität mit vollem physischen und moralischen Uebergewicht ihrem Willen Ausdruck giebt. Dieser Wille ist alsdann die einzige Autorität, er ist der Volkswille dem sich gewöhnlich noch der grosse Theil des unbestimmten, unklaren oder indifferenten Volkes anschliesst.

Diesem Majoritätswillen ist vorzuwerfen, dass er eine zu grosse Macht hat, wie ihn keine Monarchie, Aristokratie oder Republik jemals auf die Dauer besessen hat. Rücksichtslos schliesst er Alle von öffentlichen Aemtern aus, die nicht der Majoritätspartei angehören und doch gute Beamte sein könnten. Es liegt in ihm eine Gefahr für die Gesellschaft und den Staat, da diese Majorität des Volkswillens oder die Volkssouverainetät keine Schranken hat und daher despotisch werden kann, wie solches bei der Behandlung der Südstaaten zu beobachten ist. Ich spreche hier von den **Beamten.** Sie sind selbständig und nur ihrem Gewissen verantwortlich, da sie keine controllirenden höheren Instanzen kennen. Man hört viel von ihrem egoistischen Ausnutzen der Stellen und

die Zeitungen werden nicht müde von Betrügereien zu sprechen, welche Beamte der Gegenpartei sich zu Schulden kommen lassen. Gewiss sind solche dort leichter auszuführen als bei uns und kommen auch häufig vor, doch die grossen Summen, welche die Steuerzahler aufbringen, können nicht in solchem Maasse in den Taschen der Beamten verschwinden, wie es die Presse zu behaupten beliebt, da die Rechnungslegung jeder öffentlichen Casse mit allen Details stets in der Local- respective Staatspresse veröffentlicht wird und die Nachrechnung von den in Folge des häufigen Beamtenwechsels zahlreichen Eingeweihten recht eingehend betrieben wird, die bei dem stets regen Parteikampf jede Schwäche der Gegenpartei angreifen und ausnutzen.

Sehr viel Geld ist zur Einrichtung des Staates, der Grafschaften und der Städte nothwendig. Die vielen Beamten, Deputirten, Senatoren etc. verursachen auch bedeutende Kosten. Die Amerikaner wünschen in verhältnissmässig wenigen Jahren alle die öffentlichen Einrichtungen zu haben, die wir seit Jahrhunderten besitzen. Strassen bauen, Gewässer reguliren, Gebäude für Verwaltung, Gerichte, Schulen, Gefängnisse und dergl. mehr, dabei Alles geräumig und solide; das kostet viel Geld, zumal in einem Lande, wo die Arbeit so theuer bezahlt wird. Der Amerikaner nennt dies: das Land aufbauen, „building up the country". Solche Betrügereien, wie sie vor wenigen Jahren von dem Oberrevisor oder Controlleur Tweed im Bunde mit einigen ebenso raffinirten Helfershelfern unter dem Namen des Tamany Rings in New-York vorkamen, der die Stadt um Millionen betrogen hatte, sind eben bei dem einfachen amerikanischen Rechnungswesen, verbunden mit der Beamtenwahl möglich, wären aber auch in jedem andern Staate der Union früher zur Sprache gekommen. New-York, in welchem der grösste Theil der üblen europäischen Einwanderung sitzen bleibt und das sich daher eines übelberüchtigten grossen Mobs erfreut, dessen Leiter sich von selbstsüchtigen Politikern leicht erkaufen lassen, zeichnet sich anerkanntermassen am wenigsten durch gute Wahl der Beamten aus, so dass jene Betrügereien ihrer Zeit mehr Auf-

sehen in Europa, als in Amerika erregten. Herr Tweed sitzt übrigens mit Genossen 12 Jahre in der Penitentiary, d. h. Zuchthaus zu Blackwell's Island.

In New-York werden durch den Confluxus zahlreicher unsittlicher Elemente in den untersten Schichten, welche die Arbeitermassen mehr oder weniger inficiren, sowie durch den in einer Weltstadt mit ihrem gewaltigen Handel stets verbundenen Schwindel und der daraus resultirenden unsicheren gegenseitigen Controlle stets unlautere Subjecte sich in die Beamtenstellen einzuschleichen wissen.

Anders ist es in den alten Neu-Englandstaaten. Dort hat sich die städtische, sowie die staatliche Organisation bereits derartig entwickelt, dass Unterschleife eine grosse Seltenheit sind und durch gute Partei-Organisation auch passende Individuen zu den verschiedenen Aemtern gewählt werden. Im Westen, wo die Organisation an den verschiedenen Plätzen in ihren verschiedenen Stadien zu beobachten ist, wird selbstredend in kleineren Verhältnissen eine grössere gegenseitige Controlle stattfinden können als an den Punkten, wo sich schnell ein grosse Einwohnerzahl ansammelt. Je nach den örtlichen Bedürfnissen ist daher auch die Beamtenzahl und der Verwaltungs-Mechanismus grösser oder kleiner; die Organisation selbst aber hat, da sie auf demokratischer Grundlage ruht, in den verschiedenen Theilen der Republik grosse Aehnlichkeit, sei es am Pacific-Ocean, am mexicanischen Meerbusen oder am Michigan-See.

In gleicher Weise bilden sich die Staaten; ihre Verfassungen sind nicht gleich, sie sind aber ähnlich. Auf gleichen demokratischen Principien aufgeführt ist ihr Gebäude, je nach den eigenthümlichen Verhältnissen und Ansprüchen des betreffenden Landes in einzelnen Branchen mehr oder weniger ausgebaut.

Die Geschichte Amerika's ist so verschieden von der aller übrigen Staaten, dass man zum Verständniss der politischen und socialen Verhältnisse vor Allem die Entstehung und Entwickelung der United States im Auge behalten muss, die sich aus selbstständig entwickelten Colonien zu einem

Staatenbunde verbanden unbeschadet der Individualität der Einzelstaaten, während in Europa die Staaten durch ihre Monarchen zusammengefügt worden und von ihnen also von oben herunter ihre Einrichtungen erhielten. Die Monarchen bauten den Staat aus und entwickelten ihn, während in Nord-Amerika die Gesellschaft sich selbst zusammenthat und sich in kleinerer sowie grösserer Gemeinschaft formirte, wie dies noch heute geschieht.

Haben sich in einem Territorium mehrere Plätze, sogenannte Citys, gebildet, und ist die Einwohnerzahl so angewachsen, dass eine Staatsmaschine unterhalten werden kann, so tritt solch Territorium durch Delegaten zu einer Convention zusammen und beschliesst alsdann, durch den Territorialdeputirten in Washington den Antrag auf Zulassung als Staat beim Congress stellen zu lassen; gleichzeitig wird die von der Convention beschlossene Staats-Constitution zur Bestätigung vorgelegt.

Der Congress prüft die Lebensfähigkeit des zukünftigen Staates, die Uebereinstimmung der Constitution mit den demokratischen Principien der Unionsverfassung und ertheilt, wenn allen Bedingungen entsprochen ist, dem neuen Staate ein Charter, in welchem gleichzeitig die Grenzen desselben genau bezeichnet sind.

Dieser neue Staat, von dem wir später gelegentlich Kenntniss nehmen wollen, theilt das Land unter Berücksichtigung der Städte in Counties d. h. Grafschaften ein und gewährt den Städten, die darum nachsuchen, das Recht, ein township oder Stadtbezirk zu bilden, welcher jedoch einer Grafschaft zugetheilt bleibt. Das township erhält dann ebenfalls sein Charter, durch welches die vorgeschlagene Stadtverfassung nach Prüfung bestätigt oder der Stadt zur Verbesserung wieder zurückgegeben wird. Die Grenzen der Stadt, sowie die Bedingungen, die dieselbe dem Staate und der Grafschaft gegenüber zu erfüllen hat, werden im Charter besonders ausgesprochen. Im Uebrigen steht dem Staat weiter kein Recht zu, sich in die Angelegenheiten der Stadt zu

mischen. Die Counties wählen zur Selbstverwaltung ihre County courts und ebenfalls ihre Beamten.

Der County court, der in manchen Staaten aus wenigen z. B. 3—5 Personen, in anderen aus mehr z. B. 10—15 besteht, vereinigt alle Pflichten, die bei uns der Landrath, Kreisausschuss und Kreistag zusammen besitzen. Er verbindet ferner mit der Verwaltung die Eigenschaft eines Verwaltungsgerichts. Er beschliesst die Höhe der Steuern, die Anlage von Wegen, öffentlichen Bauten etc. und führt das aus, was die Staats-Legislatur beschlossen hat. Zu seiner Disposition stehen die von den Wählern der County gewählten Beamten wie „Ingenieur" für die Wege, den Brückenbau, öffentliche Bauten etc. Der „Assessor", welcher die Steuern einzutreiben hat und dazu Collecteure ernennt, der „Schatzmeister" für die Casse und andere, je nach Bedürfniss. Die Hauptsache bleibt die Einnahme und Ausgabe der Steuern, zu deren Controlle die detaillirten Rechnungen beständig in der Localpresse veröffentlicht werden.

In Missouri besteht der County court aus drei Personen, die Grafschaft ist nach der Bevölkerungsziffer in drei Distrikte eingetheilt, ohne etwa vorhandene Townships dabei zu theilen. Die Organisation eines Townships geschieht hier nur dann, wenn die Majorität der Grafschaft dies gestattet. Man sieht also, dass die ausgedehnteste Selbstverwaltung sowohl der Stadt, der Grafschaft wie des Staates gewahrt ist und keine Gesetze von Körperschaften octroirt werden können, in denen uninteressirte Deputirte anderer Landestheile Sitz und Stimme haben, welchen die nöthige Localkenntniss abgeht. Man gewahrt also in den Verhältnissen der Union zu den Staaten, der Staaten zu den Grafschaften und dieser zu den etwa vorhandenen Stadt-Bezirken eine natürliche Decentralisation. Jedes Glied regiert sich selbst und nimmt nur Antheil an Pflichten der grösseren Gemeinschaft, sobald die Interessen derselben als solche berührt sind. Einer grösseren Centralisation ist schon dadurch vorgebeugt, dass die Beamten der kleineren Gemeinschaften zu denen der grösseren in keinem subordinirten Verhältniss stehen. Es giebt nur unabhängige

gleichberechtigte Beamten. Da ich nicht zu tief in das Detail der amerikanischen Selbstverwaltung eindringen, sondern meinen Freunden nur eine Idee von dem geben will, was man dort um sich sieht und hört, so nehme ich den Faden meiner Reise wieder auf.

Ich hatte die Wahl, von Omaha per Dampfschiff nach St. Louis zu gehen oder per Eisenbahn. Da mir jedoch nach den langen Touren auf dem Parana die Fahrten auf Flüssen mit flachen Ufern zuwider geworden sind, so zog ich die Eisenbahn vor. Ein Dutzend Hôtel-Agenten, Omnibusführer und was mir neu war, Eisenbahn-Agenten, welche ihre Eisenbahnen anpriesen, machten solch Getöse, dass man eigentlich Nichts verstand. Von Omaha nach New-York kann man seinen Weg sowohl über St. Louis wie Chicago wählen. Ich beabsichtigte beide Städte zu besuchen, um gleichzeitig das Schicksal der deutschen Einwanderung so viel als möglich durch eigene Anschauung kennen zu lernen, die ihren Weg nach dem Westen meist in diese beiden Städte nimmt.

Die jetzt fertige Brücke über den Missouri bei Omaha war damals im Bau begriffen, man musste deshalb den richtigen Omnibus wählen, um nach der betreffenden Eisenbahnstation auf dem andern Ufer gefahren zu werden. Mein Begleiter seit San Francisco, Herr K., hatte mich verlassen, um von seiner wider Erwarten wohlbehaltenen Ankunft telegraphisch nach Hause Nachricht zu geben und Omaha kennen zu lernen, dessen primitives Aussehen mich nicht weiter anzog. Trotz verschiedener absichtlich falscher Zurechtweisungen fand ich meinen Platz im richtigen Omnibus und wurde bald von Colporteuren derartig mit Reclamen überhäuft, dass mein ganzer Schooss voll Papier war und ich daraus hinreichend den amerikanischen Humbug kennen lernen konnte. Neben Anpreisungen von Hôtels waren es nämlich Eisenbahnpläne der verschiedenen Routen, sämmtlich falsch gezeichnet, so dass die sich empfehlende Eisenbahn eine gerade Linie darstellte, die Concurrenzbahn weggelassen und die sich abzweigenden Bahnen flüchtig behandelt waren.

Unser Omnibus, von vier eleganten grossen Schwarz-

braunen gezogen, fuhr uns am Ufer entlang auf eine Dampffähre, auf welcher noch zwei vierspännige Omnibus und mehrere zweispännige Wagen Platz nahmen.

Der Steuermann steht auf diesen grossen Fähren und Flussdampfschiffen immer auf einem hölzernen Thurme in der Mitte des Fahrzeuges. Der Ort am andern Ufer heisst Council Bluff, er liegt bereits im Staate Jowa und ist später wie Omaha entstanden, welchem er Concurrenz macht.

An einer sehr primitiven Station, wo wir keine Gelegenheit fanden, unsern Hunger zu stillen, wurden wir abgesetzt und fuhren bald im Thale des Missouri weiter. Die Bahn war erst seit einem Jahre eröffnet, doch das Gelände zu beiden Seiten bereits mit Farmen bedeckt, die hier besonders viel Schweinezucht treiben, ein grosser Handelsartikel von St. Louis. Sehr reinlich sehen die Häuser aus, welche meist nur aus Holz gebaut sind. Die einzelnen Stücke werden in grossen Massen fabrikmässig geschnitten und verarbeitet, erhalten Nummern und kommen als sogenanntes Lumber in den Handel. An allen neuentstehenden Orten trifft man solche Lumber Yards (Holzhöfe) an, wo man Häuser von verschiedener Grösse erstehen kann. Man nimmt die einzelnen Stücke mit und setzt sich sein Haus wie ein Spielzeug zusammen. Eine zweite Eigenthümlichkeit sind die Zäune, Fences, mit denen jedes Eigenthum umgeben ist, eine gewiss sehr praktische Einrichtung in einem neuen Lande, da hierdurch alle Grenzstreitigkeiten vermieden werden. Hat ein Eigenthümer in gewisser Zeit sein Land nicht eingezäunt, so verliert er das Besitzrecht. In holzarmen Gegenden ist dies eine theure Ausgabe, doch erspart es die Hirten bei dem weidenden Vieh, und die Fruchtbarkeit des Bodens bringt die Unkosten bald heraus. Diese Fruchtbarkeit in den Staaten am Mississippi und seinen Nebenflüssen übt die Hauptanziehungskraft aus, die uns aus Deutschland einen nicht unansehnlichen und gerade kostbaren Theil der Bevölkerung raubt.

Ich will über die Fruchtbarkeit keine Zahlen geben, sie wird mitunter übertrieben, häufig aber unterschätzt. Die Thatsache, dass die ländliche Bevölkerung in unsern frucht-

baren Landstrichen noch nicht vom Auswanderungsfieber ergriffen worden ist, spricht dafür, dass unsere fruchtbaren Provinzen es in Betreff der Fruchtbarkeit verbunden mit den sonstigen Handels- und Verkehrsverhältnissen mit Amerika aufnehmen können. Wenn ich daher hier die Bewohner unserer ärmeren Landstriche im Auge habe, bei denen auch die Verkehrsverhältnisse gewöhnlich noch gegen die der wohlhabenden Gegenden zurückstehen, so will ich versuchen, die Verhältnisse darzulegen, wie sie mir erschienen sind, da sich dann vielleicht Mittel finden der Verschlimmerung dieses in den Ostseeländern und einigen Theilen von Süddeutschland bereits anscheinend unheilbar gewordenen Uebels vorzubeugen.

Wie auf der ganzen Reise hatte ich mir speciell in Nord-Amerika zur eigenen Unterhaltung die Ergründung der Chancen der deutschen Auswanderung in den verschiedenen Ländern als Aufgabe gestellt. Auf den langen und langweiligen Eisenbahnfahrten fand ich Gelegenheit, aus dem Munde vieler ausgewanderter Deutschen ihre Hoffnungen, Schicksale und jetzigen Verhältnisse kennen zu lernen und bin deshalb auch gerade im Westen auf vielen Farmen in den verschiedenen Staaten gewesen, um ihre Wirthschaft selbst in Augenschein zu nehmen. Ich lege hier kurz das Ergebniss meiner Beobachtungen nieder, zu denen die meisten Capitel dieses Buches als Vervollständigung dienen können.

Ich spreche hier wie gesagt bloss von der uns am empfindlichsten treffenden grossen Masse jener ländlichen Auswanderer, die mit Familien und einigen hundert Thalern als „Colonisten“ nach Nord-Amerika kommen und nicht von den ganz unbemittelten Bahnarbeitern, von Handwerkern, Kaufleuten und gebildeten Glücksrittern. Die verschiedenen Schichten der Gesellschaft haben bei der Auswanderung sehr verschiedene Chancen, auf die ich später einzugehen Gelegenheit haben werde.

Jene Familien, die in Deutschland dem Bauern- oder Tagelöhnerstande angehört haben, sind gewöhnlich durch Verwandte oder Bekannte, die ihnen vorausgezogen waren, brief-

lich zur Uebersiedelung bestimmt worden. Die Nachrichten von den schönen Erndten und von dem billigen Acker sind gewöhnlich die durchschlagenden Beweggründe gewesen, dass alles Besitzthum in Deutschland zu Geld gemacht und mit Weib und Kindern die weite Reise angetreten wurde. Auf die vortrefflichen Einrichtungen in Castle Garden zu New-York, dem Haupteingangsthor der ganzen Einwanderung, komme ich später zu sprechen. Dieselben machen es möglich, dass die einwandernde Familie, wenn sie sich über ihr Reiseziel klar ist, ohne Belästigung auf billigste Weise dasselbe erreicht, wozu noch die Vereine und Commissionen kommen, welche fast in jedem Staate gebildet sind, um unentgeldlich mit Rath und That dem neuankommenden Einwanderer zu helfen. Die wenig bevölkerten Staaten haben sogar Fonds ausgeworfen, die zur Unterstützung einwandernder „Colonisten" verwandt oder an dieselben gegen allmähliche Rückzahlung verliehen werden.

Gewöhnlich hat den ländlichen Auswanderern der Verkauf von Hab und Gut in der Heimath so viel eingebracht, dass nach Bestreitung der mässigen Reisekosten einige hundert Thaler übrig bleiben. Sind Verwandte oder Freunde da, die sich einer ankommenden Familie annehmen, so gelingt es derselben bald, sich eine Häuslichkeit und unabhängiges Eigenthum zu erwerben. Natürlich treten stets gewisse Enttäuschungen ein, denn mindestens muss so angestrengt gearbeitet werden als in der alten Heimath, und Jahre vergehen, bevor eine arme Familie sich der gewählten neuen Heimath wirklich erfreuen kann. Es ist nicht die Feldarbeit, sondern die Einrichtung der ganzen Wirthschaft, dort wo früher Nichts war, welche die unerwartete Arbeitslast veranlasst. Auch decken die Einkünfte in den ersten Jahren kaum die Ausgaben, da Vieles angeschafft werden muss, und jeder Artikel gerade auf dem Lande sehr theuer ist. Sind mehr Mittel vorhanden, so kann sich bei einiger Vorsicht das Schicksal schneller günstig gestalten.

In dieser Art hat eine Familie die andere hinübergezogen, und ist es an Ort und Stelle leicht zu verfolgen, wie sich diese

deutschen Colonien auf Grund alter Verbindungen ausbreiten. Mitunter gelangen sie dadurch nicht in die besten Gegenden und müssen Lehrgeld zahlen, ehe sie Land und Leute kennen gelernt haben. Manche haben auch Unglück und Verluste, doch ist dies die Ausnahme, nicht die Regel; ein deutscher Colonist hat dann immer noch so viel Credit, dass es ihm leicht gelingt, eine Farm zu pachten, so dass er mit seiner Händearbeit etwas schaffen kann.

Die deutsche Einwanderung ergiesst sich jetzt in alle nördlichen Staaten, namentlich aber in die für sie geeignetsten Landstriche im Westen zwischen dem 35. und 47. Breitengrade. Ein langer Sommer und kurzer Winter begünstigen die Ackerbestellung und Erndte. Ebenso steht die geringere Feldarbeit auf dem fruchtbaren Boden verbunden mit einer ziemlich sicheren Erndte in keinem Verhältniss zu der angestrengten Arbeit mit unsicherer Erndte in unseren nördlichen Provinzen. Man lasse sich nicht täuschen durch einige von Unglück heimgesuchte oder träge Colonisten-Familien, oder auch solche, welche sich vielleicht gar nicht mal im Ackerbau versucht, sondern irgend eine andere Beschäftigung bequemer gefunden haben, durch die Geldkrisis und den Stillstand von Fabriken ausser Brod gekommen sind und schliesslich vielleicht durch Unterstützung opferwilliger Landsleute die Rückkehr ermöglicht haben. Den meisten „Colonisten" geht es nach einigen Jahren angestrengter Arbeit besser. Ein alter schwäbischer Bauer, von dem ich hörte, dass er in seiner Heimath den Bauerhof verkauft habe und ziemlich bemittelt mit zahlreicher Familie in Missouri angelangt war, sagte mir bezeichnend:

„In meiner Heimath hätte ich nur einem Sohne einen Bauernhof hinterlassen können, hier habe ich für jeden meiner vier Söhne einen erworben".

Wären die Verhältnisse nicht der Art, dass die Familien nach einigen Jahren prosperirten, so hätte die Auswanderung nach Nord-Amerika schon lange einen ähnlichen Ausgang genommen wie die nach Brasilien und hätte nie solche Steigerung erfahren können, wie in den Jahren von der ameri-

kanischen Geldkrisis 1857 bis zu der neuen von 1874 der Fall war, nach welchen Krisen stets eine Verminderung der Auswanderung als Rückwirkung eintritt, jedoch mehr von Arbeitern und Handwerkern, als von Colonisten. Es mögen auch viele Agenten thätig sein, welche für Eisenbahn-Compagnien, die viel Land besitzen, Colonisten anwerben, um die uncultivirten Gegenden zu bevölkern, durch welche die Bahnen stellenweise führen, doch selbst diesen scheint es nicht so ganz schlecht zu gehen, da von dort nie solche Berichte, wie von den geworbenen Einwanderern nach Brasilien, trotz der schnelleren und billigeren Verbindung bekannt geworden sind.

Was den Preis des Landes betrifft, so ist er sehr verschieden. In der Nähe grosser Städte oder in regen Verkehrsgegenden ist er so hoch und auch höher wie bei uns, weit abgelegen von einer Eisenbahn hat er wenig Werth. Von den Südstaaten spreche ich noch später. Zu 10 bis 20 Dollars der Acker, was ungefähr soviel wie 10 bis 20 Thaler der Morgen, erhält man schon gutgelegene fruchtbare Aecker in den Mississippi-Ländern. An den Eisenbahnen unweit der westlichen Culturgrenze ist der Boden noch billiger, z. B. die Kansas-Pacific-Bahn verkauft ihn mit 2 bis 6 Dollars pro Acker. Die Preise differiren von den höchsten bis zu den niedrigsten.

Regierungsland kann man, wie ich schon sagte, bis zu 160 Acker, gleich ca. 200 Morgen umsonst erhalten, wenn man sich darauf niederlässt, und wer dies nicht thut, kann es bis zu einer gewissen Anzahl Aecker mit $2^1/_2$ Dollars pro Acker erstehen, muss aber das betreffende Fence darum anlegen und es von Zeit zu Zeit controlliren, denn lässt sich Jemand anders darauf nieder, so erhält solch sogenannter „Squatter" nach einer bestimmten Zeit Besitzrecht. Das herrenlose Land gehört der Union, nicht dem einzelnen Staate und steht unter dem Land Commissioner zu Washington. Nach dessen Ausweis vom Jahre 1873 waren noch über 1200 Millionen Acker nicht vermessen, also zur Disposition des Staates ausser den vermessenen; hierunter freilich viel Ge-

birge und steriles Land, über 1,300,000 Aecker waren zu $2^1/_2$ Dollars pro Acker im vorhergehenden Jahre verkauft, $^1/_2$ Million Aecker waren an Ansiedler unentgeltlich gegeben, ca. $^1/_2$ Million an landwirthschaftliche Academien und einige Millionen an Eisenbahnen.

Die durch Regierungsländereien führenden Eisenbahnen erhalten, weil sie uncultivirte Landstriche in den Verkehr ziehen, gewöhnlich neben der Bahn ein oder mehrere englische Meilen tief Land, welches regelmässig abwechselnd auf einer oder der andern Seite der Bahn liegt.

In den älteren Staaten besitzt die Union kein Land mehr, sondern nur noch im Westen an der Culturgrenze und darüber hinaus. Diese wenig weitsichtige Domainenwirthschaft ist eine Folge des amerikanischen Staatenbildungsprocesses und des beständigen Beamtenwechsels, so dass selten ein Beamter einen fernblickenden staatsmännischen Standpunkt einnimmt, fast alle vielmehr bloss den augenblicklichen Wünschen und Bedürfnissen des Volkes Genüge thun, von dem sie ihr Mandat erhalten haben.

Eine gut regierte Monarchie würde unter obwaltenden Verhältnissen einzelne Strecken Land an verschiedenen Stellen womöglich in jeder County als Domainen reserviren, welche von Jahr zu Jahr einen höheren Werth erhalten und das Budget dadurch bedeutend entlasten könnten; in dieser sich selbst constituirenden Republik wird aber Alles verausgabt. Trotzdem sich in den älteren Staaten alles Land in Privathänden befindet, wird nicht die Hälfte, vielleicht nur $^1/_5$ oder $^1/_{10}$ cultivirt, es ist also kein Bedürfniss vorhanden, alles Land wegzugeben, so lange im Westen noch grosse Flächen unbevölkert sind. Die Vereinigten Staaten, welche in die angenehme Lage hätten kommen können, mit dem Ertrage der Domainen ihre ganzen Ausgaben zu decken, also steuerfrei zu werden, da sie ein Minimum von Truppen und wenige Schiffe zu unterhalten brauchen, haben ziemlich die höchsten Steuern in der Welt. Diese Steuerlast ist ein wohl zu berücksichtigendes Moment, um gegen die Auswanderung zu wirken. Noch wirksamer dürfte aber, was die ländliche Aus-

wanderung anbetrifft, wohl das entschieden gebotene Bestreben sein, der Bevölkerung in den unfruchtbaren Landstrichen unseres Vaterlandes jede irgend mögliche Unterstützung zuzuführen, damit sie nur überhaupt dort aushält, wo ihnen nach vieler und angestrengter Arbeit in den meisten Jahren eine mässige Erndte, häufig aber eine dürftige zu Theil wird.

Ist es denn aber nöthig, dass alle Landstriche so bevölkert bleiben, wie bisher, da doch unsere Gesammteinwohnerzahl noch immer der Art steigt, dass die Zunahme der Bevölkerung in vielen Gegenden die Abnahme in anderen überwiegt? Gewiss ist es nöthig; denn die Zunahme erstreckt sich meist nur auf die Bevölkerung der grossen Städte und Fabrikgegenden, es ist aber wünschenswerth, dass die Zahl der ländlichen nicht abnimmt, wenn die der städtischen wächst.

Die Landwirthschaft bedarf in Zukunft trotz der vielen neuen Maschinen bei rationeller intensiver Wirthschaft ebenso vieler Arbeiter wie bisher, andern Falls wird das Land nicht ausgenutzt, die Production schwächer und die wachsende Bevölkerung mit der Zeit immer mehr abhängig vom Import des Auslandes. Eine solche Abhängigkeit, welche die Ernährung der eigenen Landesbewohner bei politischen Verwickelungen möglicher Weise in Frage stellen kann, ist aber stets ein ungesundes Verhältniss. Ferner ist zu beachten, dass die grossstädtische und Fabrikbevölkerung mehr oder weniger in vielen Schichten degenerirt, wie bei den Rekruten-Aushebungen festgestellt ist, sie würde dies noch mehr thun, wenn sie sich nicht durch Zuwachs aus der ländlichen beständig ergänzte. Ein Landarbeiter wird wohl ein Stadtarbeiter, aber nie umgekehrt. Die ländliche Bevölkerung muss mithin soviel als möglich conservirt werden, besonders jene zähe, die im unwirthlichen Klima an angestrengte Arbeit gewöhnt, gute Soldaten liefert, welche der grosse König seine Mauerbrecher nannte, und deren Gehalt der bekannte Franzose Rénan in seiner Analyse des deutschen Charakters sehr richtig gewürdigt hat.

Nach der Volkszählung von 1871 hat in den 4 vorhergehenden Jahren die ländliche Bevölkerung in 221 Kreisen abgenommen, verhältnissmässig am meisten in Pommern. Um Mittel zur Abhülfe gegen die Auswanderung zu finden und nicht in das beliebte Phrasenthum über diese folgenschwere Frage zu verfallen, muss man das Uebel in jenen Kreisen, wo es am ausgebreitetsten auftritt, in seinen Ursachen und Wirkungen selbst beobachtet haben.

Bevor ich den wirklichen Gründen nahetrete, will ich mehrere zu widerlegen suchen, die häufig für die Auswanderung geltend gemacht werden.

Zunächst die Militärpflicht: Es ist richtig, dass sich junge Leute durch Auswanderung der Militärpflicht entziehen; jedoch meist nicht wegen dieser Pflicht, sondern weil sie sich gerade in dem unternehmungslustigen Alter befinden, als gute Arbeiter den Nachstellungen vieler Agenten ausgesetzt sind und häufig die Hauptstützen der auswandernden Familien bilden. Dass viele Agenten gerade die Entziehung von der Militärpflicht als Reizmittel benutzen, ist sehr natürlich, sie allein ist aber nicht die eigentliche Triebfeder.

Ferner die letzten Kriege. Sollten deswegen wirklich junge Leute auswandern, so ist doch die Zahl derer vielleicht grösser, welche die Kriege, namentlich die letzten zurückgeführt haben. Die vielen deutschen Consulate, sowohl in Nord-Amerika, wie im ganzen Auslande wurden 1870 von zahlreichen Trupps deutscher Jünglinge und Männer förmlich überlaufen, die des Krieges wegen zurückkehren wollten und häufig gar nicht dazu verpflichtet waren. Wo ein Krieg auf unserm Erdball ausbricht, finden sich bald Deutsche zusammen. Seit dem Auftreten der Deutschen in der Weltgeschichte hat keine Nation so viele Kriege nach Aussen und Kämpfe im Innern gehabt wie die deutsche.

Der Wohlstand des Landes hat dadurch gelitten, aber nicht das Pflichtgefühl der jüngeren Männer, für die Ehre des Vaterlandes einzustehen. Die geographische Lage im Herzen Europa's erhält die Nation in beständiger Kriegsgefahr und übt ihren Einfluss auf den kriegerischen Sinn.

Nicht die vermehrte Bildung lässt diesen Sinn erlahmen, dies könnte in ferner Zukunft vielleicht die wachsende materielle Richtung bewirken, wenn Genusssucht und Gier nach Geld oder Geldeswerth die deutschen Sitten und mit ihnen die Race verdorben haben, wenn die militärische Erziehung des Gesammtvolkes aufgegeben wird und damit seine Spannkraft nachlässt. Vorläufig ziehen die Kriege Gott sei Dank noch die Deutschen an, nicht aber wandern sie ihretwegen aus. Wenn die statistischen Angaben eine grössere Auswanderung nach den Kriegen nachweisen, so liegt dies wohl darin, dass während des Krieges die Auswanderer zurückgehalten und demzufolge nachher um so zahlreicher waren.

Man hat auch die schlechte Behandlung der ländlichen Arbeiter als Grund angeführt, aber gerade in Pommern, wo sie besser gestellt sind, als z. B. in Schlesien wandern sie am zahlreichsten aus, in Pommern fast gar nicht. Die bessere Stellung der ländlichen Arbeiter in Pommern macht es viel eher möglich auszuwandern als in Schlesien, denn zum Auswandern gehören fast immer einige Mittel. Der ländliche Arbeiter erhält ausserdem die rationellste Bezahlung, indem er Land, Deputat, Futter für das Vieh, Aussaat, Brennmaterial und dergleichen Naturalien neben dem Lohn bezieht, wozu manche Zugabe tritt, um ihm seine Existenz angenehm zu machen. Wirthschaftet er ordentlich, so hat er am Ende des Wirthschaftsjahres einen Ueberschuss, der jenen Antheil an dem Gewinn des Herrn darstellt, den man allen Fabrikarbeitern wünschen muss. Wie der Grundbesitzer mit der grösseren Wirthschaft vom Wetter und den Konjunkturen abhängig so bleibt es auch der Arbeiter mit seiner kleineren Wirthschaft.

Eine gute Behandlung der Arbeiter ist aber selbstverständlich, denn bei der jetzigen Nachfrage würden sie bald ein anderes Domicil suchen und finden. Es müssen also andere Gründe sein. Sehen wir doch in Schweden und Norwegen, welche ähnliche Bodenverhältnisse haben wie unsere nördlichen Provinzen, die Auswanderung mindestens in gleichem Maasse statthaben, und wohl nirgends hat der

Bauernstand solchen Einfluss und Macht besessen wie in diesen Ländern.

Ebensowenig ist die Bodenerschöpfung der Grund, wie von einigen Gelehrten behauptet wird. Dieselbe setzt einen Raubbau voraus, der unserer ländlichen Bevölkerung im Allgemeinen nicht vorgeworfen werden kann. Bodenarmuth dürfte eine richtigere Bezeichnung sein. Früher sollte die Zerrissenheit Deutschlands, die Vielregiererei und damit verbundener Mangel an Vaterlandsliebe Schuld sein, vielleicht mag es bei einigen missvergnügten Politikern der Grund gewesen sein, aber nicht bei einem gewichtigen Theil der Auswanderung, welche gerade nach der ruhmvollen Zeit von 1871 zunahm.

Welches sind nun die Gründe, dass unsere ländliche Bevölkerung in vielen Gegenden abnimmt, und die Einwanderung in Nord-Amerika, die Ende der vierziger Jahre nur wenige Tausende betrug, so progressiv zunimmt?

Im Fiskaljahre 1868—69 langten dort den statistischen Einwanderungstabellen gemäss bereits 130,000 deutsche Einwanderer an, welche 1872—73 auf ca. 150,000 stiegen.

Der Hauptgrund ist meines Erachtens die neuere materielle Richtung unserer Zeit. Die ländliche Bevölkerung kann nicht gründen, speculiren, ist aber ebenfalls von dem Triebe angesteckt, möglichst schnell, wenn nicht reich, so doch wohlhabend zu werden. Hier ist ihr dies nicht möglich, sie richtet daher ihr Augenmerk auf Amerika, wohin schon so Viele gegangen. Bei dem regen Verkehr mit den Vereinigten Staaten, wohin man für nur 2 Groschen correspondiren kann, ist es möglich, Nachrichten bald zu sammeln, die ziemlich gleichlautend günstig, vielfach auch übertrieben sind. Seitdem das Eigenthum jedes Besitzers möglichst arrondirt ist, ist es mobiler geworden; mit etwas Verlust ist ein Hof schnell verkauft; auch der Tagelöhner bringt häufig, wenn er sein ganzes Besitzthum zu Gelde macht, noch eine genügende Summe zusammen. Die vielen Auswanderungsagenten erleichtern die Reise, die Concurrenz der drei Hauptdampfschifflinien zu Stettin, Hamburg und Bremen thut auch

noch das Ihrige. Im Interesse der mit Tantièmen bezahlten Agenten dieser Linien liegt es, so viele Billets als möglich abzusetzen. Es redet fast Niemand ab, und wenn es der Fall, erscheint es als Eigennutz; zugeredet wird von allen Seiten. Amerika erscheint, seitdem fast alle Auswanderer mit Dampfschiffen fahren, nicht mehr so weit wie zur Zeit der Segelschiffe, kein Wunder daher, wenn unter diesen Verhältnissen die Auswanderung zu einem Strome wächst. Die Vaterlandsliebe ist nicht so gross, dass sie den materiellen Ideen widersteht. Bei den Gebirgsbewohnern ist sie grösser, bei den Bewohnern des flachen Landes vermisst man sie häufig, erst im Auslande entwickelt sie sich mehr.

Die Deutschen in Nord-Amerika, wie in allen Ländern, wo ich solche auf meinen Reisen getroffen, fühlten sich stolz, Deutsche zu sein und haben bei den letzten Kriegen durch opferwillige Unterstützungen auch ihre Liebe zu ihrer Nation bewiesen, doch Vaterlandsliebe fand ich verhältnissmässig nur bei Wenigen, gewöhnlich bei Solchen, die von besonderem Unglück heimgesucht waren; die Meisten ziehen ihre jetzige Heimath der alten vor.

Man hat die Auswanderung eine contagiöse Krankheit genannt, die ihren Höhepunkt erreicht und dann erlöscht. Mag die Auswanderung der Lohnarbeiter und Handwerker vielleicht erlöschen, die der ländlichen Bevölkerung kann vielleicht auch zeitweise durch Rückwirkung anderer Ursachen abnehmen, ihr Erlöschen muss ich aber nach Allem, was ich gesehen und erfahren, entschieden bestreiten. Die Krankheit ist bereits chronisch, und die Epidemie wird, wenn man nur das laissez aller anwendet, eine unvorhergesehene Verbreitung in ganz aussergewöhnlichem Maassstabe annehmen, der

Sollte die materielle Richtung der Gegenwart in der grossen Masse unseres Volkes einer idealen christlich genügsamen Platz machen, so möchte auch die Auswanderung auf die Neige gehen, doch gleichwie Dampfkraft und Telegraph grössere Verbreitung und Anwendung finden, wird auch diese materielle Richtung eher zu- als abnehmen.

Zieht man in Betracht, dass der Staat nicht nur durch

das grosse Kapital geschädigt wird, welches die Auswanderer in kleinen Posten mitnehmen, sondern auch die als Kapital zu veranschlagende Arbeit jedes Auswanderers und die Kräfte, die der Landesvertheidigung entzogen werden, so steht ihm auch das Recht zu der Weiterverbreitung der Auswanderungsepidemie nach Möglichkeit entgegen zu treten, und die Pflicht dem chronischen Leiden eine Linderung zu verschaffen.

Gegen die Weiterverbreitung kann, ohne das Gesetz der Freizügigkeit zu verletzen, nur durch Unterdrückung aller Privat- oder concessionirter Agenten und Ersatz derselben durch staatliche oder communale Commissionen vorgegangen werden. Eine Linderung des chronischen Leidens ist nur dadurch zu erzielen, dass in jenen von der Natur vernachlässigten Gegenden den Bewohnern der Aufenthalt heimischer gemacht wird. Wie? davon später, zunächst die Agenturen.

Sie treiben ein reguläres Auswanderungsgeschäft, das nicht so schlimm wie der chinesische Kulihandel, aber diesem sehr verwandt ist. Die Vortheile des Händlers sind ziemlich dieselben, sie erhalten nach Köpfen oder Familien ihre Tantièmen. Der Unterschied besteht nur darin, dass der Chinese einen Contract unterschreibt, durch den er auf eine Reihe von Jahren um einen angemessenen Lohn betrogen wird, während der Deutsche meist ein rechtliches Uebereinkommen eingeht, durch welches ihm gerade kein schlechtes Loos beschieden wird. Ich spreche hier nur von der Auswanderung nach Nord-Amerika und nicht nach Brasilien, die dem Kulihandel mindestens gleichkommt. Die Agenturen erhalten ihre Aufträge entweder von Staaten und Territorien, denen es an Bevölkerung fehlt, und wo der Boden billig ist, oder von Eisenbahngesellschaften, die Land schnell wenn auch billig verkaufen wollen, um das übrig bleibende werthvoller zu machen und sich ein die Bahn benutzendes Publicum zu verschaffen. Für beide giebt es kein ergiebigeres Land als Deutschland, weil keine Nation so viele und so vorzügliche Colonisten liefert.

Andere Agenten erhalten ihre Aufträge von Industriellen welche viele oder in gewissen Zweigen geübte Arbeiter bedürfen und durch den hohen Lohn mit Erfolg anlocken. Sie schiessen häufig die Reisekosten vor, die drüben abzuarbeiten sind.

Die vorgenannten Agenten befassen sich oft gar nicht selbst mit dem Anwerben von Auswanderern, sie haben ihre Fühlhörner in verschiedenen Gegenden und lassen andere Organe für sich arbeiten, denen sie ihrerseits eine kleinere Tantième zu Theil werden lassen. Folgendes Inserat liest man z. B. gerade jetzt, wo ich dies schreibe, 1874 in vielen Provincial- und Kreisblättern:

„Auswanderungs-Agentur.

Für ein renommirtes Auswanderungs-Expeditions-Geschäft in Bremen, welches Concession für Preussen besitzt, werden tüchtige Agenten gesucht. Bedingungen und Provision günstig, geeignetenfalls wird auch die Caution vorgestreckt. Offerten befördert E. Schlotte in Bremen."

Endlich sind noch die Agenten der drei deutschen Dampfschiff-Gesellschaften zu erwähnen, welche kein Kopfgeld, aber was auf dasselbe herauskömmt eine Tantième für den Absatz von Billets erhalten. Diese vielen Agenten gerathen bereits unter einander in Concurrenz, so dass die unglaublichsten Anpreisungen sich gegenseitig zu übertreffen suchen. Der Werbetisch der vorigen Jahrhunderte dürfte sein Spiel nie so offen getrieben haben, wie es diese Agenten mit Anwendung alles erdenklichen Humbugs versuchen.

Eine Unterdrückung aller dieser Agenten ist daher geboten und ihre Bestrafung im Strafgesetz vorzusehen. Um aber den wirklich Vaterlandsmüden die nöthige Auskunft zu gewähren, können statt der concessionirten Agenten aus Staats- oder Communal-Beamten dort, wo die Auswanderung erheblich ist, Auswanderungs-Büreaus gebildet und mit dem ganzen Auswanderungswesen betraut werden. Sie können den Magistraten der grossen Städte oder den Landraths-Aemtern attachirt und je nach Bedürfniss erweitert

werden. Ihre Thätigkeit dürfte mit folgenden Umrissen zu kennzeichnen sein:

1. Unentgeltliche Auskunft über die Reise und deren Kosten nach einem transatlantischen Lande auf Grund der gewöhnlichen Verkehrsmittel. Den Auswanderern die Reise noch durch ausnahmsweise billige Eisenbahntarife zu erleichtern, wie es zum Theil der Fall, ist ganz ungerechtfertigt. Ebensowenig ist es nöthig, dass das Auswanderungs-Büreau über fremde Länder selbst Auskunft giebt, wenn ihnen nicht eine besondere Instruction zu Theil geworden, von gewissen Ländern wie Brasilien abzureden oder den Auswanderungsstrom nach einem bestimmten Lande zu leiten. Die bereits ausgewanderten Deutschen klären ihre zurückgelassenen Verwandten und Freunde über die Vorzüge der neuen Heimath im Allgemeinen hinlänglich auf, so dass es nicht nöthig ist, sie noch zu bestätigen.

2. Ergründung der Ursachen, welche die Personen zur Auswanderung treiben und Bericht über dieselben alljährlich an eine Centralstelle.

3. Ungesäumte directe Verfolgung aller Agenten, soweit dies nicht bereits durch die Ortspolizeibehörden geschehen ist.

4. Benutzung sowohl der amtlichen wie Privatpresse zur Mittheilung der in Erfahrung gebrachten Missbräuche, die mit Auswanderern geschehen. Agitation durch Flugblätter gegen die Auswanderung.

5. Ungesäumtes Einschreiten gegen alle von Auswanderern verübten Ungesetzlichkeiten, z. B. Contractbrüche, Verlassen hülfloser Kinder oder bedürftiger Familien durch die Familienstützen, damit die Armenverbände nicht mit denselben belastet werden.

Wenn in den betreffenden Provinzen mehrere dergleichen mit besonderen Vollmachten ausgerüstete Büreaus gebildet sind, an die sich erforderlichen Falls behufs weiter gehender Massnahmen die Ortspolizeibehörden direct wenden können, so fehlt für die Büreaus des ganzen Reiches nur noch eine

Centralstelle, deren Wirkungskreis vielleicht folgender sein dürfte:

1. Statistische Feststellung der Auswanderung nebst Ermittelung der Ursachen durch die Berichte der Provinzial-Büreaus und Ermittelung ihres Schicksales durch Berichte der deutschen Consulate.

2. Agitation gegen die Auswanderung durch Einwirkung auf die Presse. Falsche Berichte und Ideen sind zu widerlegen, wie z. B. der Wahn, dass man in Amerika nicht so angestrengt zu arbeiten brauche. Die Darlegung der augenblicklichen Arbeiterverhältnisse in einigen Staaten Amerikas wäre ebenso geeignet die Auswanderung unserer Arbeiter auf lange Zeit zum Stillstand zu bringen wie für die ländlichen Auswanderer die Mittheilung der beständig exorbitanten Steuern, verbunden mit der Theuerung vieler Lebensbedürfnisse. Unsere Presse ist bis jetzt auf diesem Felde zu unwissend. Sie würde gewiss dankbar Nachrichten von der Centralstelle entgegen nehmen.

3. Mittheilung wahrgenommener Missbräuche an die Provinzial-Büreaus und Empfehlung zweckmässiger Massnahmen.

4. Geeignete Vorschläge zur Hebung der Ursachen der Auswanderung an entsprechender Stelle.

5. Ueberwachungen der Vorkehrungen in den Ausgangsorten der überseeischen Auswanderung, wie dies bereits durch besondere Beamte geschieht.

Wer soll nun die Kosten bezahlen, die aus diesen theils durch die Auswanderung, theils im Interesse der Auswanderer zu treffenden Einrichtungen erwachsen? Wer anders als die Auswanderer selbst. Bezahlen sie doch im Voraus durch einen Aufschlag auf das Reisegeld alle Einrichtungen, die in ihrem Interesse in den Häfen der Vereinigten Staaten für sie getroffen werden. Ein Aufschlag von vielleicht 10 Thaler per Kopf, welche jeder Schiffscapitain für jeden mitzunehmenden Auswanderer zu entrichten hat, würde die einfachste Rechnungslegung sein.

Damit sich aber nicht der grosse Auswanderungshafen

Liverpool, der oft ebenso billig wie entsetzlich die Menschenfracht auf überfüllten Schiffen vermittelt, auch unseres Auswandererverkehrs bemächtigt, müsste der Verkehr nach England, wie nach allen überseeischen Ländern gleichmässig besteuert werden. Reisende können ja das Geld als Bürgschaft niederlegen und innerhalb einer gewissen Zeit wieder in Empfang nehmen.

Ein höherer Aufschlag als der zur Bestreitung der erwähnten Unkosten widerspricht leider der Zeitrichtung, würde aber ein wesentliches Abwehrmittel sein, welches dadurch seine Rechtfertigung fände, dass die genossene Sicherheit, Schule und das entschiedene Anrecht des Staates an das in ihm erzeugte Individuum ein Äequivalent verlangt. Jedem in die Heimath zurückkehrenden könnte diese Abfuhrsteuer ja wiedererstattet werden.

Sollte die Auswanderung Militairpflichtiger einen bedenklichen Procentsatz erreichen, so dürfte der Erlegung eines Wehrgeldes durch dieselben ebenso wenig etwas im Wege stehen, wie den Wehrgeldsteuern in Bayern. Ich komme nun zu dem Linderungsmittel des chronischen Leidens.

Wie macht man in den von der Natur vernachlässigten Gegenden den ländlichen Bewohnern den Aufenthalt heimischer?

Es ist constatirt und mir selbst von den Beamten in Castle Garden zu New-York mitgetheilt, dass die meisten deutschen Auswanderer nicht mittellos, also nicht durch die Noth dazu getrieben sind. Viele haben in Deutschland grössere oder kleinere Höfe besessen, fanden aber in dem Nettoertrage ihrer Wirthschaft nicht die gehoffte Rechnung. Andere waren bloss Tagelöhner und hatten keine Hoffnung, je ein Eigenthum durch ihrer Hände Arbeit zu erwerben. Sie gehen nach Amerika, wo sie wissen, dass Viele ihres Standes mit einigen Mitteln in einer Reihe von Jahren durch ihre Arbeit Kapital in der Gestalt einträglicher Höfe erworben haben. Es genügt also nicht allein den ländlichen Arbeitern Gelegenheit zu geben, kleinen Grundbesitz preiswürdig zu

erlangen, sondern es kommt auch darauf an, das Nettoeinkommen dieser Besitzer hier zu verbessern.

Ich betone noch einmal, nicht Steuerzahler soll sich der Staat in diesen Gegenden schaffen, sondern einen zähen gesunden Menschenschlag erhalten, der den Ausfall an Soldaten in Fabrikdistrikten deckt und degenerirende Arbeiter-Classen auffrischt. Es ist nicht zu erwarten, dass durch aussergewöhnliche Begünstigungen der Zuzug nach jenen unwirthlichen Gegenden bedeutenden Umfang annimmt, man kann zufrieden sein, wenn man durch Erleichterungnn überhaupt die sesshafte Bevölkerung zurückhält. Sie verdient aber auch aus dem Grunde solche Erleichterung, weil sie durch die allgemeine Dienstpflicht mit ihren gesunden Söhnen bedeutend mehr in Anspruch genommen, also quasi besteuert wird, als die industriellen Bezirke.

Um also das höhere Nettoeinkommen zu erzielen, sind in jenen Gegenden, wo dies der Grund zur Auswanderung für die ländliche Bevölkerung ist, und vielleicht in allen durch Lage und Bodenbeschaffenheit von der Natur vernachlässigten Landstrichen, die auf dem Grundbesitz haftenden Lasten von Commune und Staat auf ein Minimum zu vermindern.

Vergünstigungen mögen theoretisch falsch sein, sind hier aber geboten. Dahin gehören neben Steuererleichterungen, die ich nicht kritisiren will, Communicationen und Meliorationsfonds. In reichen Gegenden finden sich die Communicationen von selbst; die Eisenbahnen rentiren, Chausséen und gute Wege schaffen die Gemeinden selbst, da sie ihren eigenen Vortheil darin erkennen, und ihre Revenuen ihnen dies erlauben. Nicht so in entlegenen und armen Gegenden. Hier erfordern die zu jedem Besitz gehörigen verhältnissmässig grösseren Flächen mehr Arbeitskraft und bringen netto daher nicht so viel ein wie kleinere Besitze im fruchtbaren Boden. Die Wege müssen von verhältnissmässig weniger und ärmeren Personen unterhalten werden, die Communicationen sind deshalb schlechter, die Eisenbahnen rentiren sich nicht so gut, sie sind daher eine Ausnahme. Der Staat muss also nachhelfen, soll die Gegend nicht in gleichem

Maasse verarmen, wie die fruchtbare reicher wird, denn der Einfluss guter Communicationen ist einleuchtend.

Welchen Nutzen Meliorationsfonds dem Landbesitz schaffen, brauche ich nicht auszuführen. Um ferner dem ländlichen Arbeiter Gelegenheit zu geben, kleinen Grundbesitz preiswürdig zu erlangen, wird der parcellenweise Verkauf von Domainen in menschenarmen Gegenden behufs Einrichtung neuer Höfe ebenso vortheilhaft wirken wie eine langjährige Verpachtung solcher Parcellen mit niedriger Amortisation des Kaufgeldes, so dass nach Ablauf der Pacht der Hof Eigenthum wird. Durch die angedeuteten Abwehrmittel und vielleicht noch andere wie z. B. im Erbrecht, wird die Auswanderung der ländlichen Bevölkerung freilich nicht verhindert, jedoch gemindert werden können. Andernfalls wird im Laufe der Zeit eine allmähliche Entvölkerung der unfruchtbaren Landstriche eintreten und Wildnisse werden entstehen, wo sich die Kiefer nicht mehr selbst ansaamt.

Uebrigens steht die Erscheinung nicht vereinzelt da, dass die Bevölkerung ärmerer Landstriche bei dem Aufschluss und Aufschwung der staatlichen Kräfte in der Neuzeit nicht mehr auf ihrer Scholle aushält. Auch in dem während der letzten 20 Jahre auf allen Gebieten des wirthschaftlichen und socialen Lebens ganz gewaltig entwickelten Russland finden wir dieselbe Erscheinung. In Folge der geringen Ertragsfähigkeit des Bodens haben über 4500 Einwohner des Temnikowschen Kreises im Gouvernement Tambow die Communallasten und Abgaben in den letzten Jahren nicht mehr entrichten können. Russland ist gross und hat noch viele fruchtbare menschenarme Gegenden, wohin nun die Uebersiedelung jener Familien bewerkstelligt werden soll. Aus zwei Kreisen des Gouvernements Tschernigow haben zahlreiche Bauern aus gleichem Grunde ebendasselbe Ansuchen um Uebersiedelung gestellt.

Ich kehre nach dem ziemlich einförmigen Missouri-Thale zurück, wo auf der Strecke von Omaha nach San Joseph viele deutsche Farmen mit amerikanischen und scandinavischen abwechseln. Für die Scandinavier ist dies die südlichste Gegend, ihre Einwanderung richtet sich mehr nach

Norden in den Staat Minnesota. Nächst der Einwanderung von Grossbritannien und Deutschland ist die scandinavische die stärkste, im Verhältniss zur Bevölkerung Scandinaviens hält sie sogar den gleichen Procentsatz inne mit der deutschen. Es scheint als ob diese nordischen Länder viele Aehnlichkeit mit unsern nördlichen Provinzen besitzen.

Ueber das Ergehen arbeitsamer ländlicher Arbeiter und den Nachzug, den solche erhalten, kann folgendes Beispiel eines Zuges von schwedischen Einwanderern dienen, den der Staat Maine hatte anwerben lassen. 1871 langten die ca. 50 Schweden an und gründeten eine Colonie. Sie erhielten einiges Geld für Land, Geräthe, Vieh und Sämereien vorgeschossen, da die mitgebrachten Mittel nicht langten. Das Land lag in bis dahin uncultivirter Gegend. Bis Ende 1873, also nach $2^1/_2$ Jahren, war die Colonie bereits auf circa 600 Seelen meist durch Zuzug aus Schweden angewachsen, nachdem 115 Heirathen, 71 Geburten und 36 Todesfälle stattgefunden hatten. Die Colonie besass nun 20,000 Acker als Eigenthum, hatte 2200 Acker Holz niedergeschlagen und urbar gemacht, ebenso 400 Acker Wiesen. Sie hatte 130 Häuser, ebensoviele Scheunen und drei Mühlen gebaut. Der Staat hat 24,000 Dollars im Ganzen vorgeschossen, wovon 8000 schon zurückgezahlt sind. Maine ist der nordöstlichste Staat und gehört zu den unfruchtbarsten der Republik.

Der Missouri hatte an einigen Stellen die Ufer überschwemmt und in den vorhergehenden Tagen den Bahndamm an mehreren Stellen beschädigt. Der Zug ging daher sehr langsam, der Amerikaner fährt nur schnell, wo er die Bahn in Ordnung weiss, dann allerdings mit angenehmer Rapidität. In Station Hamburg bekamen wir endlich eine vernünftige Mahlzeit und traten hier in den Staat Missouri, der gleichsam das Herz der Vereinigten Staaten bildet. Wenngleich er auf seinen 3073 Quadratmeilen erst 1,700,000 Einwohner zählt, so pulsiren doch in ihm fast alle grossen Verkehrsadern der Union. Nicht allein findet in ihm die Vereinigung der grossen Wasserstrasse des Missouri und Mississippi statt, sondern es begegnen sich auch in seinem Hauptplatz St. Louis unterstützt

durch dreizehn dort mündende Eisenbahnen die Interessen der verschiedenen Staatengruppen.

Zur Zeit als sich der Streit der Sclavenhalter mit den Antisclaverei „Freesoilers" westlich vom Mississippi entspann, hielt sich Missouri zu den Sclavenstaaten und wurde bei dem sogenannten Missouri-Compromiss von 1821 als solcher auch anerkannt, während in allen andern westlichen Staaten die Linie von 36°31' nördlicher Breite als Grenze ausgemacht wurde, über welche nördlich hinaus kein Sclave gehalten werden durfte. Es hatte bei dem letzten Bürgerkriege das Glück, beständig von einem nördlichen Corps besetzt zu sein, so dass es nicht von dem schweren Loos betroffen ist, welches die übrigen Sclavenstaaten auf lange Zeit ruinirt hat.

1 Uhr Nachts langte ich in St. Joseph, gewöhnlich St. Joe genannt, an und musste hier übernachten, da der Anschluss an die sich von hier theilenden Eisenbahnen versäumt war. In diesem auch noch jungen Orte gab es bereits ein Hôtel mit 120 Zimmern, die meisten von Familien besetzt, welche im Gasthof wohnen bleiben, bis der Ort sich mehr gehoben hat. Für Amerikaner, die mit Familie nach dem fernen Westen gehen, giebt es nichts Besseres und Sichereres als diese Hôtels; sie können sich ihren Geschäften widmen ohne für ihr Haus oder die Sicherheit der Familie besorgt sein zu müssen.

Im Patty house war Alles neu und comfortabel; seit langer Zeit sah ich am andern Morgen in dem grossen Speisesalon die Damen in grosser Toilette, Alles nach neuester Pariser Mode, ihr Luxus sehr abstechend gegen die primitiven Verhältnisse von St. Joe. Es war Sonntag, Alles still wie überall in den Vereinigten Staaten, trotzdem es gerade hier im Westen beständig viel Nothwendiges zu arbeiten giebt. Nicht einmal die sonst regelmässigen Bahnzüge wurden abgelassen, so dass ich den Tag über hier bleiben musste und einigen Studien in der amerikanischen Praxis der Städtegründung nachgehen, wie verschiedene naheliegende Farmen besuchen konnte.

Erst nach dem Gottesdienst am späten Nachmittag ging

der erste Zug ab, wir verliessen das Missouri-Thal und gingen landeinwärts, wo die Bahn noch von weiten ununterbrochenen Waldflächen begleitet wird. In meiner Nähe hatte ein ganz verständig aussehender Amerikaner Platz genommen, der ebenfalls nach St. Louis reiste und sich dem Schweinehandel gewidmet hatte. So lange der Mann von seinen Schweinen sprach, die er zu Tausenden kaufte und fabrikmässig schlachten liess, war er sehr interessant, doch im Uebrigen völlig Renonce. Man findet dies häufig bei den gebildeten Amerikanern, sie ergreifen früh einen Beruf, der ihnen zusagt, und widmen sich ihm mit ganzer Leidenschaft. Wenn man in den höheren Ständen auch manchem vielseitig Gebildeten begegnet, so ist dies doch nicht die Regel, die meisten jungen Leute haben dazu nicht die Zeit und Ausdauer; anders die Damen, bei denen man im Allgemeinen mehr Bildung findet, wie bei den Herren. So aufmerksam und höflich die Herren bei jeder Gelegenheit gegen die Damen höhern wie niedern Standes sind, so beachten sie doch unter einander wenig Formen, nehmen z. B. nie den Hut zum Grusse ab. Ist man Herren von guter Gesellschaft durch förmliche Vorstellung bekannt geworden, so zeichnen sie sich allerdings durch Höflichkeit und Zuvorkommenheit aus. Mein Schweinehändler war mit der Zeit verstummt, ein Commis voyageur hatte sich zu ihm gesetzt, der seine ganzen Waarenproben bei sich in der Tasche führte. Sie bestanden aus einer Rolle der verschiedensten Tüten, die aus Strohpapier verfertigt waren und niedlich ausgesehen hätten, wenn sie nicht noch mit verschiedenen Reclamen auf der Aussenseite bedruckt gewesen wären. Er setzte sie nur zu 100,000 ab und hatte in den letzten beiden Tagen Quantitäten im Betrage von drei Eisenbahnwaggonladungen verkauft. Er reiste für eine Firma, welche sieben Dampfmaschinen für diesen Zweck arbeiten liess.

Wie diese Tüten eine kleine Probe von der Theilung der Arbeit in Amerika liefern, so ist auch das Reclamenwesen nirgends mehr ausgebildet. Wohin sich das Auge auf der Strasse, im öffentlichen Fuhrwerk und allen öffentlichen

Anstalten wendet, überall erblickt es Reclamen. In New-York begegnete ich einmal einer Colonne von 10 Wagen hinter einander, die colossale Kasten nur zu dem Zweck im Schritt durch die Strassen fuhren, damit das Publikum die darauf geschriebene Reclame eines Händlers lese.

Wir passirten nur fruchtbares Land, das früher meist Laubwald gewesen zu sein schien. In der Nähe der Stationen war jedoch Alles mit Farmen bedeckt. In Macon, wo wir 1 Uhr Nachts umstiegen, erhielt ich ein Bett in Pullmanns sleeping car, der mich nach St. Louis brachte. Um 10 Uhr Morgens fuhr der ganze Zug bei St. Charles auf eine Dampffähre im Missouri, die uns gleich einer schwimmenden Insel wieder auf das rechte Ufer zurückführte. Durch eine liebliche wellige Landschaft von fruchtbaren Farmen und kleinen Laubgehölzen näherten wir uns dem Mississippi, auf dessen erhöhtem Ufer der Zug die letzte Strecke entlang fuhr, zur einen Seite der breite ziemlich reissende, mit Dampfschiffen bedeckte Fluss, zur andern die Stadt, welche ich mir ausgesucht, um einen Blick ins amerikanische Leben hier im Westen zu werfen.

Elftes Capitel.

St. Louis, Handel, Industrie. — Aktien-Gesellschaften. — Gasthöfe. — Parteien im Staate. — Politische Central-Comité's. — Miliz-Bataillone. — Präsidentenwahl. — Presse. — Beamten, Unterschleife.

Im Februar 1764 verliessen einige kühne Franzosen das jetzt in Trümmern liegende Fort Chartres, welches die Nordgrenze der damals französischen Colonie Louisiana gegen Indianeranfälle schützen half, gingen den Mississippi-Strom aufwärts und liessen sich ungefähr $4^1/_2$ deutsche Meile unterhalb des Einflusses des Missouri unter 38° 36′ nördlicher Breite auf dem westlichen Ufer an einer erhöhten Stelle nieder, wo sie gegen die Ueberschwemmungen des Flusses gesichert waren. Sie nannten den Platz nach Louis IX. St. Louis, dessen Bild, ein Geschenk Louis XVIII., die Kathedrale noch heute schmückt.

Das ausschliessliche Recht dieses neu entstehenden Ortes zum Handel mit den Indianern am obern Mississippi und Missouri, sowie des damals ganz unbekannten Westens, namentlich der Pelzhandel, zog bald mehr Ansiedler herbei, so dass der Ort den zahlreichen Indianer-Anfällen widerstehen konnte. 1770 gelangte das damalige Louisiana, das zu jener Zeit den grössten Theil der Südstaatengruppe umfasste, an Spanien, welches neben der Hauptstadt New-Orleans einen Regierungssitz in St. Louis einrichtete.

Napoleon I. liess Louisiana 1800 wieder an Frankreich zurückgeben, das es an die Vereinigten Staaten unter deren drittem Präsidenten Mr. Jefferson verkaufte.

Während bis dahin meist Franzosen eingewandert waren, namentlich Emigranten in Folge der Revolution von 1789, so strömten jetzt, wo die östlichen Staaten bereits westlich der Alleghanies im Ohio-Thale Fuss gefasst hatten, viele Einwanderer vom Osten nach St. Louis. Diese Amerikaner englischer Abkunft amerikanisirten bald wie überall in Nord-Amerika das französische Element, doch herrscht noch heute Sympathie der alten Familien in St. Louis für Frankreich, trotzdem sich dort 100,000 Deutsche niedergelassen und die französische Einwanderung so gut wie aufgehört hat.

Jetzt ist St. Louis die viertgrösste Stadt in der Union. Sie kommt nach New-York, Philadelphia und Brooklyn, besass 1870, nachdem sich die Zahl in den fünf vorhergehenden Jahren gerade verdoppelt hatte, 310,864 Einwohner und wird in 20 Jahren wahrscheinlich eine Million haben. Dieses voraussichtliche Wachsthum wird mit solcher Bestimmtheit angenommen, dass bereits jetzt in allen öffentlichen Einrichtungen der Zuschnitt darauf vorgesehen ist. Neben seiner centralen Lage in der Union und an den günstigsten Wasserstrassen liegt es auch in der Mitte der fruchtbarsten Landstriche, welche Weizen und Mais, überhaupt Erdfrüchte zur Ernährung des Menschen produciren, während die noch fruchtbareren Südstaaten hauptsächlich Baumwolle, Zucker und Reis cultiviren. St. Louis hatte vor dem letzten Revolutionskriege durch seinen Handel den Süden mit Weizen und Mehl zu versorgen. Da aber die Südstaaten während des Krieges ebenso grossen Mangel an Kornfrüchten wie Ueberfluss an Baumwolle hatten, so suchen sie sich jetzt durch theilweise Mais- und Weizen-Cultur unabhängiger zu stellen, bauen aber doch nur einen Theil ihres Bedarfes selbst. In St. Louis strömen gewaltige Quantitäten von Weizen, Mais und Mehl zusammen, die sowohl nach den östlichen Staaten wie über New-Orleans nach Europa exportirt werden. Wären die Mississippi-Mündungen nicht so versandet, so könnten See-

schiffe bis nach St. Louis kommen und würde der Export alsdann die europäischen Preise erheblich drücken.

Der Farmer muss bei dem gesegneten Ueberfluss der westlichen Länder seinen Mais und Weizen sehr billig verkaufen; den Hauptvortheil ziehen aus dem Handel die grossen Transport-Gesellschaften, sowohl die verschiedenen Eisenbahn-Compagnien vom obern Mississippi nach dem atlantischen Ocean, wie die Dampfschifffahrts-Gesellschaften auf dem Mississippi. Die Farmer füttern bei den niedrigen Preisen ihr Vieh hauptsächlich mit Mais, und da der Bedarf an allem Vieh ausreichend gedeckt ist, ein Export aber nur von geräucherten Schweineartikeln lohnt, so haben sie sich aus Nothbehelf, um nur ihren Mais zu verwerthen, auf Schweinezucht geworfen.

Im strengen Winter 1873 wurde der Mais zum Heizen verwandt, weil in Theilen von Illinois die Kohlen theurer waren wie gleiche Quantitäten Mais. Seit dem Sommer 1872 macht sich daher eine Bewegung bei den Farmern in allen westlichen Staaten bemerkbar, welche durch Einfluss auf die Legislaturen und den Congress die Transportgesellschaften durch Gesetze zu niedrigen Tarifen zwingen und die Verbesserung der Mississippi-Mündungen erwirken wollen.

Neben diesem Exporthandel hat St. Louis den bedeutenden Import aller Manufacturen in die westlichen und südwestlichen Länder, die nicht in diesen selbst fabricirt werden. Alle diese Sachen stellen sich durch den weiten Transport und die hohen Eingangszölle ungefähr dreimal so theuer, wie auf dem europäischen Markt. St. Louis hat das Glück von gewaltigen Kohlenlagern umgeben zu sein und das metall-, namentlich eisenreiche Ozark-Gebirge im südwestlichen und südlichen Missouri in der Nähe zu besitzen, so dass die starke Ausbeute von Kohlen und Eisen genügendes Material liefert, um alle Industrien zu beleben. Ich habe solchen Aufschwung nicht für möglich gehalten, wie ich ihn nach drei Jahren bei meinem zweiten Besuch dieser Stadt 1872 antraf. Was Eisen und Kohlen vermögen, sieht man hier. Die Billigkeit dieses Materials, verbunden mit der günstigen

geographischen Lage der Stadt, ist auch der Grund, dass die meisten Industriellen im Gegensatz zu denen des Ostens für den Freihandel sind, denn die Concurrenz der europäischen Waaren brauchen sie wegen des theuren und zeitraubenden Transports derselben nicht zu scheuen, während die Fabriken des Ostens durch Aufhebung der Eingangszölle wesentlich leiden würden. Von grosser Wichtigkeit für St. Louis ist der Bau einer Süd-Pacific-Bahn, die auf Santa Fé oder Albuquerque im Territorium New-Mexico bereits in Angriff genommen ist und dann im Allgemeinen südlich des 36°. Breitengrades entlang gehen soll. Ich sprach einen Herrn M., der mit einer Expedition die nöthigen Recognoscirungen gemacht und auf dieser Breite in den Kordilleren Pässe entdeckt hat, die nie zuschneien, so dass diese Bahn einen grossen Vorzug sowohl gegen die alte Pacific-Bahn, wie die von Chicago aus in Angriff genommene Nord-Pacific-Bahn haben würde. Der Bau geht langsam, weil der Congress kein Geld mehr zu einem Bahnbau bewilligt, sondern nur die englische Meile Land auf einer Seite der Bahn gewährt, wie bei allen Bahnen durch die der Union gehörigen Wildnisse. Dies schliesst nicht aus, dass mitunter Staaten und Städte für Bahnen, die ihnen einen besonderen Vortheil bieten, Unterstützungen bewilligen.

Von Texas aus z. B. verfolgt eine Bahngesellschaft dasselbe Projekt, wie die St. Louis-Bahn. Da beiden Gesellschaften die nöthigen Capitalien zur schnellen Ausführung der enormen Linie fehlen, so kommt es hauptsächlich darauf an, welche Bahn die meisten Ansiedler heranzieht, um die gebauten Strecken bald rentabel zu machen und mit den Erträgen der ganzen Bahn den Weiterbau zu fördern. Die Oeconomie auf solchen Bahnen geht natürlich weit, da es vor Allem gilt vorwärts Terrain zu gewinnen. In dem angeführten Bahnbauwettkampf hat die St. Louis-Bahn vorläufig den Vorsprung und wird ihn wohl behalten, da sie sehr fruchtbare Gegenden durchschneidet und ihre Unternehmer sich des öffentlichen Vertrauens erfreuen. Der Amerikaner ist nicht so leichtsinnig, sein Geld auf Aktien mit nominellen Werthen anzulegen, wenn er nicht eines schnellen Gewinnes

sicher ist oder sich das Unternehmen auf längere Dauer als solid ausgewiesen hat. Er wird keine Gründung unterstützen, deren Unternehmer ihm nicht durch persönliche Bekanntschaft oder Gewährung eine Garantie gegeben. In den meisten Staaten herrscht eine ungebundene Actienfreiheit, das laissez faire hat hier den guten Erfolg, dass man allen Actien misstraut. Man weiss, dass der Staat keine Kontrolle ausübt, es ist also Jedermann vorsichtig. Der kleine Capitalist benutzt lieber eine der in den jüngern Ländern so zahlreich gebotenen Gelegenheiten, mit seinem Capital selbst etwas zu gründen, um viel zu gewinnen. Der grössere Capitalist legt sein Geld, wenn es nur sorgenlos verzinst werden soll, in Hypotheken oder real estate, d. h. Grundbesitz und Häusern an. Man unterscheidet in Amerika, wie bei uns Vermögen, die den Schwankungen ausgesetzt sind, wie die der speculirenden Kaufleute, die heute gewonnen, morgen verloren werden, und Vermögen, die auf real estate und anderen Sicherheiten beruhen.

Für schlechte Actien ist Europa ein ergiebiges Absatzfeld, da dort die gedruckten Nominalwerthe und namentlich Eisenbahn-Actien vielen Leuten Zutrauen einflössen.

Die amerikanischen Eisenbahnen bedürfen von den Staaten, die sie berühren, wohl Concessionen, auch ist in diesen die Zahl der auszugebenden Actien normirt, verschiedene Artikel handeln sogar nur von der Sicherheit der Actionäre, aber es fehlt die Ueberwachung bei der Ausführung. Dazu kommt, dass die Eisenbahn-Compagnien in den Legislaturen stets einflussreiche Vertreter besitzen oder zu gewinnen wissen, so dass eine Concession nach Bedürfniss leicht geändert werden kann. Es giebt verschiedene amerikanische Eisenbahnen, deren Unternehmer in Amerika keinen Credit hatten, und die fast ausschliesslich mit europäischem Gelde gebaut sind. Es kommt vor, dass die Gründer (company) fast nur mit dem Gelde, welches sie für die Ausgabe von Prioritäts-Actien erhielten, gebaut haben; sie zahlten einige Jahre Zinsen, um den Credit zu erhalten und überlasteten die Bahn mit Prioritätsschulden. Fehlte es an Geld, so wurden auch

Stamm-Actien verkauft, doch nur in solchem Betrage, dass die Company die grössere Anzahl für sich behielt, um die einträgliche Verwaltung nicht aus der Hand zu geben. Sind also die Gründer nicht zuverlässige Leute, so fehlt die Garantie, dass das Geld zum Bahnbau verwandt wird, und selbst wenn es der Fall, dass es gut verwaltet wird. Es giebt verschiedene Bahnen, die nie Zinsen gezahlt haben, und andere, die durch Prozess zur Auction gestellt in die Hände der Prioritäts-Actien-Besitzer übergegangen sind, ohne dass es diesen nachher gelungen ist, ihre Actien zu interessiren. Natürlich giebt es auch gut verwaltete Eisenbahnen und einige, deren Stamm-Actien sogar fortwährend sehr hohe Interessen abwerfen, aber im Allgemeinen herrscht ein Misstrauen gegen die Verwaltung aller Gesellschaften, welche zahlreiche Actien auf dem Markt haben. Wie gerechtfertigt dies ist, zeigt z. B. das Direktorium der Erie-Eisenbahn, welches 1871 von den Stamm-Actionären abgesetzt wurde, weil es um mehrere Millionen Dollars betrogen hatte.

Wie die Eisenbahncompagnien bedürfen alle Actiengesellschaften in den meisten Staaten der Concessionen, die aber ebensowenig wirkliche Sicherheit geben und ebenso elastisch wie die Eisenbahn-Concessionen sind.

Das Gute, was Actien-Unternehmen haben, geniessen die Vereinigten Staaten in vollem Maasse. Fast alle industriellen Unternehmen geschehen auf Actien, deren Besitzer sich aber gewöhnlich in die Geschäfte theilen. Grössere Unternehmen werden daher gewöhnlich nur von Banken oder reichen Capitalisten unternommen, die sich gleichzeitig eines guten Credits erfreuen. Die Schattenseite des Gründens würde gewiss im höchsten Maasse ausgebeutet werden, wenn das Publikum den Anpreisungen Glauben schenkte. Es ist aber an den Humbug gewöhnt und weiss, dass der Staat nie Jemanden abhält, der sein Geld durchaus wegwerfen will, wie er ebensowenig den Unternehmungsgeist einschränkt. Das Einzige was die Union thut, um das Publikum gegen fingirte Werthe zu schützen ist, dass sie die Circulation alles Papier-

geldes ausser der des eignen und des der sogenannten „Nationalbanken“ verbietet.

Nationalbanken sind solche Banken, welche U. S. Staatspapiere beim Schatzamt zu Washington deponiren und für 90 Procent des Betrages alsdann unverzinsliche vom Staate garantirte Banknoten überwiesen erhalten. Während der Staat durch das Depositum sicher gestellt ist, beziehen die Banken doppelte Interessen, nämlich einmal die der deponirten Staatspapiere und zweitens die des etwa ausgeliehenen Banknotencapitals. Falliren können natürlich die Nationalbanken so gut wie andere Banken, nur dem Banknoten-Unwesen ist ein Ziel gesetzt. Immerhin sind die Banken durch die Noten-Emission noch so bevorzugt, dass die Farmerbewegung dagegen Stellung genommen hat. Aus der Staatsgarantie der Banknoten ergiebt sich, dass dieselben stets gleichen Cours mit dem Staatspapiergeld haben. Der Cours war während des Bürgerkrieges zeitweise so niedrig, dass $2^1/_2$ Dollars Papier gleich 1 Dollar Gold waren.

Weder Personen noch Gesellschaften dürfen unverzinsliche Noten emittiren. Die Vereinigten Staaten sind zu den betreffenden Gesetzen gelangt, nachdem sie lange Zeit eine Staatsbank gehabt und nach deren Aufhebung mit verschiedenen Bankgesetzen experimentirt hatten.

Die Nichtcontrolle der Gesellschaften Seitens des Staates findet eine Ausnahme bei den Versicherungs-Gesellschaften, über welche die Nr. 1 des Jahrganges III. der Mittheilungen für die öffentlichen Feuerversicherungs-Anstalten (Verlag von Fr. Stollberg in Merseburg) die beste Auskunft giebt. Die zahlreichen Brände in Amerika seit dem grossen New-Yorker Brande von 1835 haben beständig den Sturz einer grossen Zahl von Feuerversicherungs-Gesellschaften zur Folge gehabt. Was die Lebensversicherungen betrifft, so muss der Staat ein grosses Interesse daran haben, dass die nach vielen Millionen zählenden Ersparnisse seiner Angehörigen, durch welche Familien vor Verarmung geschützt werden sollen, nicht von den Unternehmern leichtsinnig verwaltet und zum Theil, wie es vorgekommen ist, sogar ver-

schwendet werden. Die Versicherungs-Gesellschaften waren von Seiten der Vereinigten Staaten bis ungefähr Mitte der sechziger Jahre nur einer oberflächlichen Controlle wie alle andern Actien-Gesellschaften unterzogen. Der Concurrenz war derselbe Spielraum wie in England gelassen, wo von 1844 bis 1868 nicht weniger als 250 Lebens-Versicherungs-Gesellschaften gegründet wurden. Allein im Staate New-York wurden von 1840 bis 1865 106 dergleichen Gesellschaften errichtet. Staatlicherseits drückte man die sich überbietenden Gesellschaften durch hohe Besteuerung und machte sie zu einer ergiebigen Einnahmequelle.

Die zum Theil gewissenlose auf eigne Bereicherung bedachte Verwaltung dieser Gesellschaften brachte viele derselben dem Bankerott nahe, so dass sie liquidiren mussten oder die Verschmelzung mit einer andern in ähnlicher Lage befindlichen erstrebten, mit der sie später demselben Loose anheim fielen. In Amerika fehlen mir die Zahlen, aber von dem seit 1844 in England gegründeten 250 Gesellschaften fallirten oder amalgamirten sich 179 und konnte es vorkommen, dass bei der bekannten Versicherungs-Gesellschaft „Albert", die von 1856 bis 1865 zehn andere Gesellschaften aufnahm, die Verwaltungskosten seit 1855 30 Procent der Prämieneinnahmen desselben Zeitraumes betrugen.

In der Union ist man deshalb neuerdings dem Unwesen energisch entgegen getreten. Eine Anfangs 1869 zu St. Louis zusammengetretene und von allen Theilen der Union beschickte Convention fasste folgende Resolution:

„Der richtige Weg zur Förderung des Versicherungswesens ist der Erlass solcher Gesetze, die es einem unsoliden Institut unmöglich machen zu existiren oder im Staate zu arbeiten und die dadurch Vertrauen zu den übrigen einflössen. Die wirksamste Methode, die Assecuranz-Interessen des Staates gründlich zu schädigen, ist: durch laxe Gesetze die Gründung schwacher Institute zu ermuntern und ihnen durch eine unbillige Gesetzgebung die Existenz zu sichern."

Eine bezügliche einheitliche Gesetzgebung für die ganze Union herzustellen wurde wohl versucht, scheiterte aber wie

alle derartigen Gesetzentwürfe an den Particular-Interessen der Einzelstaaten, welche ihre Autonomie auf allen Gebieten aufrecht zu erhalten bestrebt sind, die nicht nach der Verfassung der Union zustehen. Die strengen Gesetze, welche zur Controlle der Lebens- und auch Feuer-Versicherungs-Gesellschaften im Detail von den einzelnen Staaten gegeben sind und in annähernder Schärfe in der Welt sonst nicht existiren, müssen das Publikum nunmehr wohl befriedigen, da es diese Institute so umfangreich benutzt, dass man 1873 den Betrag der Lebensversicherungen in der ganzen Union auf 2700 Millionen Dollars berechnete.

In der socialen Frage sind reelle Lebensversicherungen insofern von besonderer Bedeutung, als sie den Arbeitern, welche wirklich Willens sind, etwas zurückzulegen, die beste Gelegenheit geben, der Familie ein kleines Betriebscapital zu hinterlassen, mit dem dieselbe eine neue Subsistenz gründet.

England und Frankreich haben daher bereits von Staatswegen die Lebensversicherung im Interesse der unteren Volksclassen in die Hand genommen.

In England hat man mit den Postämtern die Sparcassen verbunden, welche bei uns Kreise und Communen unterhalten, seit 1853 aber gewährt ausserdem der Staat Lebensversicherung, damit — wie Mr. Gladstone sich ausdrückt — der Versicherte wenigstens die Sicherheit erhalte, nicht geprellt zu werden. Der Staat gewährt sowohl aufgeschobene Renten, als auch Capital auf den Todesfall. Die Rente darf sich nur bis auf 50 Pfund = 1000 Mark jährlich belaufen und auf 100 Pfund Capital nach dem Todesfall. Gewisse Tabellen ordnen die niedrigen Einzahlungen an.

In Frankreich existirt schon seit 1850 eine Altersversorgungscasse als Staatsanstalt unter Verwaltung der Staatsschulden-Direction. Sie dient offenbar vorzüglich für die Kreise der kleinen Beamten, der Arbeiter, der Tabaks-, Eisenbahnbeamten, Wegearbeiter etc. Ausserdem sind in Frankreich seit 1868 zwei Staats-Versicherungs-Anstalten unter Garantie des Staates constituirt worden und zwar eine Versicherungsbank auf den Todesfall für einzelne Personen

und Collectiv-Versicherungen und eine Versicherung für den Unglücksfall, d. h. für den Fall absoluter Arbeitsunfähigkeit zur Ausübung des erlernten Handwerkes.

Nach unserer Ausdrucksweise sind dies also eine grosse Sterbecasse und eine grosse Altersversorgungscasse. Der Staat giebt zu der letzteren eine Subvention, welche für das erste Jahr auf eine Million Francs bestimmt wurde.

Diese Cassen sind eine der besten Schöpfungen Napoleons des Dritten. Ausserdem existirt im Auslande in Dänemark eine vom Staate garantirte dänische Lebens-Versicherungs-Anstalt in Kopenhagen, 1812 zur Versicherung von Leibrenten gestiftet, neuerdings auch auf Capitalversicherung ausgedehnt.

In Deutschland haben wir ausser officiellen Wittwen- und Pensionscassen für Beamte nur die Königliche Sächsische Altersversorgungs-Anstalt unter Staatsgarantie.

Die vom Büreau des Ausschusses der Vereinigung öffentlicher Feuer-Versicherungs-Anstalten herausgegebenen und bereits oben erwähnten Mittheilungen sagen in Nr. 1 vom Januar 1871: „Was die Solidität der Deutschen Lebens-Versicherungs-Gesellschaften betrifft, so sind allerdings grelle Missstände von allgemeinem Umfange bisher noch nicht zu Tage getreten. Wir haben dies der zweifellos gewissenhaften Verwaltung gerade der ältesten deutschen Anstalten zu verdanken, indessen fehlt es nicht an Anzeichen, dass bei manchen Gesellschaften jüngeren Ursprungs eine gleiche Gewissenhaftigkeit nicht beachtet wird, und es verdient sicher die ernsteste Aufmerksamkeit, wenn Klagen in dieser Hinsicht gerade von Männern laut werden, deren Beruf seit langen Jahren die Verwaltung und Leitung von Lebens-Versicherungs-Gesellschaften bildet. Solche Klagen traten schon im Jahre 1865 an die Oeffentlichkeit und sind heute keineswegs verstummt; sie beziehen sich sowohl auf leichtfertige Abschlüsse von Versicherungen, wie auf vorzeitige Verwendung der eingesammelten Prämiengelder durch luxuriöse Verwaltung, Ueberbietung der Concurrenz-Anstalten in den Abschlussprovisionen, theilweise Uebertragung der Gründungs-

kosten auf spätere Jahre, Vertheilung hoher fictiver Dividenden in den ersten Jahren auf incorrecte Berechnung der Prämienreserven u. s. w., Alles Ungehörigkeiten, die sich hauptsächlich als Vergeudung der von den Versicherten der Gesellschaft anvertrauten Capitalien darstellen und schliesslich nothwendig zum Ruin der Anstalt, d. h. zum Betruge der Versicherten führen müssen. Dass bis heute noch kaum eine deutsche Lebens-Versicherungs-Gesellschaft liquidirt hat, ist vorläufig lediglich dem geringen Alter der Meisten zuzuschreiben, das Geschäft hat erst angefangen sich zu entwickeln, die Zugänge von Versicherungen und die Prämienzahlungen überwiegen vorab in progressiver Steigerung die Todesfälle und andere Zahlungen, allein endlich werden sich Einnahmen und Ausgaben in ein anderes Verhältniss stellen und dann erst ist zu ersehen, ob die Reserven zur Erfüllung der wachsenden Verbindlichkeiten genügen. Wie gesagt die Lebensversicherung fängt, wenn man mit anderen Ländern eine Parallele zieht, in Deutschland erst an sich zu entwickeln, und es dürfte Zeit sein darüber zu wachen, dass wir nicht in englische Zustände hineintreiben.“ —

Ich war im Southern Hôtel abgestiegen, einen jener Gasthöfe, wie man sie in allen grossen amerikanischen Städten vorfindet. Für Fremde und schnell Reisende sind sie sehr bequem, für einen längeren Aufenthalt aber geräuschvoll und ungemüthlich.

Das unterste Geschoss besteht aus einer grossen Halle, deren einer Theil mit 20 bis 30 Billards besetzt ist, während der andere gleichsam als ein öffentliches Eigenthum angesehen und von Müssiggängern, Neuigkeitssammlern und dergleichen Tagedieben an gewissen Tageszeiten zum Sammelplatz benutzt wird. Von dieser Halle gelangt man durch Glasthüren in kleine Verkaufsläden, die alle Reiserequisiten enthalten.

In der Halle befindet sich ein Telegraphen-Büreau, ein Verkauf von Eisenbahn-Billets nach allen grossen und den näher gelegenen kleinen Stationen, ein Zeitungsverkauf, eine

Bar, wo man alle Getränke gläserweise entnimmt und die Office.

Zu dieser begiebt sich jeder ankommende Gast, schreibt seinen Namen in das Fremdenbuch und erhält dann erst ein Zimmer angewiesen.

Wenn man keinen Empfehlungsbrief an den Wirth aufzuweisen hat, erhält man sein Zimmer in der sechsten, fünften und Begünstigte in der vierten Etage. Die zweite und dritte ist meist für Damen mit oder ohne Herren reservirt, während die erste hauptsächlich die Speisesalons und Parlours, Gesellschaftszimmer, enthält, auch mit einem besonderen Aufgang für Damen von der Strasse aus versehen ist, so dass diese die grosse Halle nie zu betreten brauchen. So elegant die Parlours, in denen man deshalb auch alle Besuche empfängt, so wenig Comfort bieten die Logirzimmer. Gewöhnlich ohne Fauteuil enthalten sie ausser Bett nur die nöthigsten Gegenstände. Mitunter kann man auch in den untern Etagen ausser dem Schlafzimmer ein anstossendes Wohnzimmer erhalten. Ein Elevator, der häufig die Grösse einer Stube hat und mit Sesseln versehen ist, bleibt unter Leitung eines Conducteurs in beständiger Bewegung und unterhält die Verbindung zwischen den Stockwerken. Am saubersten und häufig elegant gehalten sind die Esssäle, in denen sich eine Mahlzeit an die andere anschliesst, so dass sie fast den ganzen Tag offen stehen. Sie sind stets sehr gross und enthalten viele Tische, ein Oberkellner empfängt jeden Eintretenden und bietet ihm einen Platz an. — Eine grosse Auswahl von Schüsseln — englische Küche — gute Bedienung.

Die Hôtel-Rechnung zeichnet sich durch Einfachheit aus. Es wird nur tageweise bezahlt, mag Jemand den ganzen Tag die ausgewähltesten Speisen essen, oder nur im Hôtel schlafen, der Preis schwankt zwischen 4 und 5 Dollars den Tag.

Nachdem ich mich gestärkt, ein wohlthuendes Bad genommen und den Barber shop des Hôtels besucht hatte, in welchem ein Dutzend Schwarze mit hohen weissen Schürzen umherschwärmten, von denen zwei mittelst eigenthümlicher Manipulationen meinem Haar und Bart wieder ein civilisirtes

Aussehen gaben, suchte ich den norddeutschen Consul Herrn B. auf, an den ich die ersten Briefe seit Buenos Ayres hatte richten lassen. Auf meine nach dem Entkommen aus Paraguay geschriebenen Berichte empfing ich hier die Antwort und veränderte demnach meine Disposition dahin, dass ich die Vereinigten Staaten etwas gründlicher in Augenschein zu nehmen beschloss, als ich bis dahin beabsichtigt hatte.

Vor meiner Abreise nach Amerika stand ich bei den preussischen Occupations-Truppen in Dresden und hatte dort mehrere amerikanische Familien kennen gelernt, welche ich hier in St. Louis wiedertraf. Sie hatten noch in Dresden meine Arretirung in Rio de Janeiro erfahren und waren sehr erstaunt, mich nach $2^1/_2$ Jahren auf der eben eröffneten Pacificbahn von Californien nach St. Louis anlangen zu sehen. Ich gehörte zu den ersten Ankömmlingen, die diese Fahrt gemacht und wurde allseitig mit vielen Fragen bestürmt, da die Zeitungen die merkwürdigsten Fabeln und Uebertreibungen in der Welt verbreitet hatten. Mir war diese Tour nach den beschwerlichen Reisen in Süd-Amerika die bequemste seit dem Verlassen Europa's gewesen.

Mit grosser Liebenswürdigkeit kam man mir entgegen, und bald wurde ich in dem weiten Kreise der sogenannten Home Cercle Gesellschaft, einem Club der angesehensten amerikanischen Gentlemen von St. Louis näher bekannt. Es ist dort die Sitte, dass der durch eine Familie eingeführte Fremde nur solchen Herren seine Besuche macht, die ihm dieselben zuerst abgestattet haben. Man ist drüben vorsichtig, da manche Aventüriers ihre Schritte dorthin lenken, die häufig mit den besten Empfehlungsbriefen in ihrer europäischen Heimath ausgestattet wurden und dann in der Regel nach einiger Zeit ihren früheren Stand dort noch mehr blamiren als in der Heimath. Es ist mir in den Vereinigten Staaten häufig begegnet, dass ich für eine zweifelhafte Persönlichkeit angesehen und angemessen kühl empfangen wurde. Sobald man dagegen über mich orientirt war, wurde mir die grösste Aufmerksamkeit zu Theil. So hier in St. Louis. Trotzdem die Saison bereits vorbei war, und ein grosser

Theil der Familien die im Sommer so heisse Stadt mit dem Aufenthalte auf dem Lande, im Gebirge oder in den Seebädern schon vertauscht hatte, wurde ich noch zu einigen Abendunterhaltungen eingeladen, bei denen ich mich nach so langer Entbehrung des Umganges mit Damen recht gut unterhielt. Die Familien bewohnen stets eigene Häuser, die wohl von ziemlich gleicher Bauart, aber je nach dem Geschmack und Reichthum der Bewohner sehr verschiedene Dimensionen und Einrichtungen besitzen.

Die Damen stehen dem Hauswesen allein vor, haben eine gute, häufig classische Erziehung genossen, bilden sich weiter und wissen mit vielem Verständniss und unbefangenem Urtheil jede Unterhaltung aufzunehmen. Sie entwickeln sich früher wie die europäischen Damen, da ihnen früher ein selbständiges Auftreten gestattet ist. Sie wissen ihr Haus sehr angenehm zu machen und stechen dort als das belebende Element oder die eigentliche Seele des Hauses sehr vortheilhaft gegen die Herren ab. Während sie den Sinn für Schönheit, Kunst und Wissenschaft mehr oder minder pflegen, haben die Herren mit wenigen Ausnahmen dazu selten Zeit, ihre Gedanken sind anderweitig zu sehr beschäftigt; eine wissenschaftliche Bildung haben sie Alle erhalten, eine höhere classische nur wenige, noch seltener trifft man aber bei ihnen den Trieb sich in den Wissenschaften zu vervollkommnen und fast nie die Passion dafür zu leben. Zu früh bietet sich ihnen schon Gelegenheit, etwas Nützliches zu unternehmen und ihm die Zeit zu widmen. Sie verwenden einen grossen Theil des Tages, oft den grössten, auf die Geschäfte. Der begüterte Amerikaner lebt die grössere Hälfte des Jahres in der Stadt, nur einen Theil des Sommers auf dem Lande. Der Gegensatz von Stadt und Land, wie bei uns, war bisher in den Vereinigten Staaten unbekannt. Die Städte, namentlich die grösseren gaben allein den Ausschlag sowohl in der Selbstverwaltung, wie in der Politik.

Jeder Mann von einiger Bedeutung, und mochte er sein Vermögen auch nur in Grundbesitz haben, gehörte stets einer grösseren Stadt an, in der er durch seine Beziehungen einem

bestimmten Cirkel und einer politischen Partei zuzuzählen war. Durch die 1872 begonnene Farmerbewegung scheint sich sowohl im Westen wie in den Neuengland-Staaten in politischer Beziehung ein anderes Verhältniss herauszubilden, indem sich die ackerbautreibende Bevölkerung durch Meetings, die sogenannten Farmer Granges, zu consolidiren und den ihr gebührenden Einfluss auf alle öffentlichen Angelegenheiten zu sichern bestrebt ist, wie solches bisher eigentlich nur in den ackerbautreibenden Südstaaten der Fall war.

Die grosse Stadt ist daher mehr als bei uns der Vereinigungspunkt der wohlhabenden und angeseheneren Familien. Dorthin verlegt Jeder, soweit es nur thunlich, alle seine Geschäfte und wickelt sie daselbst mit Ersparniss von Zeit und Correspondenz ab. Nie wird aber ein Amerikaner seine Office, Geschäftslocal, im Hause haben, das er bewohnt. Entweder hat er es daneben oder im Geschäftsviertel der Stadt, in welchem alle Häuser mit Offices besetzt sind. Es erleichtert dies noch mehr die mündliche und schnelle Erledigung der Geschäfte. Das Steuergebäude, die Gerichte, die Rechtsanwälte, die Central-Comités der politischen Parteien, die Consulate, die Polizei, Post, Börse, Banken, die grossen Kaufleute, Alle haben in diesem Viertel ihren Sitz oder Centralstelle.

Der Amerikaner ist in der Geschäftswelt ein ganz anderer Mensch als in seinem Hause. So exclusiv und häufig aristokratisch denkend er hier, so demokratisch ist er dort. Er weiss, dass ihm im geschäftlichen Verkehr weder seine Besitzthümer Vorrechte einräumen, noch dass ihm Verpflichtungen gegen Personen obliegen, mit denen er durch den Geschäftsverkehr in nähere Beziehungen tritt, sei er Farmer, Kaufmann, Politiker oder dergleichen, er ist Jedem zugänglich, vermeidet Niemand, sieht in jedem Menschen seines Gleichen, drückt jedem Gebildeten nach amerikanischer Sitte die Hand, wo wir uns auf einen Gruss beschränken würden und zeigt sich im Uebrigen als ein besonders ernst denkender Mann, dem time money ist. Anders in seinem Hause. Hier ist er allen Personen unzugänglich, durch deren Zulassung er fürchtet

in eine ihm nicht passende Bekanntschaft gezogen zu werden, und ist daher vorsichtig in der Wahl der Gäste, um sein Haus als einen angenehmen Vereinigungspunkt für die Familie und die Personen zu erhalten, mit denen er gern einen gewissen gesellschaftlichen Cirkel bildet; er hat hier ein aristokratisches Selbstgefühl und durchaus keine Befürchtung, sein Ansehen zu verlieren. Es ist fehlerhaft, alle in Europa reisenden Amerikaner, wie es so häufig geschieht, in eine Kategorie zu gruppiren. So republikanisch gleichberechtigt sie sich fühlen, so verschieden sind sie und ebenso schwer wie reisende Engländer nach ihrer gesellschaftlichen Stellung in der Heimath zu beurtheilen. Eine glückliche Spekulation, Schwindel oder verwerfliche Geschäfte wie betrügerische Lieferungen während des Krieges haben Manchem zu schnellem Reichthum verholfen. Sie haben wohl Geld, aber weder Bildung noch Manieren erlangt, und sich zu Hause vergeblich bemüht, in den Kreis der ersten Gesellschaft Zutritt zu erlangen, welche sich in den grossen Städten fast überall herausgebildet hat und aus den ältern wohlhabenden Familien besteht, die ihren Besitz in real estate oder andern Sicherheiten fundamentirt, mit ihrem Namen ein gewisses Ansehen in der Heimath erlangt haben und nicht jedem Millionair ohne Bildung ihr Haus öffnen. Auf dem europäischen Continent wird dieser dagegen in der Regel gut aufgenommen; er imponirt durch Geld, seine schlechte Erziehung wird als eine den Republikanern anhaftende Rauhheit entschuldigt, und schliesslich erregt er Anstoss, wo ihm der Zutritt so leicht gemacht wurde.

Ausser den Häusern in St. Louis besuchte ich auch einige naheliegende Farmen und Landhäuser, deren Besitzer wie viele Herren in St. Louis auf Seiten der Südstaaten im Kriege gestanden hatten, vor den Verlusten aber die den Süden betroffen, bewahrt geblieben sind. Der einzige gelungene südstaatliche Einfall unter General Price in Missouri 1864 war nur von kurzer Dauer, da sich Price, der früher Gouverneur des Staates gewesen war, bald wieder zurückzog.

Eine grosse Landwirthschaft nach unsern Begriffen, in

der die Zucht von Vieh auf den Gewinn von Fleisch oder Wolle hin mit dem Bau des grösstmöglichsten Quantums von Feldfrüchten verbunden, ist nicht vorhanden. Die Landwirthschaft wird auch sehr einfach betrieben, da der frische Acker noch nicht solche rationelle Behandlung wie bei uns verlangt. Zum Betriebe der Landwirthschaft wie bei unsern Grossgrundbesitzern fehlen die nothwendigen Arbeiter, auch wohl die Kenntnisse. Man begnügt sich mit einer sehr einfachen Wirthschaft und zieht vor, das Land in mehrere Farmen zu theilen, um durch Verpachtung sichere Revenüen zu erzielen. Die Deutschen haben den Ruf, die besten Pächter zu sein, wenigstens wissen sie eine kleinere Wirthschaft am intensivsten zu betreiben. Weiter im Westen sowie in Californien werden häufiger grössere Flächen mit Hülfe von Maschinen und Arbeitern bestellt, aber eine rationelle Wirthschaft wie bei uns ist auch dort nicht vorhanden. Einem wohlhabenden Manne kann daher in den nördlichen Staaten der Beruf als Landwirth kein besonderes Vergnügen machen.

Einer Einladung folgte ich zu dem Mr. M. bei Belleville Illinois, der 1866 und 67 in Dresden ein angenehmes Haus machte. Zum ersten Male passirte ich auf dieser Fahrt den Mississippi. Die dortigen Dampffähren nehmen ungefähr 30 schwerbeladene Wagen auf, während die Fussgänger ein Stockwerk höher und der Steuermann sich im dritten Stock befindet. Sie werden durch eine gigantische Brücke ersetzt, welche in dem Jahre 1874 fertig werden sollte. Dieselbe ruht auf nur drei Pfeilern, die durch Gussstahlbogen mit einer Spannung von 500 Fuss, der mittelste sogar 520 Fuss, verbunden sind nach Art der Coblenzer Brücke, deren Bogen-Spannung nur 300 Fuss beträgt. Die Granitpfeiler sind 50 bis 100 Fuss unter dem Flussbett versenkt, so dass sie auf Felsen ruhen und nicht von der reissenden Strömung unterspült werden können. Da weiter unterhalb über den Mississippi keine Brücke führt, so concentrirt sich auf ihre Benutzung der Verkehr von 17 Eisenbahnen. Man hat daher zwei Brückendecken über einander construirt, deren untere für zwei Eisenbahngeleise bestimmt ist und in einem Tunnel

endigt, der unter St. Louis nach dem Bahnhof der Pacificbahn führt, während die obere Brückendecke zwei Geleise für Pferdeeisenbahnen, zwei Passagen für Wagen und zwei für Fussgänger enthält. Die Brücke ist von einer Privatgesellschaft gebaut, kostet sieben Millionen Dollars und soll sich nach der angestellten Berechnung gut rentiren. Der Staat hat Nichts weiter dazu gethan, als das Maximum des zu erhebenden Passage-Tarifs festgestellt.

Die Brücke endigt auf der Seite von Illinois in East St. Louis, einem kleineren Städtchen, das durch die Bahnhöfe, den Güter- und Viehverkehr auf dem „Bloody Island" entstanden ist, einer früheren, Insel, die jetzt durch Zuschüttung eines Wasserarmes mit dem Lande verbunden ist. Sie hatte den Namen „blutige Insel" von den Duellen erhalten, die in früherer Zeit stets auf dieser damals einsamen Insel ausgefochten wurden. Duelle finden in Amerika nicht seltener statt als bei uns und werden in den verschiedenen Staaten sehr verschieden bestraft.

In einer halben Stunde erreichte ich mit der Bahn Belleville, eine ehemalige französische Colonie, die sich zu einer fast ganz deutschen Stadt von 20,000 Einwohnern umgeformt hat. Nur deutsche Namen las ich an den Aushängeschildern der Handwerker und Kaufleute, nur deutsch hörte ich sprechen. Ein Paar elegante Karossiers brachten mich zu Mr. M. nach Glen Addie, wo ich abweichend von den meist recht hübschen aber einfachen Landhäusern ein schönes Schloss vorfand. Die Marmorbrüche am obern Mississippi liefern den Luxusbauten ein gutes Material. Der Marmor war hier sehr verschwenderisch und geschickt benutzt. Trotz Mosaik, Stuckatur und Harmonie in der Zimmereinrichtung, trotz Oelgemälden und Kunstgegenständen aus Italien, Spanien und andern Ländern blieb das Ganze doch echt amerikanisch, denn für die Beleuchtung in allen Räumen sorgte ein Privat-Gasometer, der in einem Nebenhäuschen construirt war. Vom Schlossthurme genoss man einen schönen Blick über einen grossen Theil der Besitzung, deren Farmen an Deutsche aus verschiedenen Staaten verpachtet waren.

Die Jagd beschränkt sich auf dergleichen Besitzungen in der Nähe grösserer Städte meist auf Quails und wilde Enten, seltener Rehwild und Schnepfen. Weiter ab von der Eisenbahn, wo die Waldungen zusammenhängen und weniger belebt sind, trifft man mehr Rehwild an, auch den kleinen amerikanischen Hirsch, und wenn man Glück hat in tiefster Waldeinsamkeit den ziemlich bunten wilden Truthahn, doch findet man dort keinen comfortablen Landsitz, sondern muss jägermässig einige Tage zubringen. Auf den Landsitzen cultivirt man als Sport mehr das Angeln und Fischen als die Jagd. Die reichsten Leute wissen überhaupt von ihrem Reichthum keinen würdigen Gebrauch zu machen, ihre Hauptpassion besteht gewöhnlich darin, noch mehr Reichthümer aufzuhäufen. Das Vergnügen einer waidmännisch zu betreibenden Jagd oder eines Thiergartens ist ihnen unbekannt, und wie leicht könnten gerade sie die schönsten Jagden in Verbindung mit Jagdschlössern besitzen, oder die Parforcejagd cultiviren.

Im Uebrigen sind die Amerikaner dem Sport nicht abhold. Die einzige Sportpassion, auf die sie Geld verwenden, sind die Pferderennen. Sogar die im Aufblühen begriffenen „jungen" Städte besitzen ihren Rennplatz, umschlossen von einem hohen Bretterzaune, so dass Niemand zusehen kann, der nicht Eintrittsgeld bezahlt.

Sowohl Jockey- wie Fahrrennen werden dort abgehalten, um das edle Blut und die Leistungsfähigkeit der Pferde zu prüfen. Dieser Sport ist ebenso populär, wie der Rudersport, der meist nur von jüngeren Leuten cultivirt wird. Im Osten findet alljährlich der Haupt-Wettkampf zwischen den beiden ersten Colleges von Yale in Connecticut und Harvard in Massachusetts statt, ähnlich den englischen Regatta's zwischen Oxford und Cambridge.

Die dazu benutzten Boote, Shells, für eine Person, bestehen aus Papier maché oder Cederholz, das durch Lack wasserdicht gemacht ist, wiegen ca. 20—30 Pfund, sind 20 bis 30' lang und 1' breit oder vielmehr schmal; die für sechs Ruderer werden nur aus Cederholz construirt. 1870 folgten

die Harvard Studenten einer Herausforderung der Engländer, wurden von diesen aber auf der Themse geschlagen.

Mit Recht erblickt die demokratische amerikanische Nation in dem Sport ein Mittel zur Veredlung des Volkes, und wer sich nicht activ an ihm betheiligt, trägt wenigstens für die noble Passion sein Scherflein bei. Von den noblen Passionen, zu denen man allenfalls auch den Champagner-Genuss — nach Wachenhusen — rechnen kann, da er nicht dumm macht wie das Bier, nicht gemein wie der Branntwein und nicht schwerfällig wie der Wein, sondern des Menschen edle Seiten anklingt und in Amerika trotz des hohen Preises von über 5 Thaler pro Flasche nicht weniger cultivirt wird wie bei uns, springe ich über auf ein Hochzeitsfest, zu dem ich von einer Wittwe eingeladen wurde, deren Tochter den Speaker (Sprecher) des Repräsentantenhauses im Staate Missouri, Mr. O., einen jungen Mann von 28 Jahren heirathete. Leider war gerade trübes Wetter, so dass der mit Tausenden von Lampen hell erleuchtete Garten nicht benutzt werden konnte und sich die 500 geladenen Gäste in einem nicht grossen Hause zusammendrängen mussten. Die Trauung fand nach presbyterianischem Ritus statt, der noch grössere Einfachheit in Ceremonien beobachtet, wie dies bei den schottischen Presbyterianern der Fall ist. Eine kurze Predigt und das Eheversprechen bildeten die ganze Feierlichkeit. Der Prediger war ohne Ornat im gewöhnlichen Frack, nicht einmal Ringe wurden gewechselt. Nach der Trauung fand eine Gratulationskur statt, woran sich sogleich der Tanz und ein wohlbesetztes Büffet anschlossen. Recht bedeutend war der Luxus, den die Damen bei dieser Gelegenheit in Toiletten entwickelten und nicht minder bedeutend die Zahl der graciösen Ladies. In der Gesellschaft hören die politischen Gegensätze auf; sie bilden in den meisten Staaten keine Scheidegrenze unter den Gebildeten, zumal sich seit dem letzten Kriege die Parteiunterschiede sehr verändert haben. Nur in den Südstaaten ist die Erbitterung noch nicht überwunden, so dass sie die socialen Verhältnisse mehr oder minder in Mitleidenschaft zieht.

Ich will hier auf die Entstehung der gegenwärtigen politischen Parteien, wie sie sich durch den Kampf der verschiedenen geistigen und materiellen Kräfte mit der Zeit entwickelt haben, einen Blick werfen, muss aber dazu auf die Entstehung der Republik zurückgehen.

Nach der Unabhängigkeits-Erklärung der 13 englischen Colonien 1776 an der Ostküste, erfolgte 1782 die Anerkennung der conföderirten Staaten von Seiten Englands. Bereits 1777 hatten dieselben durch Conföderationsartikel einen Staatenbund vereinbart, welcher der Centralgewalt gar keine Macht gab, da nur diejenigen Beschlüsse für Alle verbindlich waren, welche von 9 Staaten beschlossen wurden und sich damals 9 Staaten von 13 über keinen Beschluss einigen konnten. Demzufolge wurde 1787 durch Deputirte der Staaten eine neue Constitution berathen, die noch bis heute in Kraft ist und im Laufe der Zeit Verbesserungen sowie Zusätze erhalten hat. Diese Constitution gab dem bisherigen Bunde durch Errichtung einer Central-Regierung mit Congress eine grössere Kraft, namentlich das Recht Steuern und Zölle in der ganzen Conföderation zu erheben, während dies bis dahin nicht gestattet war. Zur Annahme dieser Constitution entschlossen sich die Staaten nach und nach innerhalb drei Jahren, also bis 1790.

Zu dieser Zeit entstanden die Parteien der Föderalisten, welche die neue Constitution billigten, und der Republikaner, welche die volle Unabhängigkeit der einzelnen Staaten bewahren, vor Allem dem Congresse das Recht Steuern zu erheben nicht bewilligen wollten.

Während der achtjährigen Präsidentschaft von Washington und der vierjährigen seines Nachfolgers Adams (bis 1801), die beide Föderalisten waren, befestigte sich die Constitution, so dass die beiden nächstfolgenden Präsidenten aus der republikanischen Partei unter Beobachtung der Constitution ihr Princip nur noch theilweise verfolgen konnten.

Im Laufe der nächsten dreissig Jahre verschwinden diese Parteien, da neue Interessen die aufblühende Union wesentlicher berühren. Es sind dies vornehmlich die 1817 ent-

standene, 1836 wieder abgeschaffte United states bank, die Eingangszölle und der Census bei den Wahlen. Nachdem die Parteibildung eine wiederholte Zersetzung erfahren, finden wir Anfangs der dreissiger Jahre die beiden Parteien der Whigs und Demokraten sich gegenüberstehen. Die Whigs hatten ihren Halt in den Kapitalisten und überhaupt in der besitzenden Klasse des damaligen Nordens, d. h. der nördlichen Staaten der Ostküste; sie bestanden, um die Führerschaft aufrecht zu erhalten, auf einen Census bei den Wahlen, waren für Schutzzölle und für Beibehaltung der United states bank. Diese Principien, namentlich den Schutzhandel, bekämpften die Demokraten, deren Haupthalt die südlichen Pflanzer waren. Diese hatten kein Interesse, die Manufacturen des Nordens durch hohe Eingangszölle zu schützen, vielmehr ihre Bedürfnisse so billig als möglich zu erhalten; ihnen war das demokratische Princip von keinem Schaden, da die Sklaven nicht stimmberechtigt waren. Es gelang ihnen, die Whigs, welche nur zweimal den Präsidentenstuhl erkämpften, zu besiegen und deren Partei in den fünfziger Jahren allmählich verschwinden zu lassen.

Während das demokratische Princip alle Verhältnisse nivellirte, kamen gleichzeitig Differenzen unter den Demokraten selbst zur Sprache, die in der Sklaverei ihren Ursprung hatten und von den eigentlich in der Minorität befindlichen Schutzzöllnern mit Geschick benutzt wurden.

Die nördlichen Staaten schafften mit der Zeit die Sklaverei ab, sie erhielten durch die Einwanderung hinreichenden Zulauf von weissen Arbeitern, während die im heisseren Klima gelegenen Südstaaten diesen Zulauf nicht hatten und die Sklaverei beibehielten. Ich führte schon früher an, dass die Ausdehnung derselben auf die westlichen Territorien lange parlamentarische Kämpfe zur Folge hatte, die oft durch kleinere blutige Local-Gefechte eine schnellere Erledigung fanden, bis 1821 der 36. Grad 30′ nördlicher Breite mit Ausnahme Missouris als Grenze der Sklaverei in den Territorien festgesetzt wurde. Man nannte die Partei des Nordens, welche sich der Ausbreitung der Sklaverei auf die Territorien wider-

setzte „Free-soilers“, so dass Ende der vierziger Jahre die drei Parteien der Whigs, Demokrates und Free-soilers bestanden.

1852 stellten die Whigs zum letzten Male einen Candidaten für den Präsidentenstuhl auf und verschwinden, nachdem sie wieder geschlagen wurden, von hier ab allmählich.

Ein grosser Theil schloss sich der im folgenden Jahre 1853 entstehenden neuen Partei der Know-nothings (wörtlich „weiss Nichts“) oder Natives (Eingeborne) an, welche die geborenen Amerikaner der gerade damals in bedeutendem Wachsen begriffenen Einwanderung gegenüber bevorzugt wissen wollte, namentlich in Betreff der Aemter, die nur von Eingebornen besetzt werden sollten. Ihr Motto war: „Amerika soll von Amerikanern regiert werden.“ Andere Wighs verbanden sich mit den Free-soilers und bildeten die neue Partei der „Republikaner“, welche bereits gegen die Sklaverei ihre Stimme erhoben, während die Demokraten die ungehinderte Ausbreitung der Sklaverei verlangten, wo das Volk solche dulden wollte. Bei der Präsidentenwahl 1856, zu der jede der drei Parteien ihren Kandidaten aufstellte, siegten die Demokraten durch die Erwählung des Mr. Buchanan zum letzten Male.

Während der Prädentschaft Buchanans zerfielen die Know-nothings oder Natives wie ihrer Zeit die Whigs, während sich die Gegensätze der Republikaner und Demokraten schärften.

Die Republikaner traten nun entschiedener mit ihrer Forderung, die Sklaverei abzuschaffen hervor; ihnen schlossen sich auch die an der Industrie betheiligten Kapitalisten des Nordens mit ihrem zahlreichen Gefolge an, in deren Interesse die Schutzzölle lagen und stets liegen werden. Ihre Fabriken können bei ihren im Vergleich zu Europa bedeutend höheren Arbeitslöhnen zum grössten Theil nur dann floriren, wenn ihren Waaren durch entsprechend hohe Zölle der Vorzug vor den europäischen zu Theil wird. Der ackerbauende Süden ist dann genöthigt seine Bedürfnisse vom Norden zu entnehmen. Die demokratische Partei hätte bei der nächsten Präsidenten-

wahl wahrscheinlich doch gesiegt, wenn sie sich nicht selbst gespalten hätte. Sie war hauptsächlich durch die Freihandels-Interessen verbunden. In Betreff der Sklaverei waren die Ansichten verschieden. Am weitgehendsten waren die Anforderungen bei dem grösseren Theil der Demokraten des Südens, die eine möglichst grosse Ausdehnung der Sklaverei in dem Unionsgebiet erstrebten. Andere Demokraten hielten die Sklavereifrage für eine interne Angelegenheit der einzelnen Staaten, über die jeder Staat selbst beschliessen möchte, noch andere Demokraten waren für Abschaffung der Sklaverei, wollten sie aber allmählich angebahnt wissen, nicht plötzlich eintreten lassen und die Besitzer entschädigen. Es gab sowohl im Süden viele Anhänger dieser in Bezug auf Sklaverei gemässigter Denkenden, als auch im Norden Demokraten aller Schattirungen.

Zur Präsidentenwahl 1860 schieden sich die Demokraten nach ihren verschiedenen Ansichten in zwei Parteien, die jede ihren Kandidaten aufstellte, einen dritten stellten die Republikaner und einen vierten die aus alten Whigs, Know-nothings und andern schwachen Oppositionsparteien gebildete Constitutional Union-Partei auf.

Als nun der Republikaner Lincoln aus der Wahl siegreich hervorging, wurde von den Südstaaten die Behauptung aufgestellt, dass jeder Staat das Recht habe, sich von der Union, die nur ein freiwilliger Bund sei, los zu sagen, zumal die Constitution dies nicht verbiete. Ich überschlage hier das blutige Drama, das sich nun entspann und mit der Niederwerfung der im Mai 1865 conföderirten Südstaaten oder Rebellenstaaten, wie sie jetzt heissen, endigte.

Nach dem Kriege treten unter dem Namen „Republikaner“ und „Demokraten“ zwei Parteien auf, deren Unterschiede kaum bemerkbar sind. Die früher so viel bestrittenen Import-Zölle sind eine Nothwendigkeit geworden, um die nach Beendigung des Krieges auf 2757 Millionen Dollars angewachsene Staatsschuld zu verzinsen und zu tilgen. Die Sklavereifrage ist gelöst. Die Parteien gruppiren sich daher meist nach persönlichen Beziehungen. Die früheren Re-

publikaner sind Republikaner geblieben und haben, wenn auch nicht in allen Staaten, so doch im Congress die Majorität behalten. Die Schwächen der in den Aemtern befindlichen Partei werden angegriffen und von der Opposition als Parteiunterschied erklärt. Obenan steht die theure Verwaltung und die vielen Unterschleife, deren viele Beamte beschuldigt werden. Will man wirklich verschiedene Principien für die beiden Parteien heraussuchen, so könnte man sagen, die Republikaner wollen eine Stärkung der Centralgewalt, eine grosse Amalgamirung der Staaten und Beibehaltung der hohen Schutzzölle, die Demokraten möglichste Selbstständigkeit der einzelnen Staaten und Herabsetzung der Zölle, da die Staatsschuld bereits auf ca. 2 Milliarden im Jahre 1873 gesunken ist. Beide Parteien sind indessen mit der Constitution, welche die Grenzen der Staatsherrschaft ziemlich klar bezeichnet, zufrieden, die Partei-Unterschiede über diesen Punkt sind daher mehr ideal wie real. In Wirklichkeit giebt es eine Partei in den Aemtern und eine andere, die sie besetzen möchte, die persönlichen Verhältnisse jedes Einzelnen bringen ihn der einen oder der andern Partei näher. In einem Staate findet man die gebildetsten und ehrenwerthesten Männer unter den Demokraten, in einem andern unter den Republikanern. Im grossen Ganzen balanciren sich beide Parteien.

Es springt in die Augen, dass sie mit den Parteien in den europäischen Staaten nicht zu vergleichen sind. Die ererbten demokratischen Institutionen wollen Beide conserviren, man könnte sie daher ebensowohl conservativ wie demokratisch oder conservativ-demokratisch nennen, aber nie fortschrittlich, da ein Fortschritt in der Gleichheit und Ungebundenheit nicht mehr möglich ist. Selbst die Socialdemokratie ist ausser Stande, demokratischere Formen anzugeben. Wenn diese Partei dennoch existirt, so zeigt sie, dass sie eben gar keine Gesetzesformen, sondern nur Vandalismus will. Sie wird aber in Amerika wohl keine Bedeutung gewinnen, da die besitzende Klasse zu gross ist.

Seit 1872 ist eine neue Partei in Entwickelung be-

griffen, welche täglich an Bedeutung gewinnt und vielleicht in einigen Jahren die Majorität in der Union erlangt, wie sie solche bereits bei den letzten Wahlen in verschiedenen Distrikten und Staaten davongetragen hat.

Es ist die bei Besprechung der Production der westlichen Farmer schon erwähnte Farmer-Partei, welche selbstständig ihre Interessen verfolgen und sich nicht länger, wie ihre Führer überall äussern, in's Schlepptau der Republikaner und Demokraten nehmen lassen will.

Ihr Programm, das die Amerikaner im Allgemeinen „Platform" nennen, enthält speciell die Forderung, den Nährstand der Nation, d. h. den Ackerbauer, der bisher durch Anschluss an verschiedene politische Parteien keine angemessene Vertretung in den gesetzgebenden Körperschaften gefunden und dem zu Folge durch die ganze Steuerpolitik in seinen Interessen geschädigt sei, mehr zur Geltung zu bringen; die Freiheit sei gemissbraucht und aus der bisherigen Politik haben nur die Industrie, die verschiedenen Actien-Gesellschaften und namentlich die Eisenbahn-Compagnien Nutzen gezogen.

Die vorzüglichsten Forderungen der Farmer-Platform sind folgende:

1. Aufhebung der Zölle auf die den Farmern nothwendigsten Artikel, als da sind Eisen, Stahl, Salz und Kleidung. Letztere ist in Amerika sehr theuer und könnte bei freiem Import wohl halb so billig geliefert werden.

2. Die strenge Kontrolle der Eisenbahnen als eine durchaus nothwendige Pflicht der Staatsregierung. Dieselbe hat das Interesse des Publikums gegenüber diesen Privat-Gesellschaften nicht genug gewahrt, ihnen vielmehr volle Freiheit gelassen, trotzdem sie, wenn auch in Privathänden, Staatsstrassen sind.

3. Eine grössere Sorge der Staaten für die Verbesserung der Schifffahrt auf den Seen und Flüssen.

4. Die Herabsetzung der zu einer bedeutenden Höhe gesteigerten Gehalte mit besonderer Verurtheilung des Präsidenten der Republik, dass er die Salary bill unterzeichnet

hat, welche im Frühjahr 1873 die Diäten der Mitglieder des Congresses beinahe verdoppelte.

5. Die Aufhebung des Nationalbankgesetzes und Ausgabe eines dem Course nicht unterworfenen Papiergeldes, welches gegen verzinsliche Staatsschuldscheine einzulösen sein muss und auch bei den Eingangszöllen als Zahlung anzunehmen ist, die bisher stets in Gold zu leisten waren.

Diesen Forderungen sind andere von den Oppositionsparteien gestellte hinzugefügt, wie z. B. Verminderung aller Staatsausgaben, ferner die Abstellung des Missbrauches, dass die vom Präsidenten mit Bewilligung des Congresses im Civildienst zu vergebenden Aemter, wie z. B. bei der Post und Steuer zur Zeit mehr in Berücksichtigung der geleisteten Partei-Unterstützung vergeben werden als im Interesse des allgemeinen Nutzens u. a. m.

Die Republikaner und Demokraten bemühten sich anfangs vergeblich, die Führerschaft dieser Farmerbewegung zu gewinnen. Die Farmer wurden von eignen, gewandten Führern bedient, die in Amerika nie fehlen, wo zum Ehrgeiz noch die Sucht nach einträglichen Aemtern hinzutritt.

Es giebt viele unbemittelte Leute, die sich die Politik als Lebensaufgabe stellen und ihre Farbe erst zeigen, wenn sie des Erfolges sicher sind. Jede chancenvolle neue Partei findet daher bald ihre Führer.

Wahrscheinlich werden sich die Südstaaten und alle ackerbauenden Districte der neuen Partei anschliessen. Ihr ganzes Programm deutet aber darauf hin, dass sie sich mit der demokratischen verbinden wird. Diese grosse Partei wird alsdann die Majorität in den meisten Staaten und im Congress erhalten, auch den Präsidentenstuhl bei der nächsten Wahl besetzen. Sie wird ihre Zwecke erreichen und sich demnächst wie alle früheren Parteien spalten, die verschiedenen Interessen von Stadt und Land werden aber bei späteren Parteibildungen wohl dauernd von Einfluss bleiben.

Die Parteiorganisation dieser Farmer gebraucht mehr Zeit wie die der früheren Parteien, welche sich nur in den

Städten constituirten. Das Vereinswesen ist in den nordamerikanischen Städten mehr ausgebildet als in irgend einem andern Lande. Im demokratischen Staate erzeugt der schnelle Wechsel von Regierung und Gerichten eine gewisse Unsicherheit. Man ist zufrieden, wenn die Beamten die laufenden Geschäfte erledigen. Man macht keine aussergewöhnlichen Ansprüche an sie, man hilft sich, soweit es thunlich ist, selbst oder im Kreise seiner Genossen. Für alle aussergewöhnlichen Bedürfnisse oder Erscheinungen treten die Betheiligten oder Liebhaber zu einer Gesellschaft zusammen, um Abhülfe zu schaffen, oder die Förderung der Sache zu betreiben. Jedermann fühlt sich daher veranlasst, seinen Einfluss auf die öffentlichen Angelegenheiten zu wahren, und schliesst sich, da eine Person allein von zu geringem Gewicht ist, Gesinnungsgenossen an, um dadurch mehr zur Geltung zu kommen. Wir sehen deshalb fast jeden amerikanischen Bürger einer society oder Gesellschaft angehören; auch ist in keinem Staate die Freimaurerei so verbreitet wie in den Vereinigten Staaten. Natürlich sind diese societies sehr verschieden, es giebt deutsche, irländische, englische, Neger-societies, andere, die ausschliesslich Arbeiter in „Leagues“ oder „Unions“ verbinden und dort die Strikes organisiren, andere für Wohlthätigkeit, für Vergnügen, für gewisse Berufsklassen. Wir besitzen viele ähnliche Vereine, doch ist die Theilnahme bei uns geringer, und die Fäden der Organisation werden noch häufig geheimnissvoll verschleiert, während sie in den Vereinigten Staaten ganz klar zu Tage liegen.

Sobald sich gewisse politische oder sociale societies zu einer grösseren Partei vereinigen wollen, wird von den Führern eine Convention an irgend einem Orte ausgeschrieben. Dorthin senden die betreffenden Vereine „delegates“. Diese Delegirten berathen die Platform, das Programm, welches schnelle Verbreitung durch die Presse erfährt. Finden in verschiedenen Staaten der Union über irgend welche Fragen oder Pläne dergleichen Conventionen statt, so pflegen sie gewöhnlich, um der Sache grösseren Nachdruck zu geben und

hat, welche im Frühjahr 1873 die Diäten der Mitglieder des Congresses beinahe verdoppelte.

5. Die Aufhebung des Nationalbankgesetzes und Ausgabe eines dem Course nicht unterworfenen Papiergeldes, welches gegen verzinsliche Staatsschuldscheine einzulösen sein muss und auch bei den Eingangszöllen als Zahlung anzunehmen ist, die bisher stets in Gold zu leisten waren.

Diesen Forderungen sind andere von den Oppositionsparteien gestellte hinzugefügt, wie z. B. Verminderung aller Staatsausgaben, ferner die Abstellung des Missbrauches, dass die vom Präsidenten mit Bewilligung des Congresses im Civildienst zu vergebenden Aemter, wie z. B. bei der Post und Steuer zur Zeit mehr in Berücksichtigung der geleisteten Partei-Unterstützung vergeben werden als im Interesse des allgemeinen Nutzens u. a. m.

Die Republikaner und Demokraten bemühten sich anfangs vergeblich, die Führerschaft dieser Farmerbewegung zu gewinnen. Die Farmer wurden von eignen, gewandten Führern bedient, die in Amerika nie fehlen, wo zum Ehrgeiz noch die Sucht nach einträglichen Aemtern hinzutritt.

Es giebt viele unbemittelte Leute, die sich die Politik als Lebensaufgabe stellen und ihre Farbe erst zeigen, wenn sie des Erfolges sicher sind. Jede chancenvolle neue Partei findet daher bald ihre Führer.

Wahrscheinlich werden sich die Südstaaten und alle ackerbauenden Districte der neuen Partei anschliessen. Ihr ganzes Programm deutet aber darauf hin, dass sie sich mit der demokratischen verbinden wird. Diese grosse Partei wird alsdann die Majorität in den meisten Staaten und im Congress erhalten, auch den Präsidentenstuhl bei der nächsten Wahl besetzen. Sie wird ihre Zwecke erreichen und sich demnächst wie alle früheren Parteien spalten, die verschiedenen Interessen von Stadt und Land werden aber bei späteren Parteibildungen wohl dauernd von Einfluss bleiben.

Die Parteiorganisation dieser Farmer gebraucht mehr Zeit wie die der früheren Parteien, welche sich nur in den

Städten constituirten. Das Vereinswesen ist in den nordamerikanischen Städten mehr ausgebildet als in irgend einem andern Lande. Im demokratischen Staate erzeugt der schnelle Wechsel von Regierung und Gerichten eine gewisse Unsicherheit. Man ist zufrieden, wenn die Beamten die laufenden Geschäfte erledigen. Man macht keine aussergewöhnlichen Ansprüche an sie, man hilft sich, soweit es thunlich ist, selbst oder im Kreise seiner Genossen. Für alle aussergewöhnlichen Bedürfnisse oder Erscheinungen treten die Betheiligten oder Liebhaber zu einer Gesellschaft zusammen, um Abhülfe zu schaffen, oder die Förderung der Sache zu betreiben. Jedermann fühlt sich daher veranlasst, seinen Einfluss auf die öffentlichen Angelegenheiten zu wahren, und schliesst sich, da eine Person allein von zu geringem Gewicht ist, Gesinnungsgenossen an, um dadurch mehr zur Geltung zu kommen. Wir sehen deshalb fast jeden amerikanischen Bürger einer society oder Gesellschaft angehören; auch ist in keinem Staate die Freimaurerei so verbreitet wie in den Vereinigten Staaten. Natürlich sind diese societies sehr verschieden, es giebt deutsche, irländische, englische, Neger-societies, andere, die ausschliesslich Arbeiter in „Leagues“ oder „Unions“ verbinden und dort die Strikes organisiren, andere für Wohlthätigkeit, für Vergnügen, für gewisse Berufsklassen. Wir besitzen viele ähnliche Vereine, doch ist die Theilnahme bei uns geringer, und die Fäden der Organisation werden noch häufig geheimnissvoll verschleiert, während sie in den Vereinigten Staaten ganz klar zu Tage liegen.

Sobald sich gewisse politische oder sociale societies zu einer grösseren Partei vereinigen wollen, wird von den Führern eine Convention an irgend einem Orte ausgeschrieben. Dorthin senden die betreffenden Vereine „delegates“. Diese Delegirten berathen die Platform, das Programm, welches schnelle Verbreitung durch die Presse erfährt. Finden in verschiedenen Staaten der Union über irgend welche Fragen oder Pläne dergleichen Conventionen statt, so pflegen sie gewöhnlich, um der Sache grösseren Nachdruck zu geben und

ein einmüthiges Handeln zu erzielen, in einer General-Convention an irgend einem Ort zusammen zu treten.

Von den politischen Parteien werden in den grösseren Städten, um die Kräfte möglichst auszunutzen und zu concentriren „Centralcomitees" unterhalten. Hier werden die Gelder gesammelt und ausgeschrieben, die zur Verfolgung der Parteizwecke nöthig sind; hier versammeln sich die Vertreter der Parteipresse und die Parteiführer. Die zur Partei gehörigen Societies, Unions, Leagues und Clubs holen hier ihre Instructionen. Endlich wird hier der Wahlzettel oder das sogenannte „Ticket" entworfen.

Auf demselben werden die Namen der zu wählenden Beamten, Deputirten, Senatoren etc. nebst ihrer Bestimmung gedruckt. Dies Ticket wird je nachdem die Wahl blos die Stadt, den Staat oder die Union betrifft, von Conventionen und General-Conventionen diskutirt, so dass, wenn zur Wahl geschritten wird, jede Partei übereinstimmende Tickets in die Wahlurne wirft.

Als ich im Herbst 1872 nach St. Louis kam, hatten die General-Conventionen der verschiedenen Parteien zur Feststellung der Tickets schon stattgehabt. Die Parteien suchten sich nun für ihre Tickets den grösstmöglichsten Anhang zu verschaffen. Auf Plätzen und unbebauten Grundstücken wurden Volksversammlungen abgehalten, die Candidaten präsentirten sich dort des Abends bei Fackelschein auf improvisirten Tribünen mit passenden Reden dem souveränen Volke, oder empfahlen die nicht anwesenden Candidaten für den Congress und Präsidentenstuhl. In den meisten Strassen war von den Republikanern das lebensgrosse Transparentbild des Generals Grant in der Höhe der Dächer quer über die Strasse gehängt und Abends erleuchtet, während die Demokraten in gleicher Art ihren Candidaten Greeley fetirten. Die Zeitungen kämpften mit den bittersten Schmäh-Artikeln und suchten die gegenüber stehenden Candidaten zu verdächtigen, während die Central-Comités ihre Geld-Reserven zu den letzten Anstrengungen verwandten.

Am eigenthümlichsten waren die Processionen, die sich

in der letzten Zeit vor der Wahl Abends durch die Hauptstrassen der Stadt bewegten. Jede der beiden Parteien hatte ein Rendez-vous. Die verschiedenen Clubs und Societies kamen militärisch in zwei Gliedern oder Sectionen formirt, meist mit gleichen Blousen von greller Farbe und gleichen Hüten uniformirt, die Führer gewöhnlich zu Pferde, häufig mit Musik anmarschirt. Statt einer Fackel trug jeder Mann einen Stock über der Schulter wie ein Gewehr, am Ende des Stockes hing eine kleine brennende in einer Gabel bewegliche Petroleumlampe. An der Spitze des ganzen nach vielen Tausenden zählenden Zuges, der mehrere Stunden die Stadt durchzog, ritt ein Generalstab. Die beiderseitigen Führer mussten sich wohl über die einzuschlagenden Wege geeinigt haben, da die Züge nie carambolirten. Bei einem Begegnen dieser sich in ihren Massen gegen einander abwägenden Züge schien mir ein thätlicher Kampf der politisch ziemlich erregten Gemüther unvermeidlich, doch soll ein solcher nicht vorkommen.

Das freie Vereinsrecht schafft hier Ordnung in den Massen und macht die Bildung geheimer Gesellschaften ausser Freimaurern überflüssig. Die höheren Gesellschaftsklassen nehmen an jenen Processionen, welche vor den Wahlen in allen grösseren Städten stattfinden, keinen Antheil. Sie lieben es aber auch, sich ihr Ansehen zu wahren und vereinigen sich freiwillig zu sogenannten Miliz-Bataillonen. Sie schaffen sich dazu eine theure Uniform an, unterhalten ein theures Club-Lokal und legen sich so viele Beiträge auf, dass Unbemittelte ganz ausgeschlossen sind. Die sich zum Eintritt Meldenden werden ballotirt. Politik wird von ihnen gewöhnlich nicht getrieben, Männer aller Parteien nehmen an ihnen Theil und zwar, wie es mir scheint, hauptsächlich aus Vergnügen; denn Uniform anziehen und etwas Soldat spielen, macht fast Jedem Spass.

St. Louis hat zwei dergleichen Bataillone, die sehr geschmackvoll uniformirt sind. Ich sah von ihnen einen Uebungs-Marsch oder mehr Umzug durch die belebtesten und fashionablesten Strassen der Stadt. Im Vollbewusstsein

ihrer Würde marschirten die zwei Bataillone voran, ihnen folgten zwei vierspännige Kanonen und ein Zug Ulanen. Artillerie und Ulanen in preussischer Uniform und von Deutschen dargestellt.

Abends war ich zu dem glänzenden Ball des einen Bataillons eingeladen, auf welchem die Crême der Damenwelt erschien. Ich erfuhr hier, dass die Uebungen des Bataillons so selten stattfänden, dass sie Niemanden belästigten und Schiessübungen noch nie versucht wären. Im Osten tragen verschiedene Freiwilligen-Bataillone Uniformen unserer Garde-Infanterie Regimenter. In San Francisco bildete ein angesehener Deutscher sogar eine Kaisergarde, der Name aber war doch so wenig republikanisch, dass das „Kaiserlich" nach einiger Zeit umgewandelt werden musste.

Uebrigens muss jeder Amerikaner vom 18. bis 45. Jahre erforderlichen Falles dem Ruf zur Einreihung in die Miliz folgen, doch sind ausser den wenigen Freiwilligen-Bataillonen keine anderen Organisationen im Frieden vorbereitet.

Da ich bereits von den Prozessionen sprach, so will ich die Präsidentenwahl gleich daran knüpfen. Ueber die Stellung des Präsidenten zum Congress lasse ich später einige Worte einfliessen. Es war der Wahlakt selbst, der mich hier interessirte. General Grant war nach seiner vierjährigen Präsidentschaft von den Republikanern wieder als Candidat für den Präsidentenstuhl aufgestellt. Ganz abgesehen von den Parteifragen und von der Person des Gegners hatte er verschiedene Vortheile beim Wahlkampf, einmal den, an der Spitze einer Million Soldaten gewesen zu sein, die zum grössten Theil ihrem früheren Obergeneral ihre Stimmen gaben und in weiten Kreisen Einfluss übten, ferner den Vorzug, den jede Regierung durch Ausübung ihres Einflusses auf die Wahlen ausüben kann und in Amerika auch ausübt, endlich die Unterstützung, die ihm durch die nicht unerhebliche Stimmenzahl aus der dankbaren beinahe fünf Millionen starken schwarzen Bevölkerung zu Theil wurde.

Zum dritten Male wird der General Grant die Wahl

nicht wieder annehmen, da alle Präsidenten dem Beispiele Washingtons folgen, welcher die dritte Wahl ablehnte. Auch die Deutschen gehören in der grossen Masse den Republikanern an. Warum sie demzufolge gegen den Freihandel sind, verstehe ich nicht; vermuthlich sind sie Republikaner geblieben, weil sie früher für Aufhebung der Sclaverei waren, oder weil ihre principiellen Gegner und Concurrenten, die Irländer, meist Demokraten sind.

Trotz des anscheinenden Uebergewichts der Republikaner trat in den letzten Wochen vor der Wahl eine Spaltung in ihrem Lager ein, welche eine erhebliche Zunahme der demokratischen Stimmen vermuthen liess, zumal der demokratische Candidat Greeley früher selbst Republikaner gewesen war. Die Spannung wurde vermehrt, als die Staatswahlen in Pennsylvanien, das nächst New-York der volkreichste Staat der Republik ist, republikanisch ausfielen. Pennsylvaniens Staatswahlen fanden kurz vor der Präsidentenwahl statt und haben seit langer Zeit grossen Einfluss auf die Gesammtwahlen geübt, da eine grosse Masse Zweifelhafter stets mit dem Strome zu schwimmen vorzieht und sich nach den Wahlen in Pennsylvanien richtet.

Endlich war der fünfte November herangerückt, an dem die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten stattfand. In St. Louis waren die Staats- und Stadtwahlen damit verbunden. In den letzten vorhergehenden Tagen hörte man nur von den verschiedenen Candidaten sprechen, es gab kein anderes Interesse, das ganze Land war in einer fieberhaften Aufregung. Wenn die Parteien auch in den Wahlen zum Präsidenten und Kongress zusammenhielten, so spalteten sie sich doch schliesslich vielfach bei den Candidaten für die übrigen Aemter, so dass in der Nähe der Wahllokale eine ganze Anzahl verschiedener Tickets coursirte, die bereits gedruckt von Colporteuren den nahenden Wählern angeboten wurden.

Die Parteien gebrauchen oft das Mittel, die Gegenpartei durch geschickte Aufstellung neuer Candidaten kurz vor der Wahl zu spalten. Ein solcher Candidat für den

Congress zog mit zwei Wagen von Wahllokal zu Wahllokal durch die ganze Stadt und hielt von seinem mit Fahnen geschmückten Wagen aus Reden an das Volk, während im vorderen Wagen ein Musik-Chor die Pausen ausfüllen musste.

Trotz dieser Anstrengungen fiel er durch, das Publikum schien hierfür zu nüchtern zu sein, denn am Wahltage darf kein geistiges Getränk in irgend einem öffentlichen Lokale ausgeschenkt werden. Die Wahllokale waren von Neugierigen umlagert, die ganze Polizei war dort vertheilt, doch fielen keine Unordnungen vor. Am Abend wusste man bereits ungefähr das Resultat in der Stadt St. Louis und im Staate Missouri, welches demokratisch ausgefallen war. In der Nacht gingen bei den beiden Hauptzeitungen der Parteien, dem Democrat und Republican, Privatdepeschen über Abstimmungen in vielen Städten und Staaten ein. Eine nach vielen Tausenden zählende Volksmenge umgab bis spät in der Nacht die Zeitungsgebäude. Die eingehenden Depeschen wurden dort schnell auf Riesenplakate gemalt und aus den obern Stockwerken als illuminirte Transparente quer über die Strasse gehängt, wo die betreffende Partei den Sieg applaudirte. Nach wenigen Tagen war durch die Presse der Sieg der Republikaner in der Union bekannt, lange bevor dies officiell constatirt war.

Die Presse ist bedeutend zahlreicher als bei uns, und da sie keine Abgaben entrichtet, auch meistens billiger.

1870 zählte die Presse in den Vereinigten Staaten

4295 Wochen-Zeitungen,
796 Tages-Zeitungen,
790 Magazine und Zeitschriften.

Die geleseneren Blätter haben unverhältnissmässig mehr Abonnenten und verfügen demzufolge über mehr Mittel als bei uns. Jene beiden ersten St. Louis-Blätter besitzen jedes in dem theuersten Theil des Geschäftsviertels grosse Häuser im Werthe von mehreren 100,000 Dollars und repräsentiren ein bedeutendes Capital-Vermögen. Fast jeder Ort hat seine tägliche Zeitung und, sobald er wächst, mehrere, die meist auf

Spekulation gegründet werden. So unzuverlässig die Presse, namentlich die zahlreiche Winkelpresse, in ihren Mittheilungen ist, und so wenig sich die Beamten aus den beständigen Verdächtigungen derselben machen, so nimmt sie in anderen Beziehungen eine wichtige Stellung ein. Die Tausende von Blättern kämpfen beständig, ein jedes nach seiner Weise, offen und ehrlich, durch Verzerrungen und Entstellungen, mit geraden oder verwerflichen Mitteln, doch in allen Staaten giebt es tonangebende Blätter, deren mehr oder weniger geschickte Leitung einen grossen Einfluss auf die öffentliche Meinung übt, was daraus erhellt, dass der Präsidentschafts-Candidat Greeley einst Redacteur der New-Yorker Tribüne war, und der Vice-Präsident der Republik Colfax sein hohes Amt niederlegte, um die Redaction der Tribüne zu übernehmen.

Gebildete Leute abonniren nie ausschliesslich auf ihr Parteiblatt, sondern gleichzeitig auf das der entgegengesetzten Partei, so dass die Hauptparteiblätter gewöhnlich gleichviel Abonnenten besitzen. Der Strassenverkauf der Zeitungen bildet einen grossen Theil des Absatzes. Kein öffentliches Lokal unterhält Zeitungen, Jedermann kauft sich seine Paper selbst. Die grosse Masse der Zeitungen verhindert den ungebührlichen Einfluss einer einzelnen. So frei übrigens die Presse ist, so darf sie doch nicht ungestraft persönlich verletzen. Bei begründeten Klagen werden die Gerichte in der Regel dem Kläger durch Verurtheilung des Redacteurs gerecht.

Viele anständige Menschen schlagen überhaupt alle Candidaturen aus, um sich den selten ausbleibenden Verdächtigungen und scharfen Kritiken des gegenüberstehenden Theils der Presse nicht auszusetzen, doch ist es zuviel gesagt, dass sich die ganze gute Gesellschaft von Politik ferne hält. In allen Volksschichten habe ich das höchste Interesse an Politik wahrgenommen und bei den Wahlen eine geringere Indolenz, als sie vielfach in anderen Ländern gerade bei den Gebildeten zu Tage tritt. Wenn bemitteltere Personen candidiren, die sich um die angesehenen Aemter bemühen, wie „den Gouverneurposten des Staates“ oder eine „Senatorenstelle,“

deren jeder Staat zwei in Washington besetzt, so kostet es den Betreffenden gewöhnlich mehr Geld, als der Posten rechtmässig abwirft. Es ist nicht gerade eine directe Bestechung nothwendig, doch muss die Partei bei den vorhergehenden Versammlungen bewirthet werden, das Central-Comité der Partei muss reichlich mit Geld versorgt werden, um auf die Presse und verschiedene Vereins-Vorstände zu wirken oder andere geeignete Mittel anzuwenden. Eine Wahl kostet daher Manchem viel Geld, Anderen wieder gar Nichts, zumal in den älteren Staaten, wie den Neuenglandstaaten, die kleiner sind, länger bestehen und neben besserer staatlicher Organisation auch im Parteiwesen bereits besser geordnet sind, so dass die dort die Oberhand habende republikanische Partei die geeignetsten und zuverlässigsten Candidaten aufzustellen sucht, um nicht im Ansehen Einbusse zu erleiden. Vermöge der Central-Comités, zu denen die Bemittelten freigebig beisteuern, kommen dort gerade Befähigte ohne Rücksicht auf den Besitz in die Aemter. In den weniger geordneten und grösseren westlichen Staaten, wo die Einwanderung und Freizügigkeit die Masse des Volkes in viel grösserem Maasse beständig verändert, finden wie in dem einer ähnlichen Veränderung gleichfalls unterworfenen New-York bei den Wahlen naturgemäss auch weit mehr Umtriebe und Ungesetzlichkeiten statt.

Es zeigt sich hier wieder, dass die Ordnung nur in einer kleineren demokratischen Republik aufrecht erhalten werden kann, da in einer grösseren Missbräuche und Ungerechtigkeiten sich der allgemeinen Ueberwachung entziehen. Ich erwähnte schon den sogenannten Tamany Ring, dessen Mitglieder New-York um Millionen betrogen. Dergleichen Rings oder Bünde können öfters vorkommen und zwar nicht nur im Staate sondern auch bei Actien-Gesellschaften, Comités etc., wenn die erwählten Vorstände aus ebenso schlauen wie unzuverlässigen Leuten bestehen, die ihre Wahl durch Raffinement zu bewerkstelligen gewusst haben. Nach Erlangung der Posten verbinden sie sich unter einander um stillschweigend falschen Rechnungen, Berichten und Unterschleifen nachzu-

sehen, wie wir ähnliche Rings bei verschiedenen Gründungen in den letzten Jahren, allerdings nur bei Privat-Gesellschaften, auch bei uns kennen gelernt haben. Die meist sehr hohen Cautionen, welche in den Vereinigten Staaten von allen Beamten niederzulegen sind, und in Bons bestehen, welche von zahlungsfähigen Bürgern unterschrieben sein müssen, helfen dagegen nicht, denn der amerikanische Betrüger ist so gewandt, dass er seinen Unterschleifen fast immer noch einen Stempel der Legalität aufzudrücken weiss.

Wollen die Staaten diesen Missbräuchen wie überhaupt den viel verbreiteten Klagen des Ausnutzens der Beamtenposten durch die zeitweiligen Inhaber eine radikale Abhülfe schaffen, so müssen sie Beamtencarrieren mit controllirenden Instanzen nach europäischem Muster einführen. Dies widerstreitet aber dem demokratischen Princip, „dass jeder Bürger zu jedem Posten gelangen können muss", es widerstreitet dem bereits dargelegten Bedürfniss nach stets lebensfrischen neuen Beamten für das sich schnell entwickelnde Land, statt einer Bureaukratie, die es in dieser Entwickelung aufhält, es widerstreitet endlich der Geschichte des Landes, die diesen Modus stets beobachtet hat, und der Amerikaner ist darin zu conservativ, als dass er die daraus erfolgende völlige Umwandlung seiner Staatsverwaltung jemals wünschen würde.

Da sonach das Uebel nicht ausgerottet werden kann, so bleibt dem Lande nur übrig, es zu mildern. Dies könnte erreicht werden durch Theilung der meisten Staaten in kleinere, damit nach dem Muster der Neuenglandstaaten eine bessere gegenseitige Controlle der Bürger ermöglicht und dadurch der Gewissenlose von Aemtern wie gesetzgebenden Körperschaften fern gehalten würde.

Dass die Vereinigten Staaten trotz dieser erheblichen Uebelstände floriren, liegt einmal in dem Reichthum der Natur, deren Schätze beständig aufgeschlossen werden, auch in grosser Masse noch in Grund und Boden schlummern, dann aber auch darin, dass diese grosse Republik eigentlich nur ein Bund vieler ziemlich selbstständigen Republiken ist, von denen gerade die kleinsten den später gebildeten

grösseren das Muster abgegeben haben. Würde dieser Staatenbund in einem grossen Staat aufgehen, so ist der schnelle Verfall bei den auseinander gehenden Interessen der verschiedenen Landestheile unvermeidlich. Eine grosse demokratische Republik kann, wenn sie nicht wie die United States aus verschiedenen mit grosser Selbstständigkeit versehenen föderirten kleineren Republiken zusammen gesetzt ist, nur wie eine Eintagsfliege ihre Existenz auf eine kurze Spanne Zeit fristen. Die Geschichte hat bisher noch keinen Beweis vom längern Bestande einer solchen aufzuweisen. Rom ist kein Beispiel, da es eine aristokratische Republik war, in welcher die gesetzgebende Gewalt von einem aus erblichen Mitgliedern bestehenden Senat ausging, ähnlich den kleineren klassischen Republiken Sparta und Athen, deren geringe Bürgerzahl gegenüber den Sclavenmassen ebenfalls einen aristokratischen Charakter trug. Die im Verhältniss zu den Nichtstimmberechtigten geringe Aristokratie ermöglichte sowohl eine leichtere gegenseitige Controlle als auch die Wahl der richtigen Männer für den rechten Platz. Die kleine Schweizer-Republik mit ihrer Kantonal-Verfassung liefert den Beweis, dass „kleinere" demokratische Republiken bestehen können, vorausgesetzt, dass sie nach Aussen Stand halten, wozu solche begünstigte geographische Lage gehört, wie sie die Schweiz besitzt.

Eine Verbesserung des Organismus in den grösseren Staaten der Union dürfte also nur durch Theilung der Staaten zu erreichen sein. Sehr zu bezweifeln ist aber, dass sich die Staaten hierzu veranlasst finden werden. Der Congress darf nach der Constitution wohl Territorien theilen, aber keinen Staat. Die Theilung eines Staates kann nur erfolgen, wenn der Staat dies beantragt und der Congress es genehmigt. Gegen dieses Selbstbestimmungsrecht des Staates ist nur bei Virginien eine Ausnahme gemacht. Die Bewohner von West-Virginien, das an den West-Abhängen der Alleghanies liegt, wollten nicht mit dem Staate Virginien auf Seiten der Südstaaten an dem Kriege Theil nehmen und erreichten vom

Congress die Anerkennung West-Virginiens als besonderen Staates.

Nachdem ich die Entstehung der Stadtverfassungen und die Bildung der Grafschaften in Kurzem mitgetheilt, will ich mit wenigen Zügen ein Bild von der Entstehung und Weiterentwicklung der Staaten entwerfen.

Zwölftes Capitel.

Staatsverfassung. — Gerichte. — Steuern.

Die aus den 13 englischen Colonien entstandenen Staaten nahmen mit der Zeit insoweit eine ziemlich gleiche Verfassung an, als sie die Gesetzgebung der aus zwei gewählten Körperschaften bestehenden „Legislature“ übertrugen und die Exekutive einem Gouverneur; die Constitutionen blieben im Uebrigen verschieden und hatten nur jeden Widerspruch mit der acceptirten Bundes-Constitution von 1788 zu vermeiden.

Ist in einem Territorium die Bevölkerung so angewachsen, dass der Anerkennung als Staat Nichts im Wege steht, so hat sich daselbst in der bekannten Art die Selbstverwaltung bereits derartig entwickelt, dass das Territorium durch Deputirte eine Convention abzuhalten vermag, welche die Constitution beräth.

Die Anerkennung als Staat hat den Vorzug, dass derselbe durch Deputirte und Senatoren am Congress Theil nimmt und hinfort alle seine Beamten selbst wählt, während sie bis dahin nach dem Ermessen des Präsidenten von diesem ernannt werden konnten. Professionirte Politiker sind stets vorhanden, welche nach dem Muster der alten Staaten unter Berücksichtigung der eigenen partikularen Interessen bald eine Constitution entwerfen. Dieselbe wird nach Annahme Seitens der Convention dem Congress unterbreitet, der ihre

Uebereinstimmung mit den Principien der Bundesverfassung controllirt und sie entweder zur Verbesserung zurücksendet oder bestätigt. Jede spätere Veränderung einer Staats-Constitution muss ebenfalls vom Congress die Bestätigung erhalten.

Die beiden Häuser einer Legislature führen meist die Namen der Congress-Häuser „Senate“ und „House of Representatives“. Das Letztere hat gewöhnlich die Gesetze und das Budget zu berathen, während das Erstere die Gesetze revidirt und je nach der Constitution sie dem Repräsentantenhause zurückgiebt oder durchfallen lässt. Häufig ist dem Senat noch eine richterliche Gewalt bei gewissen politischen Vergehen oder als Verwaltungs-Gericht übertragen. Der Unterschied zwischen beiden Häusern in Betreff ihrer Zusammensetzung ist gering; im Senat ist das Minimalalter für die Wählbarkeit höher gegriffen, die Anzahl der Mitglieder geringer und ihre Mandatsdauer länger, von 1 bis 4 Jahren, im Repräsentantenhause von 1 bis 2 Jahren. Die Theilung des gesetzgebenden Körpers in zwei Häuser hat sich als Nothwendigkeit herausgestellt; Pennsylvanien besass nur ein Haus und wurde von einem der angesehensten Staatsmänner Amerika's, Franklin, darin unterstützt, da nach dessen Ansicht ein Haus die nothwendige Folge der Volkssouveränetät sein müsse, doch es machte bald die Erfahrung, dass zwei Häuser eine Nothwendigkeit sind.

Der Gouverneur besitzt gesetzlich geringe Macht, da er jedoch stets mit der Majorität der Versammlung aus derselben Partei hervorgegangen und die für das Bedürfniss des Landes nöthigen Vorlagen der Legislature zu machen hat, so ist sein persönlich berathender Einfluss von grösserer Bedeutung. Durch sein Veto kann er ein neues Gesetz zu einer zweiten oder dritten Berathung wohl aufhalten, aber auf die Dauer nicht verhindern. Er ist dem Lande verantwortlich für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und kann dazu über alle Polizeiorgane disponiren, sowie nöthigenfalls die Miliz aufbieten, wenn ihm nicht zufällig Unionstruppen zu Gebote stehen, was bei deren geringer

Anzahl selten der Fall ist. Dieselben sind fast sämmtlich an der Indianergrenze vertheilt, ein Theil noch zur Unterstützung der Gouverneure in einzelnen Süd-Staaten.

Die jedem Staate nöthigen Beamten wie Vice-Gouverneur, Controlleur, Schatzmeister und andere werden bei Gelegenheit der bereits erwähnten alljährlich stattfindenden Wahlen gewöhnlich auf mehrere Jahre gewählt, wobei es mitunter vorkommt, dass sich manche Personen solcher allgemeinen Anerkennung erfreuen, dass sie beständig wieder gewählt werden. Die Zahl der Staatsämter ist je nach der Lage und Grösse der Staaten sehr verschieden. Die Administration weist die Ausführung der Gesetze an die Grafschaften, in deren Selbstverwaltung sie sich grundsätzlich nicht mischen darf, es sei denn, dass eine aussergewöhnliche Veranlassung dazu vorliegt.

Die Verschiedenheit der Constitutionen in den einzelnen Staaten hat zur Folge, dass die Gesetzgebung und Staatseinrichtungen, namentlich die Gerichtsbarkeit verschieden sind. Es sei vorausgeschickt, dass sich die Constitution der Vereinigten Staaten eigentlich nur Heer, Flotte, Diplomatie, Post und Poststrassen, Münzrecht, Zölle, Verleihung von Patenten an Erfinder der Union und Verlagsrecht an Autoren der Union reservirt hat, ferner das Recht Steuern zu erheben, sowie Unions-Gerichtshöfe zur Wahrung der National-Interessen und Auslegung der Unionsgesetze einzurichten. Vor diese Unions-Gerichte kommen auch alle Streitigkeiten zwischen zwei Staaten, Klagen über einen Staat, Streitigkeiten von Bürgern verschiedener Staaten und von Ausländern. Im Uebrigen richtet sich jeder Staat seine Gerichtsbarkeit selbst ein, wie er sich auch neben den Steuern für die Union seine eignen Steuern nach Belieben auferlegt.

Wenn sich die Einrichtungen und Gesetze der verschiedenen Staaten auch einerseits ähneln, so sind sie andererseits doch verschieden. Trotz der sehr ausgedehnten Freizügigkeit macht sich aber kein Drang nach Ausgleichung der Verschiedenheiten in den Staaten geltend. Ein solcher würde einmal eine Ueberbürdung des Congresses zur Folge haben,

der hinreichend in Anspruch genommen ist, dann auch die Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung sehr einschränken.

Die Verschiedenheit des Klimas, der Production, der Dichtigkeit der Bevölkerung, der geographischen Lage und anderer involvirenden Verhältnisse der Staaten veranlassen nicht allein verschiedene Gesetze, sondern machen auch solche Verschiedenheit durch Verlegung des Schwerpunktes innerhalb der Gesetzgebung in den verschiedenen Staaten nach einer oder der andern Seite hin wünschenswerth.

Die Nachtheile der zu weit gehenden Gleichmacherei sind ebenso bedeutend, wie die der zu grossen Centralisation. Nur die geschäftsmässigen Politiker ziehen daraus einen Nutzen, um überall leicht orientirt zu sein. Für das grosse Publikum ist die Rechtsverschiedenheit unwesentlich, denn der Advokaten bedarf es doch, mag es die Gesetze kennen oder nicht.

Da ich hier den Einzelstaat betrachte, so muss ich einen Blick auf seine Gerichtsbarkeit und Steuern werfen. Die richterliche Gewalt ist coordinirt der durch die Legislatur repräsentirten gesetzgebenden und der executiven, repräsentirt durch den Gouverneur. Jeder amerikanische Bürger kann jeden Beamten wegen Amtsvergehen vor Gericht fordern. Von diesem Recht wird fast nie Gebrauch gemacht, weil der Prozess wie jedes Gerichtsverfahren viel Geld kosten würde und jedes Vergehen mittelst der Presse sowohl leichter als billiger angegriffen werden kann.

Als Grundlage für das ganze Recht gilt allgemein das englische common law, das von jedem Staate nach Bedürfniss abgeändert und vervollständigt ist. Das Strafrecht ist ungemein verschieden; die Unionsconstitution verbietet nur grausame und ungewöhnliche Bestrafungen. Gehangen wird noch viel, da Todesstrafe in den meisten Staaten auf viele Verbrechen steht. Bis vor Kurzem bestand sie noch überall; möglich ist, dass sie in einem oder dem andern Staate neuerdings abgeschafft ist, denn wenn man dgl. Details von den Vereinigten Staaten erzählt, ist es möglich, dass sie sich in

einem oder dem anderen Staate inzwischen bereits verändert haben.

Ich muss hier die Lynch-Justiz erwähnen, die eigentlich nur in den weniger geordneten Staaten vorkommt und dem abgekürzten Verfahren ähnelt, das ich bei den Vigilance-Committees in neuen Minengegenden beschrieb. Die Lynch-Justiz ist eben dort ein nothwendiges Uebel, wo sich in unentwickelten Zuständen der Process aus dem Chaos und der Anarchie zur Ordnung vollzieht. Bis sich nicht ganz geordnete Verhältnisse entwickelt haben, behält diese Justiz ihre Nachwehen, jedoch ist ein anständiger Mensch dem nicht ausgesetzt, ebensowenig kommt sie bei politischen Differenzen zur Anwendung. Mörder, Räuber und andere gemeinschädliche Verbrecher werden dadurch beseitigt, z. B. Pferdediebe in den neuen Ansiedelungen. Bei meiner Anwesenheit in St. Louis wurde dort ein Pferdedieb von der Polizei arretirt und vom Staate Kansas, wo er seine Diebstähle begangen, reklamirt. Ehe er dort vor Gericht gestellt, wurde er auf der Reise von betheiligten Farmern mit Gewalt aus dem Gefängniss geholt und ohne Weiteres gehängt. In St. Louis konnte ihm dies dagegen nicht passiren.

Wie im Criminal-, so trifft auch im Civilprocess die Entscheidung eine Jury, d. h. ein Geschwornengericht. Nach der United States Constitution muss jedes Streitobject, dessen Werth 20 Dollars überschreitet, durch eine Jury entschieden werden. In solchem Gerichte wird der präsidirende Richter vom Volke gewählt und braucht nie die Rechte studiert zu haben, die Geschworenen sind ebenfalls beliebige Bürger, ebenso der Chief Clerk oder Canzlei-Director, der alle Gerichtsschreiber und Protocollführer anstellt. Die einzigen Rechtsgelehrten sind der klagende und der vertheidigende Attorney, d. h. Advokaten der beiden Parteien. Dieser Stand der Attorneys oder Lawyer nimmt in Amerika wie in allen demokratischen Staaten eine bevorzugte Rolle ein, da sie die Gesetze am besten kennen und gewöhnlich ihren Verstand am meisten gymnasticirt haben. Während die Juristen in alten Staaten das Historische und Traditionelle der klei-

neren Länder gern einem allgemeinen Recht zu Liebe opfern, so bilden sie in Amerika eine Art conservatives Element, indem sie meistens gegen die Aenderung der Gesetzgebung sind und jedem Staate seine eigenthümlichen Gesetze und Rechtsverhältnisse zu erhalten sich bestreben. Ausser dem Lehrerpersonal an den öffentlichen Schulen und den Aerzten in den meisten Staaten sind sie die Einzigen, welche ein Examen zu machen haben. Es wird nur in der Rechtswissenschaft des betreffenden Staats abgehalten, wozu ein zweijähriger Vorbereitungscursus ausreicht.

Die beschäftigteren Lawyer haben ihre Büreaus ebenfalls im Geschäftsviertel, wo sie ihre Schilder wie die Kaufleute aushängen; oft machen mehrere zusammen Compagniegeschäft.

Die Anzahl der Gerichtshöfe ist ähnlich den unsrigen. Für das Privatrecht sind mindestens zwei, gewöhnlich drei Instanzen.

Die unteren Gerichtshöfe heissen „Circuit Courts", von denen jeder Staat mehrere besitzt, so dass auf jeden Circuit Court einige Counties fallen.

Während in diesen der gewählte Richter präsidirt und die Jury entscheidet, so treten im „Supreme Court" die Richter der verschiedenen Circuit Courts als Jury zusammen und geben die Entscheidung.

Jeder Staat besitzt ferner einen „Probate Court" für Erbschafts- und Vormundschafts-Angelegenheiten. Ausserdem existiren noch die Friedensrichter, welche ebenfalls gewählt werden und Streitigkeiten zu entscheiden haben, wenn sie darum angegangen werden.

Für das Criminalrecht besitzt der Staat gewöhnlich einen besonderen „Criminal Court", die kleineren Vergehen werden vom Polizeirichter ohne Jury bestraft. Uebrigens ist das Strafrecht doch nicht ganz demokratisch, da sich die wohlhabenden Bürger durch die Bürgschaft mit Geld der Untersuchungshaft und durch Geldstrafen vielfach dem Gefängniss entziehen können, was den Unbemittelten nicht möglich ist. Eine Bestechung der Richter oder Ge-

schworenen mag wohl vorkommen, ist aber höchst schwierig und sehr selten. Man geht eben sehr vorsichtig mit ihrer Wahl zu Werke. Wenn bisher nur von der Gerichtsbarkeit der einzelnen Staaten die Rede war, so kann ich an dieser Stelle gleich die verschiedenen Unions-Gerichtshöfe aufführen. Die zu ihrer Entscheidung kommenden Fälle theilte ich vorhin mit. Es bestehen neun Gerichtshöfe unterer Instanz für die in neun Gerichtskreise getheilten 37 Staaten mit den Namen U. S. „Districts Courts“ und ein oberster Gerichtshof zu Washington, der U. S. „supreme court“, welcher aus einem Oberrichter und acht Richtern zusammengesetzt ist. Früher waren die Gerichtskreise nur unter die Richter vertheilt, welche zum Supreme Court in gemeinschaftlicher Sitzung zusammentraten; seit 1869 hat man die neun Distriktrichter hinzugefügt, welche in ihren Distrikten wohnen, aber die Vollmachten der Supreme Court Richter besitzen. Manche Sachen erledigen sie endgiltig, in anderen kann an den Supreme Court appellirt werden. Derselbe steht als höchste richterliche Gewalt coordinirt neben den beiden anderen höchsten Gewalten in der Union, nämlich der legislativen des Congresses und der executiven des Präsidenten. Mit seinem höchsten Range verbindet dieser Gerichtshof viele Pflichten. Er hat überall die Ausführung der Unionsgesetze anzustrengen, während Congress und Präsident die Beziehungen zwischen Regierung und Bürger oder der Nation mit auswärtigen Mächten reguliren. Er hat die Entscheidung in allen Streitigkeiten zwischen den Staaten, wahrt das Recht der Union ungehorsamen Staaten gegenüber und nimmt die Staaten gegen übertriebene Anforderungen der Union in Schutz.

Auf die Auswahl der Richter in diesem Supreme Court wird mit Recht die grösste Sorgfalt verwandt. Sie müssen ebenso gebildete Staatsmänner wie gute Juristen sein. Ihre Macht ist gross, ihr persönliches Ansehen muss von der öffentlichen Meinung getragen sein, sonst würden ihre Beschlüsse ohnmächtig bleiben. Sie sind ausser dem Generalissimus der Armee oder vielmehr Generallieutenant die einzigen auf

Lebenszeit angestellten Staatsdiener, werden nicht vom Volke, sondern vom Präsidenten gewählt, der die Zustimmung des Senats einholen muss. Gerade jetzt, Ende Januar 1874, lese ich, dass der Senat dem vom Präsidenten vorgeschlagenen neuen Oberrichter seine Zustimmung verweigert hat, weil sein Lebenslauf nicht durchweg tadellos gewesen ist.

Der Supreme Court ist ein Hauptpfeiler dieser grossen demokratischen Republik und von solcher Bedeutung für ihren Zusammenhalt, dass wenn er einmal von unwürdigen Personen besetzt sein und demzufolge das bisherige Ansehen verlieren sollte, die folgenschwersten Differenzen daraus entstehen könnten.

Wie diese verschiedenen Bundesgerichtshöfe der Republik einen festeren inneren Zusammenhalt und die Oberhoheit über die einzelnen Staaten sichern, so äussert die Union ihre Souverainetät den Staaten gegenüber nicht minder durch die Auferlegung von Steuern. Die Union tritt eben stets souverain als Bundesstaat auf und unterhält für die ihr obliegenden Pflichten eigne Beamte resp. Officiere; sie erkennt den Staatenbund nur auf den Feldern an, die sie überhaupt nicht betritt. Es ist ein Glück für die Republik, dass die Constitution die der Unionsregierung obliegenden Branchen klar bezeichnet und der Supreme Court auf die Innehaltung der gesteckten Grenze gewissenhaft hält. Eine starke Abweichung nach einer oder der anderen Seite würde sonst den jetzt nur scheinbaren Kampf zwischen Partikularismus oder Föderalismus mit dem Centralismus sofort heftig entbrennen lassen und vielleicht eine Auflösung des Bundes zur Folge haben. Solch Reichs-Obergericht erscheint ein dringendes Bedürfniss für diesen Staatenbund.

Ich sagte, dass die Union ihre Souverainetät dem Staat gegenüber auch durch die Auferlegung von Steuern äussert. Sie treibt nicht allein ihren Geldbedarf durch Matrikularbeiträge ein, sondern macht auch von dem Recht Steuern aufzulegen recht freien Gebrauch, so dass es ihr möglich ist, die nach dem Kriege auf beinahe drei Milliarden angewachsen gewesenen Schulden nicht allein zu verzinsen, sondern auch

noch durchschnittlich 70 bis 80 Millionen jährlich zu tilgen. Die Schuld ist bereits auf etwas über zwei Milliarden gesunken und erlaubt alljährlich eine Herabsetzung oder Abschaffung gewisser Zölle und Steuern, die den politischen Parteien hinreichenden Spielraum für ihren Interessenkampf lässt. Darüber scheint man aber ziemlich einig, nur indirecte Steuern aufzulegen und namentlich das Capital überall zu belasten, wo eine Aufhäufung desselben sichtbar ist.

Die einzige directe Steuer war eine Einkommensteuer, die 1868 noch 33 Millionen einbrachte, 1872 bereits auf acht Millionen herabgesetzt wurde und nun abgeschafft ist. Sie betrug bei meiner letzten Anwesenheit 1872 von jedem Einkommen über 2000 Dollars $2^1/_2$ %, traf also nur die wohlhabenden Classen; sie war mit Selbsteinschätzung und wohl einer gewissen Controlle verbunden, erwies sich aber ganz unpraktisch, denn die Fragen, was ist wirkliches Einkommen, was dagegen Capitalvermehrung und Verminderung wurden in diesem Lande, wo die meisten Vermögen einer beständigen Veränderung und zwar meistens Steigerung unterworfen sind, sehr verschieden gelöst.

Sehr bezeichnend für die Steuerpolitik der Union ist, dass sie den Grundbesitz gar nicht belastet, so dass derselbe in der Entwickelung nicht gehemmt wurde und seine Erträge auf Meliorationen verwenden konnte. Dass diese Schonung des Grundbesitzes von grossem Einfluss auf den Aufschwung gewesen, den das Land nach dem Kriege genommen, ist anerkannt. Wahrscheinlich hätte auch andernfalls die Einwanderung nicht die jetzige Progression angenommen.

Die Einnahmen der Union betrugen im Finanzjahre 1871 zu 1872:

Zölle	216,370,286	Dollars
Verkauf von Ländereien .	2,575,714	„
Innere Steuern	130,642,177	„
Verschiedenes	24,536,919	„
Summa	374,125,096	Dollars.
Die Ausgaben	270,559,695	„
Ueberschuss	103,565,401	Dollars.

Da noch ein Cassenbestand vom vorhergehenden Jahre übernommen war, wurden in jenem Jahre 106,918,521 Dollars zur Schuldentilgung verwandt. Rechnet man zu dieser Summe die Zinsen der Schuld mit 117,357,839 Dollars, so sieht man, dass beinahe zwei Drittel der ganzen Staatseinnahme auf die Schulden verwandt werden. Doch ich will hier keine weitergehenden Betrachtungen über die Finanzverwaltung anstellen, sondern nur die Ziffern der innern Steuern erläutern.

Nächst der jetzt abgeschafften Einkommensteuer von 8,711,250 Dollars,

kommen auf: Steuer der Banken . .	4,628,229	„
Steuern von den Netto-Einnahmen:		
1. der Banken	2,162,564	„
2. der Eisenbahnen	1,851,296	„
3. der Versicherungs-Gesellschaften .	270,531	„
Aufschlag auf die Interessen der Eisenbahn-Obligationen	1,291,027	„
Andere Einnahmen von Capital-Einkommen	1,228,055	„
Gassteuer	2,831,719	„
Stempelabgaben	16,177,321	„
Spirituosen	49,475,516	„
Tabak	33,736,171	„
Gegohrene Getränke	8,258,498	„
	130,642,177	Dollars.

Von dieser Summe scheinen die drei letzten Steuern im Betrage von 91,470,185 den Grundbesitz zu treffen. Dies ist aber nicht der Fall, da sich die Brennereien meistens in den Städten befinden. Kartoffelspiritus wird weniger gebrannt, mehr Whisky aus dem Mais. Selbst wenn die Brennereien auf dem Lande sind, so repräsentiren sie gewerbliche Anlagen, ihre Besteuerung trifft nicht direct den Grundbesitz und endlich zahlen die Destillateure auch nur einen Theil der Steuer. Nach dem letzten Gesetz zahlen nämlich:

1. die Destillateure $^1/_2$ Dollar für jede Gallone, gleich

4 Quart Spirituosen, die sie verkaufen. Die folgenden Steuern aber zahlen die Händler.

2. Die Händler von Spirituosen und Weine zahlen 1 % vom Bruttoertrage ihrer Verkäufe.

3. Kleinhandlungen, welche Spirituosen und Tabak verkaufen, zahlen 1 % von den verkauften Spirituosen und 1 vom 1000 für den verkauften Tabak.

4. Tabakfabrikanten zahlen 16 Cents = ca. 6 Groschen für 1 Pfd. Rauch- und 32 Cents = ca. 12 Groschen für 1 Pfd. Kautabak. Der Tabakbauer zahlt also Nichts.

Während sich die Union mit indirecten Steuern behilft, wenden die einzelnen Staaten meist directe Steuern an, nehmen aber den Grundbesitz meist nicht mehr in Anspruch, als alles übrige Eigenthum, sei es beweglich oder unbeweglich. Eine besondere Grundsteuer kann möglicher Weise in einzelnen Staaten noch bestehen, doch ist es mir nicht bekannt. Ich kann nur vom Staate Missouri berichten, und da sich die Staaten in den angenommenen Principien sehr ähneln, so werden auch hierin keine wesentlichen Verschiedenheiten herrschen. Der Staat Missouri erhebt nur eine Eigenthumsteuer und zwar ½ Dollar von 100 Dollars jeglichen Eigenthums. Der Grundbesitzer zahlt also bei einem hoch verschuldeten Besitz die Steuer nur für den Werth des Besitzes minus der Schulden, also im Verhältniss nicht mehr wie der Hypothekenbesitzer. Bei der Eigenthumssteuer sind am leichtesten die Missverhältnisse zu heben, die sich der gerechten Veranlagung einer Einkommensteuer entgegen stellen. Dieser Staatssteuer tritt ferner noch die Grafschaftssteuer und in den meisten Staaten getrennt davon die Schulsteuer hinzu.

Auf die öffentlichen Schulen wird mit Recht von allen Staaten grosses Gewicht gelegt. Ich will hier nur die Mittel berühren, durch die sie unterhalten werden. Entweder leitet der Staat selbst durch einen board of commissioners, d. h. eine Schul-Commission, die Einrichtung und Unterhaltung der Schulen, oder er übergiebt die niederen Volksschulen, wie in den grösseren Staaten der Fall ist, den Grafschaften und sorgt nur für die sogenannten „high schools“, höheren Schulen.

Diesen Schul-Commissionen ist im Budget eine besondere Schulsteuer ausgeworfen. Grafschafts-Schulsteuer und in den Städten die City-Steuern werden in Missouri sämmtlich ebenfalls durch eine Eigenthumsteuer bestritten. Diese erreicht in der Stadt St. Louis 2,40 %. Dass diese Communalsteuern in einem neueren Lande, welches schnell die Vortheile alter Länder besitzen will, hoch sein müssen, führte ich schon früher aus. Rechnet man die Staatssteuer von ½ % hinzu, so zahlt also jeder Besitzende 2,90 %, also beinahe 3 Dollars von 100 Dollars Eigenthum. In ca 34 Jahren ist also der ganze Besitz an beweglichem und unbeweglichem Vermögen in jener Stadt als Steuer abgeführt, wozu noch die indirecten Unionssteuern hinzutreten. Wer also seinen Besitz mit 3 % verzinst, behält Nichts für sich und wer 6 % erhält, zahlt ebensoviel Steuern wie ihm bleibt. Ich kenne mehrere Personen die ihr Vermögen in real property, gesichertem Besitz, niedergelegt haben und ⅔ ihres Einkommens als Steuern entrichten. Personen, welche mit unbebauten Grundstücken speculiren, unbewohnte Häuser oder anderes Eigenthum besitzen, welches keine Interessen trägt, müssen also jedes Jahr zur Erhaltung des Besitzrechtes Steuern zahlen, ohne Interessen zu erhalten. Es hat dies für das Gemeinwohl grosse Vorzüge und zwingt jeden Besitzer, seinen Besitz bald nutzbar zu machen. Eine Härte würde nur darin liegen, dass der Besitz überschätzt, also nicht fähig ist, sich zu verzinsen; man übt aber bei der Veranschlagung eine milde Praxis.

Wuchergesetze bestehen noch in vielen amerikanischen Staaten, in Missouri sind gesetzlich 7 % erlaubt, im Staate New-York und Virginien 6 %, sie werden aber nicht beachtet; denn bei Geld-Calamitäten werden ½ % pro Tag bezahlt oder 180 %.

Aus diesen Steuerverhältnissen ergiebt sich, dass Jemand der wenig besitzt, sehr wenig belastet ist und erst mit der Capitalisirung seiner Ersparnisse allmählich zu höheren Steuern herangezogen wird. Das Erwerben ist dadurch sehr begünstigt, das Erhalten beschwert. Advokaten, Aerzte, angehende Kaufleute und Industrielle sind daher ebenso be-

günstiger wie der beginnende Farmer. sie zahlen alle in gleichem Verhältniss. Gründlich herausgezogen wird der Theilbesitzende und überhaupt das Capital, wenn es sich nicht versteckt. Dazu gehört aber ein fabelhafter Betrug, denn Jedermann muss alle Jahre seinen Vermögens-Nachweis einreichen. In der Taxe desselben können die Ansätze variiren, aber nicht im Effectivbestande.

Dreizehntes Capitel.

St. Louis. Strassen und Umgegend. — Mullanphy home. — Polizei. — Deutsche und irländische Einwanderer. — St. Louis Fairs.

In den amerikanischen Staaten ist für einen Touristen wenig zu sehen. Alterthümer und Baudenkmäler sind nicht vorhanden, Museen schwach, die sehenswerthen sind ausschliesslich praktischer Art, wie landwirthschaftliche oder Gewerbemuseen. Hat man daher eine der volkreichen Städte dem Aeussern nach kennen gelernt, so kennt man sie Alle. Das Interessante in ihnen kann für Fremde nur im Umgange mit Menschen liegen und in dem Kennenlernen ihrer staatlichen und socialen Verhältnisse.

Die mir bekannt gewordenen amerikanischen Herren waren sehr aufmerksam und erboten sich, mir alles Sehenswerthe von St. Louis zu zeigen. Um einen Ueberblick zu erhalten, durchfuhren wir an einem nicht zu heissen Tage in einem sogenannten Buggy, der trotz seines spinnenähnlichen Aeussern den flotten Trab eines Kentuckier-Schnelltrabers über das schlechte Steinpflaster aushielt, die Stadt nach verschiedenen Richtungen. Die Strassen sind stets breit und von Pferdebahnen zum grossen Theil mitbenutzt. Diese sind ungefährlich, da die Wagenführer in belebten Gegenden langsam fahren und alle Rücksichten ausser dem Ausbiegen wie alle anderen Kutscher nehmen müssen. Die Pferdebahnen sind die Ursache der weiten Ausdehnung der Städte, da

durch sie Jedermann leicht das Innere der Stadt erreicht und doch ausserhalb wohnen kann. Mit Ausnahme des Geschäftsviertels findet man in allen Strassen viele unbebaute Grundstücke, welche die Spekulation offen gelassen hat.

Von St. Louis' abgestecktem Weichbilde ist nur $^1/_5$ mit Häusern bedeckt. Die langen geraden sich meist rechtwinklich schneidenden Strassen der inneren Stadt mit ziemlich gleich gebauten Häusern langweilen sehr; freundlicher und abwechselnder erscheint die fashionable Gegend, deren Häuser häufig mit kleinen Gärten umgeben und kostbar aufgeführt sind, selten aber einen Styl verrathen.

Die erste Gesellschaft liebt es stets, an der äussersten Grenze der Stadt zu wohnen. Ist sie vom Geräusch der wachsenden Stadt wieder eingeholt und umgeben, so verlegt Jeder, der die Mittel hat, sein Haus weiter hinaus. Wir besuchten den nahe an der Stadt liegenden botanischen Garten, der mit reichhaltigen Sammlungen gefüllt, geschmackvoll arrangirt und gut gehalten ist. Ein reicher Privatmann hat ihn in Verbindung mit einem werthvollen grösseren Park bereits bei Lebzeiten der Stadt geschenkt.

Wir machten auf mein Verlangen noch eine weitere Excursion in die Umgegend, was ich später nach anderen Richtungen hin wiederholte, da das wellige mit vielem jungen und älteren Laubholz zum grossen Theil bestandene Terrain einen lieblichen Eindruck macht. Hat man die nahe der Stadt gelegenen Landhäuser passirt, so macht sich der Unterschied mit der Umgegend europäischer Hauptstädte bemerkbar. Keine oder nur wenige Ortschaften sind in der Nähe der Stadt; die Fences um die Farmen beweisen wohl, dass kein Zweifel des Eigenthums herrscht, aber viele Acker sind uncultivirt, und die primitiven Häuser der Farmen geben nicht von der Wohlhabenheit Zeugniss, die in der Nähe unserer Hauptstädte herrscht. Nur wenige leidlich gehaltene Fahrstrassen führen zur Stadt, die sich ausserdem keiner zahlreichen Frequenz erfreuen. Man erkennt bald die eigenthümliche Entstehung der amerikanischen Städte auf der Basis der Eisenbahnen und Wasserwege, an denen entlang

die Ortschaften liegen, die wir in grosser Zahl und Ausdehnung um die Peripherie unserer Hauptstädte antreffen.

Man begegnet weder Equipagen noch Reitern, welche eine Erholungstour in die Umgegend machen. Alle Welt begiebt sich down town, d. h. in die Stadt, die Herren in das Geschäftsviertel, sei es auch bloss, um etwas Neues zu hören und die Damen, um in ihren Wagen Commissionen zu machen oder Besuche abzustatten.

Die Equipagen sind mitunter recht kostbar, die Pferde häufig elegant, es fehlt aber meist die Harmonie in der Zusammenstellung. Soviel Geschmack die Ladies in ihrer Sphäre etwickeln, so wenig die Mehrzahl der Herren. Wir fuhren um die Stadt nach dem Mississippi-Ufer oberhalb derselben, wo die städtischen Wasserwerke mittelst grossartiger Dampfmaschinen alles der Stadt nöthige Wasser aus dem Mississippi pumpen, das nach Filtrirung den Häusern in Röhrenleitungen zufliesst.

Mit Recht legen die grossen Städte viel Gewicht auf gut filtrirtes Trinkwasser und besitzen auch meist dergleichen Wasserwerke. Wir endigten unsere Fahrt in Mullanphy home, der Stiftung eines Herren Mullanphy, der ein meist in Grundeigenthum bestehendes Vermögen von ca. 800,000 Thaler als einen Grundstock zur Unterstützung aller unbemittelten Einwanderer und Reisenden bestimmt hat, die mit der Absicht, sich wirklich im Westen anzusiedeln, durch St. Louis kommen. Die Anstalt muss zu allen Eisenbahnzügen und Dampfbooten, welche Einwanderer bringen, einen Agenten senden, der denselben die nöthige Hülfe leistet. 500 Personen kann das geräumige Gebäude beherbergen, welche einige Tage unentgeltlich aufgenommen werden, eine gesunde Kost, erforderlichen Falls Kleider, mitunter auch Geld-Vorschüsse, vor Allem aber guten Rath für ihr Weiterkommen erhalten.

An einem andern Tage zeigte mir ein Herr das Innere der Stadt. Wir fingen beim Hafen an, den in Amerika jede grosse Stadt besitzt, da sie alle am Meere, bedeutenden Strömen oder Seen liegen. Von den vielen Dampfern nahmen

wir den Great Republican in Augenschein, der wohl der grösste ist, den ich gesehen und der den Verkehr mit New-Orleans unterhält. Um einen geringen Tiefgang zu haben, sind diese Schiffe sehr breit gebaut und haben drei Decke über dem Wasser, von denen das mittlere die sehr eleganten Passagier-Kajüten und Salons enthält.

Wir nahmen darauf das Court house, eine Art Rathhaus, in Augenschein, in welchem die Gerichte und meisten Behörden ihren Sitz haben. Das imposante Gebäude ist im griechischen Styl erbaut, im Innern der Kuppel sind einzelne Momente aus der Geschichte der Stadt von einem italienischen Künstler recht gut in Fresko gemalt. Ich glaubte in den oberen Stockwerken einen ansehnlichen Prunksaal für die Väter der Stadt anzutreffen, doch dem war nicht so. Das souveräne Volk gestattet seinen Vätern neben dem Gehalt keine Repräsentation. Als der Prinz von Wales 1860 und Grossfürst Alexis 1872 St. Louis besuchten, wurden ihnen zu Ehren verschiedene Bälle und andere Festlichkeiten arrangirt. Dieselben gehen von keiner officiellen Corporation, sondern wie bei allen amerikanischen Unternehmungen von einem Comité aus, welches sich zu diesem Zweck freiwillig constituirt und seine Auswahl in gewissen Gesellschaftskreisen nach Willkür trifft, um nur Familien aufzufordern, die dem Gaste angenehm sind und entsprechende Unterhaltung gewähren.

Nach dem flüchtigen Besuch einer polytechnischen Akademie nahmen wir das neue Polizei-Gebäude in Augenschein, in dessen Gefängniss unter Anderen der Kiowa-Häuptling Santanta seit Kurzem sass, ein selten starker und grosser Indianer mit Habichtsnase und stechenden Augen, Zügen, auf denen Wildheit, List und Sinnlichkeit gemalt war. Mehr als fünfzig der grausamsten Morde hatte er an Weissen begangen, wird aber nicht hingerichtet, weil er in die Hände von Gerichten gefallen, die fern von der Indianergrenze aus falscher Philanthropie jeden Indianer schonen. Wahrscheinlich wird er in einigen Jahren aus Mitleid seinem Stamme wieder ge-

geben und dann den aufwachsenden Warriors als Vorbild gelten.

Der Polizei-Chef zeigte uns die Einrichtungen des grossen Gebäudes, das mit allen Verbesserungen der Neuzeit versehen, kürzlich vollendet war. Auf eine gute Polizei verwendet das Land viel Geld, namentlich die grossen Städte, in denen das nicht arbeiten wollende Proletariat zusammenströmt und so streng controllirt wird, dass es die Gesellschaft nicht erheblich incommodirt. St. Louis verwandte dazu von 1871 zu 1872 512,000 Dollars, Philadelphia über 556,254, New-Orleans 456,209, New-York 3,050,576 Dollars. Der Staat trägt zur städtischen Polizei nichts bei, mischt sich allerdings auch nicht in ihre Selbstverwaltung.

Zur Verbesserung des Anschlusses der Polizei über das ganze Land und der leichteren Verfolgung gemeinschädlicher Verbrecher, überhaupt zur Berathung polizeiwichtiger Gegenstände findet alljährlich eine Convention statt, die von allen grösseren Städten beschickt wird. Wenn die Polizei in den Territorien und den neueren Staaten selbstredend noch mangelhaft ist, so hat sie sich doch in den geordneteren Staaten und den grossen Städten bereits vortrefflich entwickelt. Es gehört dort zur Seltenheit, dass schwere Verbrechen nicht entdeckt werden. Flüchtige europäische Verbrecher können jetzt mit ziemlicher Sicherheit verfolgt und entdeckt werden, selbst wenn sie bis zu den Indianern gelangen. Eine Auslieferung von Verbrechern findet direct von den Gemeinden ohne Intervention der Staaten statt.

37,630 Depeschen gebrauchte die Polizei von St. Louis in einem Jahre, wie der mir vom Polizei-Chef eingehändigte Bericht 1871 und 1872 besagt. Dieser sehr ausführliche Bericht stellt die sich auf alle Zweige der öffentlichen Wohlfahrt beziehende Geschäftsthätigkeit des Jahres zusammen, und macht dadurch die Polizei gewissermassen populär. Ich entnehme demselben unter vielem Anderen, dass 3188 Gefängnissstrafen in jenem Jahre verhängt wurden, dass die sechste Person von den Arretirten weder lesen noch schreiben konnte, sie also meistens Irländer waren und die fünfte Person

wegen Brodlosigkeit ins Arbeitshaus gesandt wurde. 16,120 Dollars Geldstrafen für Bagatellsachen wurden eingetrieben, für 40,323 Dollars Fleisch, Butter und andere gefälschte oder verdorbene Esswaaren wurden vernichtet. Da das Hazardspiel hier verboten ist, wurden 18,510 Dollars Spielstrafen verhängt und für 9650 Dollars Materialien und Utensilien in aufgefundenen Spielhöllen vernichtet.

Die grossen Städte unterhalten zahlreiche Policemen zu Fuss und zu Pferde, welche fast wie unsere Constabler uniformirt sind, nur dass sie statt des Helmes einen Hut und gewöhnlich einen Blechstern auf der Brust haben. Statt des Säbels besitzen sie einen „Lebensretter", von dem sie recht freigebigen Gebrauch machen. Trotzdem sie Nichts mit Glacé-Handschuhen anfassen, erfreuen sie sich stets der allgemeinen Unterstützung des Publikums

Die Rohheit, Sittenlosigkeit und Brutalität, wie sie bei uns in vielen Gegenden durch den schnellen Uebergang in die neuesten rechtlichen und socialen Verhältnisse so bedenklich überhand nehmen und aus einer Arbeitsscheu oder Missachtung des Gesetzes sowie der Behörden entspringen, können in Amerika nur in Gegenden vorkommen, die überhaupt noch nicht die ersten Stadien des Bildungsprocesses überwunden haben. Wo aber Gesetze und staatliche Einrichtungen schon bestehen, wird sich der executive Beamte stets der allgemeinsten Unterstützung erfreuen, sei er Untersuchungsrichter oder Strassen-Constabler. Die neuerdings in den Südstaaten vorgekommenen blutigen Scenen, auf die ich noch später zu sprechen komme, haben darin ihren Grund, dass die Wahlresultate streitig waren und beide einander gegenüberstehende Parteien sich den Sieg zuschrieben. Ist dieser Zweifel aber gehoben, so wird Ordnung und Gesetz von allen Ständen respectirt. Der Amerikaner ist darin conservativ, dass er zur Aufrechthaltung der Institutionen, soviel in seinen Kräften steht, mitwirkt und jeden Missbrauch der Freiheit im Keime ersticken hilft.

Nachdem wir in den Photographiensaal mit den Bildern der bedeutendsten Verbrecher noch einen Blick geworfen,

wanderten wir weiter, um eine Cracker Fabrik und eine Schweineschlächterei zu besehen. In ersterer wurden die Zuthaten in Trichter geschüttet, die sie in abgemessenen Maassen zusammen laufen liessen, in der unteren Etage fielen die Crackers oder amerikanischen Biskuits aus dem Ofen in Kisten. Die ganze Bäckerei geschah durch Dampfmaschinen mit Unterstützung weniger Arbeiter.

Anders war die Schweineschlächterei, in der, ähnlich einem Saladero vom La Plata, ca. 700 Stück an einem Tage geschlachtet werden. Die Schweine werden auf einem Gange in die oberste Etage eines mehrstöckigen Gebäudes getrieben, von dem aus sie einzeln in eine Bucht gelangen. Hier können sie sich nicht mehr bewegen und werden durch einen Stich getödtet. Eine kleine Schleuse wird geöffnet und sie gleiten in einen wenige Fuss breiten Kanal siedenden Wassers. Aus diesem zieht man sie auf einen länglichen Tisch, wo mit Reibeisen die Borsten schnell abgekratzt sind, man hängt sie auf und rollt sie auf einer Leitung zu anderen Arbeitern, die in den Manipulationen fortfahren. So gelangen sie hinunter von Etage zu Etage, endlich sieht man in der untersten Etage die einzelnen Theile sortirt, die in die Räucherkammern kommen und nachher sauber in Leinwand eingenäht in den Engroshandel übergehen. Nach diesen Gerüchen war ein nahe gelegenes Bar room willkommen, um einen Drink zu nehmen Sie sind in dem belebten Stadttheil so zahlreich dass sie gewiss nicht wie bei den Mormonen 3600 Dollars jährlich Abgaben bezahlen. Mit grösster Ungemüthlichkeit nahmen wir stehend unsern nebenbei vortrefflichen Lunch ein und endigten danach in einer Bibliothek, welche von einem Theil der gebildeten Welt unterhalten wird und gleichzeitig der Anfang eines Museums ist.

Einige Alterthümer, Statuen, Bilder, Münz- und Mineralsammlungen sind mit den Bilderpulten in mehreren Sälen gruppirt; originell war die Zeichnung eines Indianers, „einen Reiter zu Pferde darstellend in 20 bis 30 Stellungen, in schwarzer, rother und blauer Kreide“. In dem Zeitungssaal, in welchem über 100 amerikanische Zeitungen auf Stehpulten

ausgelegt waren, fand ich auch als einzige heimathliche die Kölnische vertreten, der ich natürlich in den übrigen Tagen meines Dortseins einen Morgenbesuch abstattete, denn recht viel hatte sich im Vaterlande während meiner Abwesenheit seit Februar 1867 bis August 1869 verändert. Ueber dieser Bibliothek befand sich der Concertsaal, in welchem ich einige gute Concerte hörte, unter denen sich das des blinden Negers und Klavier-Virtuosen „Tom" am meisten auszeichnete.

Den Sinn für Musik pflegen in Amerika, abgesehen von den durch Amerikaner unternommenen Monstre-Concerten, meistens die Deutschen. Ueberall haben sie im Auslande ihre Gesang- und philharmonischen Vereine. In St. Louis wohnen allein über 100,000 Deutsche, die Anzahl ihrer musikalischen Vereine ist daher nicht unbeträchtlich. Einem gelungenen Concert ihrer Männer-Chöre wohnte ich im Union-Park bei. Da ich meine Beziehungen meist zu Amerikanern hatte und sich nur wenige Deutsche in deren Zirkel bewegen, so gewährte es mir wie beim Maifest in San Francisco wieder viel Vergnügen, so ganz unter Deutschen zu sein. Einen Garten gefüllt von Familien, die vielen Seidel Bier, Cigarrendampf und gute Musik findet man nur in Deutschland vereinigt.

Allerdings waren die verschiedenen deutschen Dialecte vertreten, aber bekannte Lieder und Klänge, die ich seit Jahren nicht gehört, liessen mich vergessen, dass ich nicht in der Heimath war. Die Deutschen unterhalten auch ein grosses Clubhaus, das ich bei meiner letzten Anwesenheit besuchte, um der Einladung zu einer Theater-Aufführung zu folgen. Die Darstellung war recht gelungen, die grossen Räume ganz gefüllt, auch viele Amerikaner sichtbar, die sich mit Unrecht über das Cliquenwesen der Deutschen beklagen. Im Gegentheil ist es zu bedauern, dass die Deutschen ihren Einfluss, den sie durch Zusammenhalten besitzen könnten, sehr wenig ausbeuten. Man rechnet über 6 Millionen Deutsche allein in den westlichen Staaten. Wenn die amerikanischen Angaben nur im Ganzen ca. $2^1/_2$ Millionen deutsche Einwanderer seit 1820 statuiren, so rechnen sie eben deren Nachkommen bereits als Amerikaner. Diese vielen Deutschen geben ein

Schattenbild von der Uneinigkeit des alten deutschen Bundes, indem sie sich unter alle Parteien mischen und deshalb nicht die Rolle spielen, die ihnen zukommt Ganz anders weiss die beinahe eben so bedeutende irländische Einwanderung ihren Einfluss auszuüben. Sie wendet sich weniger der Landescultur als der städtischen Beschäftigung zu und gewinnt auch aus diesem Grunde bei dem dort eigenthümlichen Verhältniss von Stadt zu Land mehr politischen Einfluss. Eine Menge Irländer nehmen die wichtigsten Beamtenstellen ein, während die Deutschen nur selten hierzu gelangen und meist nur die weniger angesehenen Posten erhalten. Von höheren und niederen Beamten, es seien denn angestellte Büreau-Beamte, kann man in Amerika nicht sprechen

Erst der letzte Krieg hat die Deutschen in den Vereinigten Staaten näher zusammengeführt und zur Conservirung des Deutschthums beigetragen, welches bisher ziemlich schnell in das englisch-irländische Amerikanerthum aufging. Zum ersten Male haben die Deutschen bei den Wahlen 1871 in einem Staate einen Landsmann zum Gouverneur durchgebracht und zwar einen Herrn Körner in Illinois. Gerade die deutschen Colonisten haben durch ihre Arbeitsamkeit den Hauptantheil an dem Emporblühen der Vereinigten Staaten, insbesondere des Westens. Die Amerikaner sind ihnen aber im Allgemeinen wenig dankbar und vergessen, dass jene volkreichen Städte, in denen Handel und Industrie blühen, doch nur auf Grund des Absatzes entstanden sind, den sie der Grundlage jedes Staatswohles, dem Ackerbau, zu verdanken haben. Dass aber die Deutschen denselben auf weite Länderstrecken ausgedehnt haben, ist ein Faktum. Dennoch lassen die Amerikaner den „Dutch", wie sie spottweise den Deutschen bezeichnen, trotzdem dies Wort eigentlich „holländisch" heisst, wenig Anerkennung zu Theil werden

Von den gesuchten Vorwürfen hat nur Einer vielleicht Berechtigung, nämlich der, dass die Deutschen schlechte Sonntagsheiliger sind. Durch diese aus der Heimath mitgebrachte Ungewohntheit oder Unsitte erregen sie bei den kirchlich gesinnten Amerikanern vielfach Anstoss. Der

puritanische Einfluss der ersten Neuengland-Ansiedler hat sich trotz der Vermehrung der Staaten fortgepflanzt, unterstützt durch die vielen Flüchtlinge und Secten, welche in Folge von Religions-Verfolgung die neue Welt als Zufluchtsstätte erwählt und dort ein kirchlich reges Leben wach erhalten haben. Der irländische Einwanderer ist bei den Amerikanern im Allgemeinen populärer, trotzdem er durchschnittlich ungebildeter und vielfach dem Trunke ergeben ist. Allerdings wandert auch eine grosse Zahl gebildeter Irländer ein, während dies bei den Deutschen im Verhältniss zur Masse der Einwanderer viel weniger der Fall ist.

Die geringe Anerkennung, welche die Deutschen bisher genossen haben, mag wohl einer der Hauptgründe sein, warum sie so schnell ihr Deutschthum abgestreift haben, so dass die zweite Generation bereits besser englisch als deutsch spricht und die dritte vielleicht nicht mehr deutsch versteht. Im Westen hebt sich jetzt, wie gesagt, der deutsche Sinn, so dass öffentliche deutsche Schulen bestehen und in vielen Gegenden selbst in englischen Schulen Deutsch gelehrt wird. Dieser vermehrte deutsche Einfluss ist den Amerikanern ein Dorn im Auge und gefällt ihnen um so weniger, als die Deutschen dort im Allgemeinen den Trieb haben, Geld zurückzulegen und selbst etwas zu unternehmen, so dass sie mit der Zeit eine bedeutende Kapitalmacht repräsentiren werden. Die deutschen Amerikaner trachten aber nicht darnach, selbst einen deutschen Staat zu gründen, sie sind nach Erlangung des Bürgerrechtes ebenso amerikanisirt wie die übrigen Amerikaner. Dies Bürgerrecht wird in Amerika erst nach 2 bis 5 Jahren auf besonderen Antrag erlangt, nachdem sich der betreffende Einwanderer durch einen Schwur von allen Verpflichtungen gegen sein früheres Land und namentlich gegen seinen früheren Souverän losgesagt hat. Dies ist auch der Grund, weshalb die Chinesen nicht das Bürgerrecht erlangen können, denn jeder Chinese bleibt seinem himmlischen Reiche treu und kehrt auch, wenn nicht lebendig so als Mumie dorthin zurück; sein Kaiser bleibt ihm stets das höchste Oberhaupt. Doch von Chinesen will ich in St. Louis

nicht sprechen, der Kuli-Handel hat sich bis jetzt nicht soweit ins Innere ausgedehnt.

Ich kehre nach Southern Hôtel zurück, wo ich eines Abends meine Stubenthür abzuschliessen vergass und am Morgen die üble Entdeckung machte, dass meine in Süd-Amerika erstandene silberne Uhr mit den wenigen übrigen Gold- und Silber-Gegenständen Nachts vom Tische gestohlen war. Ich verschmerzte dies damals und schwieg mich aus rathe aber Jedem, dem Aehnliches passirt, sich an die Polizei zu wenden, da grosse Chance ist, seine Sachen wieder zu bekommen.

Von den mir aus meinem ersten Aufenthalt in St. Louis gebliebenen Erinnerungen will ich nur noch der Pferde-Rennen erwähnen, deren Pflege die Amerikaner von den Engländern geerbt zu haben scheinen. Neben dem Vergnügen, das sie dem Volke im weiteren Kreise gewähren, haben sie dort ebenfalls noch den Nutzen gehabt, dass das beste Blut geprüft und bekannt geworden ist. Die edelsten Gestüte findet man in Kentucky, woselbst auch jene Schnelltraber gezogen werden, deren Trab die Geschwindigkeit der Renn-Karriere hat. Die den Percherons ähnlichen schweren Schläge werden für den Bedarf auf dem Lande nicht gezüchtet, da man nicht 14 Zoll tief zu pflügen braucht, doch scheint man ihrer für städtische Lastwagen zu bedürfen, denn 1872 wurden 4 Percherons auf unserem Schiffe mit nach Amerika genommen, von denen nur eins bei dem stürmischen Wetter krepirte.

Halbblutpferde trifft man häufig, daneben sind alle Stufen bis zum Indianer-Pony hinunter vertreten.

Bei den besagten Rennen des Laclede Jockey-Clubs fanden nur Jockey-Flach-Rennen statt und zwar ganz in der Weise wie bei uns. Hervorragende Leistungen fielen mir nicht auf Neu dagegen waren mir die während meines letzten Aufenthaltes bei Gelegenheit der sogenannten Fairs statthabenden Fahr-Rennen.

Wer St. Louis auf einer amerikanischen Reise zu berühren gedenkt, dem rathe ich, die am ersten Montage im

Oktober jeden Jahres daselbst beginnenden und eine Woche dauernden Fairs zu besuchen. Diese Fairs sind eine Art Welt-Ausstellung, die einen wirklich internationalen Charakter annehmen würden, wenn St. Louis am Meere läge. Da es aber ungefähr im Mittelpunkt der Vereinigten Staaten liegt, so giebt die Ausstellung ein ziemlich getreues Bild vom ganzen Lande ohne Beimischung des Importirten. Auf einer grossen eingegatterten Fläche in der Nähe der Stadt, den sogenannten Fair Grounds, sind die verschiedenen Ausstellungen gruppirt, „alle Sorten Hausthiere, landwirthschaftliche Producte, Maschinen, Industrie-Gegenstände, Kunsthalle und Rennbahn". Die um letztere amphitheatralisch gebauten mit Dächern und vielen Bogen versehenen Tribünen enthalten 40,000 Sitzplätze, welche neben den Tausenden von Stehplätzen mitunter alle besetzt waren. Bei dem Eintrittsgeld von $^1/_4$ und $^1/_3$ Dollars pro Person täglich wird es erklärlich, dass dies Unternehmen in echt amerikanischer Weise von wenigen Privatpersonen zum gemeinnützigen Zweck unternommen werden konnte, ohne dass Staat noch Stadt ein Scherflein dazu beigetragen haben. Mit geringem Kapital und bescheidenen Ansprüchen angefangen, hat die Gesellschaft beständig die Einkünfte in das Unternehmen gesteckt, so dass es immer grossartiger zu werden verspricht und die Ausstellung einen wirklichen Nutzen für das ganze Land gewinnt. Ein grosser Theil der Erträge wird auf die verschiedenen Prämiirungen verwandt, ein anderer auf Rennpreise, mit dem Rest Platz und Baulichkeiten verbessert. Dergleichen Ausstattungen haben auch wirklich nur einen directen Nutzen, wenn sie regelmässig wiederkehren und durch vorher anzukündigende Aussetzung von Prämien vorzugsweise auf die Hebung der Zweige wirken, die vernachlässigt sind. Jede Hauptstadt müsste solche interne jährlich wiederkehrende Landes-Ausstellung besitzen, die Welt-Ausstellungen sind zu gross, kaum dass ein Fachmann sie in seinem Fache bewältigen kann, während unsere kleinen sporadischen Provincial- etc. Ausstellungen ebenfalls wenig Nutzen haben, da sie nicht an be-

stimmten Terminen, gewöhnlich selten, vielleicht nie wiederkehren.

Die Fahrrennen dauern in St. Louis die ganze Fair-Woche über. Es wird nur einspännig gefahren, der Jockey sitzt in einem aus vorzüglich zähem amerikanischem Holze ganz fein gearbeiteten, möglichst leichten zweirädrigen Wagen, der schmale Sitz über dem Pferdeschweif schwebend, die gespreizten Füsse in Blechschuhen auf den Gabelstangen zu beiden Seiten der Kruppe. So fliegt er fort mit dem Pferde, das nicht etwa Pass, sondern reinen Schnell-Trab geht und fast nie in den Galopp fallen darf. Die Rennpropositionen enthalten viele Variationen, theils wurden Distanzen von den einzelnen Sulkies, wie die Rennwagen heissen, nach der Uhr zurückgelegt, theils wurde der Kampf interessanter neben einander ausgefochten.

Den Siegern wird nach aufregenden Kämpfen ein Applaus zu Theil, wie ich ihn nur bei Stiergefechten in Spanien gehört habe. Spotted tail, Swift bear und die übrigen Sioux-Häuptlinge, welche ich eines Tags in der Directionsloge traf, fanden entschieden Gefallen an diesem Spectakel und nickten sich lächelnd zu, trotzdem sie sich sonst in grosse Würde einhüllten, kein Wort wechselten und wohl sehr missmuthig über die Anwesenheit solcher grossen Anzahl Blassgesichter waren, wo vor 100 Jahren ihre oder ihrer Stammesgenossen Jagdgründe lagen.

In der Ausstellung der Hausthiere fielen unter zahlreichem gutem Vieh aller Art einige Schweine von absonderlicher Stärke auf, welche wohl die Grösse kleiner Kühe hatten. Von hier führte man mich durch aufgethürmte Baumwollenballen, von denen ich Nichts verstand, nach der Ackerbau-Halle. Unter den Getreideproben waren es Mais, Weizen und Kartoffeln, von denen ich nie so viele Sorten beisammen gesehen hatte, namentlich Kartoffeln bis zur Grösse eines Kinderkopfes und einer langen Zuckerrübe. Die Gemüse waren in gleicher Ueppigkeit vertreten. Unter den vielen Maschinen band eine neue sehr geschickt das gemähte Getreide mit Draht in Garben.

Die Gewerbe-Halle enthielt mässigere Erzeugnisse und die Kunsthalle war schwach bestellt; nur einige gute Landschaftsbilder hatte das letzte Jahr geliefert.

Mitten in dem Gewühle der vielen Besucher tönte aus einem der Zelte ein ernster Gesang. Man sagte mir, dass er von Methodisten herrühre, einer zahlreichen sehr frommen extremen protestantischen Secte, welche hier inmitten des geräuschvollen Verkehrs Betstunde abhielten, um den Glaubensgenossen unter den vielen dort beschäftigten Personen Gelegenheit zu geben, an ihrem Gottesdienst theilzunehmen. Das Zelt war geräumig und von zwei Seiten offen, nur wenige Personen darin, die geistliche Lieder sangen und einen merkwürdigen Kontrast zu dem lauten Getriebe in der Umgebung bildeten. Das Publikum zollte ihnen keine Beachtung, es ist an Secten der extremsten Richtungen gewöhnt und achtet die Ausübung jeder Religion, so lange dieselbe keine Prätension Andersgläubigen gegenüber macht.

Vierzehntes Capitel.

Kirchliche Gemeinden und Kirchen, ihr Verhältniss zum Staate. — Unterhaltung der Kirchen. — Stellung der katholischen Kirche. — Schulen.

Wie in San Francisco fand ich auch in St. Louis mehrere evangelische Kirchen vor, in denen deutsch gepredigt wurde. Die Kirchen waren stets besucht, nicht minder vom männlichen als vom weiblichen Geschlecht aller Stände, obgleich die Predigten nicht hochtheologisch gehalten waren und mehr zum Herzen, wie zum Geiste sprachen, wenn man überhaupt dem Herzen noch eine Selbstständigkeit heut zu Tage lassen will.

Man sammelte nach dem Gottesdienste gerade die Mittel für eine General-Synode. Die evangelische Kirche ist in den Vereinigten Staaten bereits zu einer gewissen Einheit gelangt, wie sie vergeblich in andern Staaten angestrebt wird, trotzdem hier in Folge der freiwilligen Gemeindebildung noch viel mehr Sekten bestehen, denn irgendwo anders. Dies führt mich zu einem Blick auf die kirchlichen Verhältnisse in dieser Republik.

Die Unions-Constitution kennt weder eine Staats-Religion, noch ordnet sie die Trennung von Staat und Kirche an. Die Staaten verwenden keine Geldmittel für die Kirche, haben aber ihre Rechte ihr gegenüber nicht ganz aufgegeben. Sie machen von diesen souveränen Rechten Gebrauch, sobald

die Kirche ihnen dazu Veranlassung giebt, oder das Staatsinteresse es erheischt. Die Unions-Constitution sagt über Recht zwischen Kirche und Staat nichts weiter, als: „Der Congress soll kein Gesetz machen, welches die Einrichtung (establishment) betrifft, noch die freie Ausübung einer Religion verhindern.“ Ferner: „Kein besonderes religiöses Bekenntniss soll zur Qualification für ein öffentliches Amt verlangt werden.“

In diesem weit gelassenen Rahmen bewegen sich auf diesem Gebiet die Constitutionen der einzelnen Staaten Man sieht also, dass eine radikale Trennung von Staat und Kirche nicht geboten, sondern nur ein Verhältniss ähnlich dem in verschiedenen europäischen Staaten zu Gunsten freier Religions-Uebung gegenüber der Intoleranz vergangener Jahrhunderte anbefohlen ist. Dass die Trennung auch nie eine radicale war, zeigt z. B. die Eheschliessung. Die von einem Priester gesegneten Ehen werden vom Staate anerkannt, ohne dass die Civilehe obligatorisch ist. Die einzelnen Staaten besitzen ihrer Gesetzgebung und den Gebräuchen nach die christlichen Confessionen im Allgemeinen als Staatsreligionen. Die Eingangsformeln zu ihren Constitutionen beginnen freilich nur mit einer Huldigung, die sie Gott im Allgemeinen darbringen, aber die Gesetze sind weiter gehend, z. B. die strengen Gesetze zur Heilighaltung des christlichen Sonntags. Gesetzlich müssen in den meisten Staaten die öffentlichen Schulen jeden Tag mit einem Gottesdienst beginnen, der überall christlich ist. Die Sessionen vom Congress und den Staatslegislaturen werden stets durch christlichen Gottesdienst eingeweiht etc.

In diesem Staate, der ausschliesslich durch die Majorität des Volkes repräsentirt ist, wird das Christenthum stets die Grundlage des Staates bleiben, so lange sich die Majorität eben aus Christen zusammensetzt. Um eine Idee von den kirchlichen Verhältnissen in den Vereinigten Staaten zu geben, muss ich auf ihre historische Entwickelung zurückgreifen.

Die Intoleranz des alten Europa hatte die Gründung eines grossen Theils der alten amerikanischen Colonien zur

Folge. 1620 waren die Puritaner aus England geflüchtet und hatten die Neuengland-Staaten gegründet; 1609 war der Lord Baltimore mit Katholiken aus England geflüchtet und hatte Maryland gegründet; William Penn war 1675 mit Quäkern nach New-Jersey geflüchtet und hatte später Pennsylvanien gegründet; 1690 flüchteten viele Hugenotten nach Süd-Carolina.

Die Colonien behielten zum Theil eine Staatsreligion bei und waren wie das 1607 gegründete und streng anglikanisch bischöfliche Virginien sowie die puritanischen Neuengland-Staaten im höchsten Grade intolerant; zum andern Theil dagegen gestatteten sie Religionsfreiheit. Auch nach der Unions-Constitution von 1787, welche die Religionsfreiheit proklamirte, unterhielten die meisten Staaten noch Kirchen und Priester für bestimmte Religionen. Bald jedoch traten die verschiedenen Kirchen mit den Ansprüchen der Gleichberechtigung auf, so dass dieselben den Staat zu überlasten drohten und zu vielen Streitigkeiten Anlass gaben. Alle Staaten stellten daher von Mitte der dreissiger Jahre ab allmählich die Staats-Subventionen ganz ein und überliessen den Kirchen die Selbstverwaltung.

Die Gemeinden hatten sich durch freien Entschluss der Mitglieder gebildet, von denen Niemand ein Vorrecht besass. Wie im Staate so in der Kirche bildet diese geschichtliche Grundlage den Gegensatz zu den Gemeinden in den europäischen Staaten, wo die Entstehung und Organisation der Gemeinden eine sehr verschiedene geschichtliche Entwickelung genommen hat. In den Vereinigten Staaten thaten sich also die Anhänger gleicher Bekenntnisse zusammen, wählten sich einen Gemeinde-Vorstand und verschafften sich ihre Seelsorger. In dieser Art sieht man noch heute in den neu entstandenen Plätzen beständig neue Gemeinden zusammentreten. Mit Bethäusern oder Kapellen fangen sie häufig an und erst nach dem Anwachsen der Gemeinde wird mit dem Kirchenbau begonnen, denn von den verschiedenen grösseren Religions-Genossenschaften will keine hinter der anderen zurückbleiben. Kostet die Unterhaltung der Kirchen, Geistlichen etc.

bereits bedeutend mehr als bei uns, so werden diese von den Gemeinde-Mitgliedern freiwillig übernommenen Abgaben doch gern gegeben, und bald wird auch das Geld flüssig gemacht, um sich der grösseren kirchlichen Gemeinschaft anzuschliessen.

In der protestantischen Kirche ist es wieder die Presse und zwar die zahlreiche specifisch kirchliche Presse, welche die Gemeinden gleicher Confessionen zusammenführt, Synoden im kleinen Kreise und General-Synoden auf breiterer Grundlage, vielleicht verschiedener protestantischer Sekten behufs gemeinsamer Zwecke im weiteren Kreise bewerkstelligt, denen z. B. Prediger-Seminare und andere gemeinnützige Schöpfungen zu verdanken sind. Nicht also werden die Glaubensgenossen verschiedener Bekenntnisse in eine Synode gezwängt, die vielleicht durch ihre Beschlüsse die Glaubensgrundsätze der einzelnen Confessionen verletzt, sondern die Synoden stehen stets auf der Grundlage von Gemeinden, die einen freiwilligen Anschluss suchten. Diese Selbstgründung der Gemeinden schliesst nicht aus, dass manche Gotteshäuser von den grösseren Religions-Genossenschaften, namentlich von den von Bischöfen geleiteten Katholiken, Episkopalen und Methodisten mit den ansehnlichen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dort gegründet werden, wo einem Bedürfniss abgeholfen wird, vielleicht auch mit der Nebenabsicht, dadurch neue Anhänger anzuziehen.

Diese Gründung von Kirchen gleichsam von oben herunter nach europäischem Muster, nicht von unten herauf nach dem erwähnten amerikanischen, gewährt dem Gründer keine Vorrechte, sobald eine wenn auch noch so kleine Gemeinde vorhanden ist. Der Staat lässt die Synoden, Bischöfe und Erzbischöfe in ihrer kirchlichen Stellung ohne staatlichen Schutz.

Die Bischofssitze sind durch freiwillige Abgaben der Gemeinden, Privatstiftungen etc. gegründet; sie haben, namentlich die katholischen, bereits über so bedeutende Mittel zu verfügen, dass die vom Staate ungehinderte Einrichtung

neuer Diöcesen mit dem Wachsthum der Staaten leicht bewerkstelligt wird.

Was die geographische Vertheilung der Hauptkirchen betrifft, so sind am zahlreichsten die Methodisten und die mit ihnen verwandten Baptisten vertreten. Man findet sie mehr im Westen und Süden als im Osten vor und dort namentlich in den untern Ständen der Protestanten, welche eine grosse Sympathie für diese extreme Richtung zu haben scheinen. Die puritanische Congregational-Kirche und die aus ihr hervorgegangenen weniger zahlreichen Unitarier, welche Letztere Jesum Christum nicht als Gott anerkennen, haben hauptsächlich die Neuengland-Staaten inne. Der Episcopal-Kirche gehören zum grössten Theil die Staaten der Ostküste südlich der Neuengland-Staaten bis inclusive Virginien an.

Die übrigen protestantischen Kirchen sind über das Land verbreitet und zwar mit den Schotten die Presbyterianer, mit den Deutschen die Lutheraner, Reformirte, Evangelische und Andere mehr. Die grosse Masse der Protestanten, allerdings in verschiedenen Secten, überwiegt bedeutend die Zahl der Katholiken, welche über das ganze Land verbreitet sind und höchstens $^1/_6$ der Bevölkerung ausmachen, so dass sie kaum irgendwo ein Uebergewicht besitzen. Dies ist sehr zu beachten, wenn man die Stellung dieser Kirche gerade in jenem demokratischen Staate einer Kritik unterwirft.

Bevor ich dies versuche, ist die Stellung oder vielmehr die Haltung klar zu legen, welche die einzelnen Staaten seit ungefähr Mitte der dreissiger Jahre, als die Geldsubventionen ihrerseits aufhörten, den Kirchen gegenüber einzunehmen für gut befunden haben, ohne sich das Recht zu vergeben, diese Haltung jeder Zeit wechseln zu können. Der Staat sieht jede Gemeinde wie eine mit Corporations-Rechten ausgerüstete Privatgesellschaft an, der also die Rechte einer juristischen Person zufallen. Repräsentirt wird diese Gesellschaft durch einen Vorstand „Trustees“, welche von der Gemeinde gewählt werden und in den meisten Staaten zur Hälfte aus Laien bestehen müssen. Neben den Laien wird gewöhnlich der Priester in diesen Vorstand gewählt und bei den katholischen

Gemeinden auch der betreffende Bischof und dessen Stellvertreter. Der Staat macht ferner der Kirche die Concession, dass er alle vom Priester vorgenommenen kirchlichen Amtshandlungen wie Trauungen und Taufen rechtlich anerkennt. Er bekümmert sich weder um die kirchlichen Lehren und Einrichtungen, die Disciplin, Gerichtsbarkeit und Excommunikationen einer Kirche, noch um die Anstellung von Bischöfen und andern Geistlichen, weil die Kirche bisher dazu keine Veranlassung gegeben. Der Clerus aller Religionen weiss die Souveränität des Staates zu respectiren und vermeidet die Verletzung der Gesetze. Nur ein Fall ist bekannt, in welchem der Staat bis jetzt gegen die kirchliche Lehre mit einem Staatsgesetz eingeschritten ist, nämlich bei den Mormonen gegen die kirchlich gelehrte Polygamie durch die Annahme des Gesetzes, welches die Bigamie verbot. Warum die Durchführung dieses Gesetzes nicht strenger in Angriff genommen wird, führte ich bereits in dem Mormonenkapitel an.

Ob dem Staate trotz des erwähnten Constitutions-Artikels eine gewisse Controlle des Clerus und selbst das Placet bei Anstellungen bestritten werden kann, wenn er Anspruch darauf machen sollte, will ich nicht erwägen. Sollte jedoch einmal die Majorität der Nation, also der Staat, die Entdeckung machen, dass staatsfeindliche Elemente unter dem Schutze einer Kirche Propaganda machen, so wird sich das souveräne Volk bald zu helfen wissen, sei es auch nur durch einen Zusatz zur Constitution.

Dass eine völlige Trennung des Staates von der Kirche unmöglich ist, geht daraus hervor, dass es dem Staate obliegt, Streitigkeiten zu entscheiden, die aus dem Schooss einer Gemeinde an ihre, d. h. an die weltlichen Gerichte gelangen, z. B. wenn Spaltungen in einer Gemeinde ausbrechen. Gewöhnlich zieht sich in solchem Falle die Minderzahl zurück und bildet eine neue Gemeinde; mitunter aber besteht sie auf ihrem Recht am Eigenthum und behauptet sogar das Vorrecht zu haben. Die weltlichen Gerichte des Staates müssen hier entscheiden. 1869 wurde der Rektor Cheney

von der Episcopalkirche Christus zu Chicago vom kirchlichen Gericht wegen beständigen Weglassens eines Wortes in der Taufformel verurtheilt und ihm darauf vom Bischof Whitehouse unter Entziehung des Gehalts die Ausübung der priesterlichen Funktionen untersagt. Die Majorität der Gemeinde beschloss Herrn Cheney als Rector beizubehalten. Derselbe verklagte den Bischof beim Gericht des Staates Illinois, weil ihn diese Massregelung in den Rechten als Bürger verletze. Er gewann den Prozess in der untern Instanz (Circuit court). Der Bischof appellirte und der Supreme Court kassirte das Urtheil des Circuit court, indem er der „Kirche im weiteren Sinn" das Recht zugestand, über ihre Beneficien nach Massgabe der kirchlichen Anordnungen zu verfügen, selbst wenn die der Kirche Treugebliebenen sich in der Minorität befänden; „wer einmal die Symbole und die Disciplin einer Kirche angenommen habe, müsse die materiellen Folgen tragen und könne nicht bei einer Trennung von der Kirche die Kirchengüter mitnehmen." Dass in allen Staaten in gleicher Weise entschieden worden wäre, ist sehr unwahrscheinlich.

Ich constatire hier nur, dass sich der Staat auch in Amerika in kirchliche Angelegenheiten mischt und schliesslich mischen muss, weil er eben die souveräne Macht repräsentirt, die innerhalb ihres Gebietes die Ordnung aufrecht erhalten muss Die Auffassungen einzelner Staaten von ihren Pflichten geht aber auch noch weiter, wie folgendes Beispiel zeigt: Vor einigen Jahren vermachte Jemand in Pennsylvanien sein Vermögen einer Gesellschaft Atheisten mit der Bestimmung einen Saal zu bauen, in welchem öffentlich der Unglaube gelehrt werden sollte. Der oberste Gerichtshof erklärte das Testament für ungiltig, „da das Gesetz von Pennsylvanien eine Gesellschaft Atheisten nicht anerkenne; es dürfe nicht erlaubt werden, die in der Bibel offenbarte Religion zu erniedrigen und lächerlich zu machen" etc.

Das Staats-Interesse ist bis jetzt nur durch das zu rapide Wachsthum des Vermögens einzelner Religions-Genossenschaften gefährdet worden, vorzüglich der Katholiken, so dass die meisten Staaten bereits einschränkende Gesetze oder Zu-

sätze zu den Constitutionen erlassen haben, namentlich in Betreff des in Grund und Boden bestehenden Eigenthums. In Missouri darf z. B. Niemand mehr als einen Acker Land in einer Stadt, oder fünf Acker auf dem Lande an eine kirchliche Gemeinde testamentarisch vermachen; dagegensprechende Testamente sind ebenso ungültig wie Testamente, in welchen zu Gunsten einer „Kirche im weitern Sinne" testirt ist, ohne nähere Bezeichnung einer Gemeinde, die allein als juristische Person anerkannt ist. Meistens haben die Staaten das Maximalvermögen der kirchlichen Gemeinden festgesetzt, welches gewöhnlich nur bis zu einem Betrage anwachsen darf, der 2 bis 6000 Dollars jährliches Einkommen abwirft. Hierin ist nicht gerechnet das Einkommen, welches jede Kirche aus Subscriptionen, Verkauf von Sitzplätzen etc. bezieht, und das häufig recht bedeutend ist. In New-York z. B. ist das durchschnittliche Einkommen der einzelnen Kirchen auf je 10 bis 30,000 Dollars berechnet. In Betreff des Kirchenvermögens ist kein Konflikt der Geistlichkeit mit dem Staate zu befürchten, da von Seiten der Kirche nur die Trustees (Bürgen) dem Staate verantwortlich bleiben. Behufs Vermögenscontrolle müssen die Trustees jeder Gemeinde alle Jahre oder alle paar Jahre den Vermögensnachweis ihrer Kirche der staatlichen Behörde vorlegen, widrigenfalls das Anrecht der Gemeinde an das Eigenthum erlischt.

Die protestantischen, namentlich die nichtbischöflichen Gemeinden sind hierdurch genöthigt, den betreffenden Vermögensstand klar darzulegen; den Katholiken ist durch ihren unverheiratheten Clerus die Möglichkeit gegeben, grössere Vermögen der Kirche zu erhalten. In ihr hat der Modus Platz gegriffen, den Bischof persönlich in Testamenten recht freigebig zu bedenken. Man sagt, dass der Bischof eine Cession darüber seinem Stellvertreter ausstellt, der das Vermögen dem Nachfolger des Bischofs übergiebt, so dass es bei seinem Tode der Kirche in der Person des Amtsnachfolgers nicht verloren geht. Dass die Bischöfe über sehr grosses Vermögen disponiren, ist notorisch. Zum Bau der meisten neuentstehenden Kirchen geben sie sehr bedeutende Vorschüsse, die ihnen mit der

Zeit abgezahlt werden. Wie schnell das Vermögen der katholischen Kirche anwächst, beweist, dass sie 1850 nur 1222 Kirchen besass und 10 Millionen Dollars nachgewiesenes Vermögen, 1870 dagegen 3806 Kirchen und 60 Millionen. Dieser Kirche steht aber auch eine grosse Zahl von Priestern, Mönchen und Nonnen zu Gebote, die sich der Kirche allein gewidmet haben und im Stillen für dieselbe in einer Weise wirken, wie dies andern Confessionen unmöglich ist.

Die Unterhaltung der Kirchen geschieht in den meisten katholischen wie protestantischen Gemeinden durch die jährliche Auction der Bänke und Plätze in den Kirchen an die Meistbietenden. Wie bedeutend die dadurch erzielten Revenüen sind, erhellt daraus, dass in manchen Kirchen von New-York 100 bis 500 Thaler Miethe für eine Bank auf ein Jahr gezahlt werden. Die Broadway tabernacle Kirche in New-York hatte in 25 Jahren 400,000 Dollars für den Bau und die Unterhaltung in einer nicht sehr wohlhabenden Gemeinde von ungefähr 1000 Mitgliedern eingenommen; das Gehalt des Predigers stieg von 2000 allmählich auf 9000 Dollars jährlich. In der Plymouths-Kirche zu Brooklyn, wo der Bruder der berühmten Schriftstellerin Mrs. Beecher-Stowe predigt und grossen Zulauf hat, brachte die Versteigerung der Bänke in einer Gemeinde von ca. 3300 Mitgliedern 1872 allein 60,000 Dollars ein, wovon Mr. Beecher 20,000 Dollars erhielt.

Als ich 1872 die katholische Kirche St. Stevens in New-York aufsuchte, musste ich Eintrittsgeld erlegen. Dies soll jedoch nur beim kleineren Theil der katholischen Kirchen und von Armen gar nicht erhoben werden. Uebrigens giebt es auch Gemeinden, namentlich methodistische, welche die kirchlichen Ausgaben ausschliesslich durch Kollekte und directe Besteuerung der Mitglieder bestreiten.

Als die Staaten den Kirchen die Subventionen entzogen, glaubten Viele, dass Irreligiosität die Folge sein würde. Es ist aber jener aus der Noth hervorgegangene Entschluss gerade zum Besten der Kirche ausgeschlagen und hat die Befriedigung aller Secten zur Folge gehabt.

Hierbei ist jedoch nicht zu übersehen, dass die Vereinigten Staaten reich sind, und dass gerade in den jungen Orten, wo neue Kirchen entstehen, der Werth alles Besitzes im Steigen begriffen ist, so dass die ansehnlichen Beiträge nicht so empfindlich die Gemeinden treffen. In wohlhabenden Landschaften wird sich die Kirche immer selbst unterhalten können. Der Mensch schätzt mehr, was ihm theuer ist, als was ihm gratis geboten wird; eine rege Theilnahme des Individuums am kirchlichen Leben kann aber nur vortheilhaft auf das Staatswohl zurück wirken. In armen Gegenden muss dagegen der Staat die Kirche unterstützen, um durch Verringerung der Gemeindelasten überhaupt Menschen zu erhalten, wie ich solches bei Angabe der Mittel gegen die Auswanderung erwähnte.

In den Vereinigten Staaten wirkt die Mischung der vielen Confessionen und Secten besonders anregend auf das kirchliche Leben. Das Streben Aller nach Reinheit der Lehre hat eine idealistische Richtung zur Folge; ein edler Wetteifer geht durch die Kirchen, ohne Streben nach weltlicher Macht, um etwa den Staat sich unterzuordnen, wie dies z. B. die katholische Kirche in den meisten südamerikanischen Republiken mit Erfolg thut. Nie wird man einen protestantischen oder katholischen Geistlichen oder gar einen Bischof in einer politischen Körperschaft finden; die ganze Geistlichkeit weiss sich die allgemeine Achtung so zu bewahren, dass sie trotz der demokratischen Verfassungen zur Jury, Miliz und dgl. Verpflichtungen stillschweigend nicht herangezogen wird.

Es giebt auch keine protestantische oder katholische Partei in einer politischen Körperschaft. Dies würde die Herausforderung zu einem Kampfe sein, der nur zum Nachtheil der betreffenden Kirche gereichen würde und vielleicht neue Kirchengesetze hervorrufen würde. Die der Kirche überlassene grosse Freiheit hat den Staat bisher nicht geschädigt, weil die Kirche das Staatsinteresse nicht schädigt. Wo die Gefahr hierzu vorliegt wie bei Anhäufung zu grossen

Besitzes, sieht man bereits den Staat nachdrücklich eingreifen.

Sehr zu Statten kommt dem Staate, dass die Zahl der Katholiken in so kleinem Verhältniss zu der grossen Anzahl Protestanten steht. Wenn die vielen protestantischen Secten sich auch nur auf einer sehr kleinen gemeinschaftlichen Basis begegnen, darüber kommen sie stets überein, der katholischen Kirche keinen Uebergriff oder Vortheil einzuräumen. Die römische Kurie wird diese Verhältnisse sehr gut kennen und verlangt bei diesem starken Verhältniss von ihrem amerikanischen Klerus noch keinen Kampf. Den Ehrgeiz ihn allein aufzunehmen, besitzt er aber nicht; er scheint noch nicht an Herrschsucht zu leiden und strebt daher vorläufig noch nicht nach irdischer Gewalt.

Dieser Klerus weiss nicht allein, die Kirche in amerikanischem Geiste mit dem Staate im besten Einvernehmen zu erhalten, sondern bemüht sich auch, den Geist des Evangeliums seinen Anhängern mitzutheilen im Gegensatz zu dem südamerikanischen, der zum grossen Theil einen reinen Götzendienst und Aberglauben verbreitet, so dass die höchstens halbgebildeten Männer sich zum grossen Theil aus Mangel an Glauben und Opposition gegen die Herrschaft des Klerus dem Atheismus zuwenden. Der nordamerikanische Klerus bewahrt sich möglichst vor einer Fälschung des Christenthums, wie sich auch die meisten nordamerikanischen Bischöfe im vatikanischen Concil sehr rückhaltslos gegen das Unfehlbarkeitsdogma ausgesprochen haben.

Alles provocirende Auftreten der Kirche wird vermieden, weder Processionen noch Wallfahrten finden statt. An den Bischofsitzen treten die Capitel kaum zu Tage; weder der Ueberfluss von Chorherren, noch das äussere Gepränge wie an den europäischen macht sich bemerkbar; selbst wenn der Bischof das Hochamt celebrirt, sieht man selten mehr als zwei Geistliche. Die katholische Kirche vermeidet hier ebenso, wie der reiche Mann den in die Augen springenden Luxus, der den Neid des Nichtbesitzenden wachrufen könnte. Dagegen wird durch die Bibel und Predigt auf den Geist der

Laien in so einfacher Weise gewirkt, dass ich die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten nur als mustergültig den übrigen katholischen Bisthümern hinstellen möchte.

Die Zahl der Katholiken ist sehr im Wachsen begriffen. Von der Einwanderung stellt dazu die irische das grösste Contingent, mehr als die übrigen Länder zusammen genommen.

Ein anderer grosser Zuwachs erwächst der katholischen Kirche durch die gemischten Ehen, indem sie durch ihre Organe geschickt dahin zu wirken weiss, dass alle Kinder katholisch werden, und da die Kirche über das ganze Land verbreitet ist, so sind die gemischten Ehen sehr zahlreich. Den Jesuiten wie den ihnen verwandten Orden kann kein ergiebigeres Feld der Thätigkeit als die Vereinigten Staaten geboten werden. Sie sind sehr zahlreich vertreten, und mit welchem Erfolge sie im Stillen arbeiten, zeigt das schnelle Wachsthum des Vermögens trotz der beschränkenden Gesetze. Bei der Unterstützung durch so viele uneigennützige Organe ist anzunehmen, dass die katholische Kirche an Zahl und Reichthum noch schneller als bisher zunehmen wird. Trotzdem ist es nicht denkbar, dass sie hier jemals mit Prätensionen auftreten oder gegen Staatsgesetze sich auflehnen wird. Ein Verdrehen und Verzerren des Schwerpunktes kann bei dem amerikanischen Vereinswesen und der Presse kaum gelingen. Sollten die extremen Richtungen innerhalb ihres Schoosses dies dennoch versuchen, so würde die Kirche schwer geschädigt werden; denn das souveräne Volk dieser Republik schmiedet mit viel grösserer Rücksichtslosigkeit Gesetze zur Unterdrückung eines thätlichen Gegners wie eine Monarchie; die Behandlung der rebellischen Südstaaten giebt davon ein Zeugniss.

Ebenso wie die Vereinigten Staaten die christliche Kirche gewissermassen als Staatsreligion respectiren, ohne ihr einen directen Antheil an der weltlichen Selbstregierung zu gestatten, so sind auch ihre öffentlichen Schulen christlich und zwar meistens specifisch protestantisch, trotzdem man sie als confessionslos zu bezeichnen pflegt. In allen

diesen Schulen wird der Unterricht Morgens mit Gesang, einem Capitel aus der protestantischen Bibel und Gebet eröffnet.

Freilich darf kein Religions-Unterricht ertheilt werden, aber die christliche Moral liegt dem ganzen Unterrichte zu Grunde, und die Confession der Lehrer muss in den verschiedenen Disciplinen stets mehr oder weniger Einfluss üben. Die Katholiken unterhalten deswegen an vielen Orten auf ihre Kosten besondere Confessionsschulen, obgleich sie zu dem Fonds der öffentlichen sogenannten confessionslosen Schulen beitragen müssen. Das öffentliche Schulwesen ist von der Kirche getrennt, es wird vom Staate, von der Grafschaft und Stadt durch die vom Volke gewählten Commissionen organisirt und controllirt. Der Unterricht ist unentgeltlich und in manchen Staaten obligatorisch, so dass die Polizeibeamten angehalten sind, während der Schulstunden alle vagabondirenden Kinder aufzugreifen.

Mit Recht hält das Volk die eigne Bildung für durchaus nothwendig zur Aufrechthaltung der republikanischen Institutionen und bringt deshalb grosse Opfer zur Unterhaltung derselben; in Missouri erhält Niemand das Bürgerrecht, der nicht lesen und schreiben kann. Was würde aus einem demokratischen Staate werden, wenn er nicht von der Religion die Moral und durch die Schule die Bildung erhielte! Die grösste Anarchie wäre unausbleiblich, der Rückschritt oder Verfall beschleunigt! Dies fühlt das amerikanische Volk und verwendet deshalb auf das Volksschulwesen viel Sorgfalt und Geld.

Die niederen Volksschulen gewähren meist eine höhere Bildung als unsere niederen Bürgerschulen; sie halten durchschnittlich vielleicht die Mitte inne zwischen unseren höheren und niederen Bürgerschulen, während die höheren Volksschulen „high schools“, auf denen die Lehrer gebildet werden, die Mitte zwischen unsern höheren Bürgerschulen und Real-Gymnasien halten. Latein und Mathematik sind bei diesen die Haupt-Lehrgegenstände, welche an vielen niederen Schulen ebenfalls bereits gelehrt werden. Da der Religions-Unter-

richt fortfällt, so ist für die übrigen Lehrgegenstände mehr Zeit gewonnen. Diese high schools werden von den Staaten theils unterhalten, theils nur unterstützt, so dass die Schüler unentgeltlich oder gegen geringes Honorar den Unterricht geniessen. Recht praktisch erscheint, dass der grössere Theil der Lehrerstellen an den niederen Schulen und auch viele an den höheren vom weiblichen Geschlecht besetzt sind, welches sich für das Lehrerfach besonders zu qualificiren scheint. Da der Gatte der Frau Schulmeisterin oft ein anderes einträgliches Gewerbe treibt, so hört man in pecuniärer Hinsicht nicht die beständigen Klagen wie in anderen Ländern.

Gymnasien und Universitäten werden von den Staaten weder unterhalten noch unterstützt. Es gilt nicht für liberal, diese höheren Lehranstalten wie überhaupt Wissenschaft und Kunst auf Staatskosten zu pflegen, da nur Familien sie geniessen können, die über die Erringung des Lebensunterhaltes hinweg sehen und sich einer Liebhaberei hingeben können. Es widerspricht daher dem demokratischen Staate, den wohlhabenden Ständen eine bevorzugtere Bildung auf Staatskosten zu gewähren. Nur einige landwirthschaftliche Akademien werden im gemeinnützigen Interesse von den Staaten unterhalten und sogar von der Union durch Landdotation unterstützt. Die bestehenden Universitäten oder Colleges sind durch Privatstiftungen gegründet und nähern sich am meisten den englischen Universitäten, indem sie ein Compositum von Gymnasial- und Universitätsbildung mit bescheidenen Ansprüchen gewähren. Die bedeutendsten sind das unitarische „Harvard College“ in der Vorstadt Cambridge von Boston, das congregationalistische „Yale College“ zu New-Haven in Connecticut und das „Ann Arbord College“ in Michigan. Jedes von diesen hat ungefähr 1200 Studenten, von denen die meisten den Unterricht bezahlen müssen, in Yale College z. B. 90 Dollars das Jahr nur für Unterricht.

Ein Cursus in classischer Bildung wird in vier Jahren durchgemacht, einer in der Medicin oder in Rechtssachen in

zwei Jahren, woraus schon die Einseitigkeit der Bildung hervorgeht. Viele Amerikaner der höhern Stände vervollkommnen daher ihre Bildung auf europäischen Universitäten. Diese Collegien und Universitäten, deren es wohl über 20 giebt, auch eine für Damen am Hudson im Staate New-York, stehen wie alle Privatschulen unter keiner Controlle des Staates. Zum grossen Theil sind sie confessionell. So unterhält auch jedes katholische Bisthum ausser vielen Confessionsschulen ein katholisches Seminar, auf welchem die Geistlichen ihre Bildung erhalten.

Schon um diese freie Handhabung des Schulunterrichts nicht zu verlieren, werden die katholischen Bischöfe jeden Conflict mit der Staatsgewalt zu vermeiden suchen. Die andern Confessionen unterhalten zur Heranbildung ihrer Geistlichen ähnliche Institute.

Wie verhält es sich nun mit dem Religions-Unterricht, der in den Public schools nicht gelehrt werden darf und doch von jedem Amerikaner für so nothwendig gehalten wird? Das praktische Volk hat sich durch die sogenannten Sonntagsschulen zu helfen gewusst, die ebenso zur Befriedigung der Schüler, wie der sich zahlreich meldenden Lehrer unentgeltlich abgehalten werden. Sie finden in der Kirche der Gemeinden zu den Stunden statt, in welchen dieselbe vom Gottesdienst nicht in Anspruch genommen ist; der Geistliche vertheilt die angemeldeten Schüler unter die Lehrer und beschränkt sich auf die Ueberwachung dieser Letzteren. Es ist auch eins der vielen Zeichen für die kirchliche Richtung dieses Volkes, dass sich aus allen Ständen viele Lehrer beiderlei Geschlechts melden, welche bis in das höchste Alter diesen Unterricht fortsetzen.

Fünfzehntes Capitel.

Nach den Iron mountains. — Verbindungen zwischen St. Louis und New-York. — Petroleumquellen bei Pittsburg. — Von St. Louis nach Chicago. — Arbeiterverhältnisse. — Auswanderung städtischer Arbeiter.

Bevor ich St. Louis das letzte Mal 1872 verliess, nahm ich eine Aufforderung zu einer Excursion nach den Iron mountains, d. h. „Eisenbergen" an. Sie hatten mich bei meinem ersten Besuche der Stadt nicht besonders interessirt, da ich damals mit der Pacificbahn aus den Minenländern kam und nach den „Gold- und Silberdistrikten" kein Interesse mehr für Eisen und Blei empfand. Der Beschreibung nach sollten die Iron mountains ganz nahe bei St. Louis liegen und der Ausflug sehr kurz sein.

Ausser sehr falschen Eisenbahnkarten erlangt man in den Vereinigten Staaten nur sehr selten Uebersichts- oder gar Specialkarten eines Staates, und dann nur durch Zufall, trotzdem alles in Privathand befindliche Land vermessen ist, und es daher nicht schwierig sein kann, gute Karten zusammen zu stellen. Das Kartenwesen liegt im Argen, weil die Nachfrage zu schwach zu sein scheint. Die bei Justus Perthes in Gotha 1873 erschienene Uebersichtskarte ist die beste, die ich bis jetzt gesehen habe.

Wir benutzten die Iron Mountains-Bahn, welche vor kurzer Zeit Bankerott gemacht und durch Auction in die

Hände einer neuen Gesellschaft übergegangen war. Der mir gewordenen Mittheilung nach hoffte ich, dass wir in ein bis zwei Stunden unser Ziel erreichen würden, staunte aber nicht wenig, als ich nun erfuhr, dass unser Ziel über 20 deutsche Meilen. entfernt läge, für einen Amerikaner allerdings nur eine Spazierfahrt!

Die Bahn führt lange Zeit am rechten Ufer des Mississippi entlang, das trotz der Nähe der grossen Stadt noch viele uncultivirte Ländereien zeigt. Von der Station Bismarck, wo die untere Mississippibahn nach Columbus und Cairo abführt, nahm die Bahn den primitiven Charakter einer secundären an. Die Fahrgeschwindigkeit war bedeutend ermässigt und das Planum durch das hügelige Terrain kaum so kunstvoll wie das unserer Chausseen. In Arcadia stiegen wir aus und erhielten bald in dem aus wenigen einstöckigen Häusern bestehenden Ort einen leichten offenen Wagen mit zwei gut gefütterten Landpferden.

Die Iron mountains bilden die nordöstlichen Ausläufer des sich nach dem Indian Territory im südwestlichen Missouri hinziehenden, an Blei und Eisen reichen Ozarkgebirges. Das Eisen kommt hier in gelbbraunen Eisensteinen oder Eisenkiesen vor, die bis zu 60 % Eisen enthalten. Mehrere Gesellschaften in St. Louis beuten diese Berge aus und besitzen die Hochöfen zum Schmelzen theils an Ort und Stelle, theils nehmen sie die Erze in die Hüttenwerke von St. Louis.

Interessanter als die Masse von Eisenkiesen, aus denen ganze Berge bestehen, und die daher in einfachster Weise abgebaut werden, waren einige Granitberge bei dem nahen Pilot Knob. Der Granit bildet hier so grosse Blöcke, wie sie wohl nur selten angetroffen werden. Eigenthümlich ist ein kleinerer Block in Kugelgestalt von 25 bis 30 Fuss im Durchmesser, welcher auf der Seite eines Granitberges in die Augen fällt und so rund ist, dass er nur auf einem verhältnissmässig kleinen Punkte ruht; da diese enorme Kugel mit der Unterlage nicht aus einem Stück besteht, so ist es eigenthümlich, dass sie bei den Erdbewegungen, welche ihr hier den Platz angewiesen haben, nicht den steilen Berg hinabgerollt

ist. - Leider hat sich ein Granitbruch an dem schönsten dieser Berge etablirt, dem wohl auch diese Kugel als Opfer fallen wird.

Ganz interessant waren die Verhältnisse zwischen Arbeitgebern und -Nehmern bei mehreren dieser Gesellschaften. Wie alle Minengegenden sind auch die Iron mountains unfruchtbar und die Lebensbedürfnisse theuer. Die verschiedenen Gesellschaften unterhalten viele Hunderte von Arbeitern, mit denen sie sich in verschiedener Weise auseinandersetzen. Mehrere Gesellschaften bekümmern sich nicht um ihre Arbeiter, finden sie bloss mit Geld ab und verkaufen kleinen Händlern Grundstücke zum Bau von Häusern, in denen die Arbeiter ihre Bedürfnisse erstehen. Eine andere gut geleitete Compagnie, welche ein ausgedehntes Terrain besitzt, veräussert innerhalb desselben kein Stück, selbst nicht gegen hohes Gebot, um den alleinigen Einfluss auf ihre Arbeiter zu bewahren. Die Arbeiter richten sich ihre bürgerliche Selbstverwaltung, Polizei, Gerichte etc. auf Grund des allgemeinen Stimmrechts selbst ein, dem jeder dort Wohnende unterworfen ist. Natürlich trägt die Compagnie die Hauptlast aller Verwaltungskosten. Sie trägt aber diese nicht allein, sondern sucht durch gute Häuser, Schulen, Seelsorger und dergleichen ihrer Arbeitercolonie das Leben heimischer zu machen. Auf der andern Seite sucht sie aber auch wieder alle Vortheile aus ihren Arbeitern zu ziehen; sie unterhält, wie ich es in Tucuman und Chile vorfand, Verkaufsläden, in denen die Arbeiter alles zum Leben Nöthige gegen hohe Preise erhalten und auf Wechsel in gewisser Summe vorweg entnehmen können, welche Schulden sie dann abarbeiten. Rechnet der Arbeiter die Reise nach der nächsten Stadt und den damit verbundenen Zeitverlust, so kommt ihm die Waare schliesslich an beiden Orten gleich hoch Die Compagnie kann bei dem Engrosbezug der Waaren durch die bedeutende Einnahme aus diesen Läden den Arbeitern höhern Lohn gewähren. Da die Arbeiter statt baar Geld auch Anweisungen auf jene Läden annehmen, so fällt der Compagnie noch der zweite Vortheil des geringen Betriebscapitals zu und um so mehr vermag sie den Arbeitern zuzuwenden.

Die Macht des Besitzes und die der Selbstregierung der Arbeiter balancirt hier jedenfalls in sehr glücklicher Weise, worauf die hohen Eisenpreise günstig mit einwirken; doch auch bei allgemeiner Handelsstockung und Geldcalamität dürften sich dergleichen Industrieen, in denen die Arbeiter ihre Häuslichkeit und alles zum Leben Nöthige gleichsam in natura empfangen, leichter unterhalten lassen, als gewöhnliche städtische Fabriken, deren Arbeiter bloss auf Geldlöhne angewiesen sind.

Wir mussten in Arcadia übernachten, da wir zwei halbe Tage zur Besichtigung der ziemlich entfernt von einander liegenden bedeutendsten Bergwerke bedurften. Solch Abend in Arcadia wäre ebenso langweilig gewesen wie einer in dem mangelhaften Gasthof eines posenschen Städtchens, wenn nicht das nordamerikanische Schöpfungstalent den reisenden Europäer unterhielte. Unser Wirth hatte seinen Gasthof selbst gegründet, sich später die Eisenbahn-Haltestation auf seinem Grundstück zu verschaffen gewusst und verband nun mit den Geschäften eines Gastwirthes die eines Stationsvorstehers, Postmeisters, Telegraphenstationschefs und Agenten der Express-Compagnie von Adams u. Comp., welche auf dieser Linie die Werthsendungen und recommandirten Briefe vermittelt. Er verfügte bei dieser vielseitigen Beschäftigung über keine Unterbeamten oder Arbeiter als nur einen Portier, der gleichzeitig Kellner und Hausknecht war. Sein Büreau in dem aus einer kleinen Bretterbude bestehenden Stationsgebäude war in seiner Art sehenswerth. Da Briefe nur in grossen Städten durch Briefträger ausgetragen werden, so holt sich Jeder, der Briefschaften erwartet, dieselben von der Post ab. Viele Briefe finden deshalb nie ihren Abnehmer. Die Briefe mit Geldinhalt durchnähte unser Postsecretair in der ihm von Adams u. Comp. vorgeschriebenen sehr inventiösen Weise.

Auf unserer Rückreise passirten wir einen auf mehrere englische Meilen sich ausdehnenden Waldbrand, der in trockener Jahreszeit nicht selten ist. Das Feuer verzehrte hauptsächlich das dürre Unterholz und die vertrockneten

Gräser, da die grünen Zweige und Baumkronen natürlich nicht brennen konnten. Trotzdem die Locomotiv-Schornsteine mit allen möglichen Vorkehrungen gegen das Fortfliegen der brennenden Funken versehen sind, so zünden sie in besonders trockener Jahreszeit doch sehr leicht, und ist dies hauptsächlich der Grund, dass zwischen dem Mississippi und der atlantischen Küste, ausser in den höher gelegenen Gebirgstheilen der Alleghanies keine Urwälder mehr existiren. Wie diesen Waldbrand habe ich in Süd-Amerika verschiedene Prairie- oder vielmehr Pampasbrände gesehen, ohne die übertriebenen Schilderungen bestätigt zu finden, die man in manchen Schriften über beide Arten von Bränden findet.

Für meine Weiterreise von St. Louis wählte ich 1869 den Weg über Chicago nach dem Niagara-Fall, Saratoga, den Hudsonfluss hinunter nach New-York, Washington und Richmond in Virginien, kehrte darauf über Baltimore und Philadelphia nach New-York zurück und machte demnächst die Excursion nach dem Seebade New-Port und Boston. Den Faden dieser Reise will ich hier weiter verfolgen, wenn ich auch zuweilen auf meine spätere Reise abschweife.

Von St. Louis nach New-York oder umgekehrt kann man auf vielen Linien reisen, von denen ich drei kennen gelernt.

Die nächste ist die sogenannte Vandalialinie über Pittsburg, auf der man die Tour in 42 Stunden machen kann und so sicher fährt, wie auf der besten europäischen Bahn. Bei Pittsburg sind die vielen Petroleumquellen, durch deren Ausbeute die sogenannte Petroleum-Aristokratie so enormen, nach vielen Millionen zählenden Reichthum gesammelt hat. Als ich 1872 dort war, fand ich die meisten Quellen versiegt, und selbst die Besitzer der noch flüssigen Quellen fanden in Folge der erheblichen Destillirkosten des damals sehr unreinen Petroleums kaum noch ihre Rechnung, da in jener Zeit auf der Erde vielmehr Erdöl producirt wie consumirt wurde. Seitdem hat man bei den versiegten Quellen nachgegraben und ist in einiger Tiefe unter dem früheren Niveau wieder auf solchen Reichthum reinsten Petroleums gestossen,

dass auf lange Zeit die Welt mit diesem billigen Beleuchtungsmaterial versorgt bleiben wird.

Man muss sich auf diesen Fahrten nach oder von dem Westen womöglich so einrichten, dass man die zwölfstündige Tour über die Alleghanies bei Tage macht. Auf der Vandalialinie ist deshalb die Tour von Pittsburg nach Easton der interessanteste Theil der Reise, wie auf der ebenfalls von mir passirten Linie Baltimore-Cincinnati-St. Louis der Theil von Baltimore nach Cumberland.

Die Alleghanies sind ein Mittelgebirge, dessen meist bewaldete Abhänge und cultivirten Thäler eine hübsche Ansicht gewähren. Wie die Thäler im Gebirge, so sind die Flussthäler in den Ebenen die bewohntesten Theile des Landes.

Im Ohiothale hat die Colonisation, nachdem sie erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Alleghanies überschritten, schnell ihren Weg weiter nach dem Mississippi genommen. Uebrigens ist dieser scheinbar ansehnliche Fluss, dessen Ufer man bei Cincinnati entlang fährt, und den man in seinem oberen Lauf bei Parkersburg auf einer grossartigen Brücke von ungefähr einer englischen Meile Länge überschreitet, im Sommer so wasserarm, dass die Schifffahrt aufhört.

Am 21. Juni 1869 verliess ich Morgens St. Louis und durchkreuzte in einem Tage den Staat Illinois, der 1818, einige Jahre früher als Missouri, unter der Präsidentschaft des Mr. James Monroe als Staat in die Union aufgenommen wurde, desselben Präsidenten, welcher 1823 nach Anerkennung der südamerikanischen Republiken die sogenannte Monroe-Doktrin veröffentlichte, in welcher er erklärte, „dass die amerikanischen Continente hinfort nicht für den Zweck einer Colonisation von irgend einer europäischen Macht benutzt werden dürften".

Illinois ist ein fruchtbarer Staat, welchem sich die deutsche Einwanderung gleichfalls zugewandt hat. Regierungsland ist hier nicht mehr vorhanden, doch haben die Eisenbahnen noch viele Ländereien im Besitze, die sie aber eben-

falls bereits wie die übrigen Privaten zu erhöhten Preisen veräussern.

Vormittags passirten wir die Hauptstadt Springfield, wo der 1865 ermordete Präsident Abraham Lincoln früher als Rechtsanwalt thätig war und auch begraben ist, übrigens ein hübscher gefälliger Ort, dessen Häuser von Gärten umgeben sind, während die ganze Stadt von einem alten Laubwalde umschlossen wird.

Abends traf ich in Chicago ein, das in neuerer Zeit häufiger von sich reden macht, und namentlich durch den Brand von 1871 sehr bekannt geworden ist. Als ich meine geographischen Studien 1850 beendete, hatte ich von dieser Stadt, die damals erst ca. 24,000 Einwohner zählte, nichts erfahren und hörte den Namen Chicago zum ersten Male in San Francisco erwähnen.

An der südwestlichen Spitze des Michigan-Sees auf einem Terrain angelegt, welches die Union von den Sack- und Fox-Indianern gekauft hatte, zählte der Ort 1829 erst 30 Ansiedler. Nach 1832 begann in unmittelbarer Nähe der Stadt der sogenannte Black Hawk-Krieg mit den Sack und Foxes, welche das ihnen 25 Jahre zuvor abgekaufte Land nicht räumen wollten und unter ihrem tapfern Häuptling gegen verschiedene Truppen-Detachements längeren Widerstand leisteten, bis sie schliesslich über den Mississippi zurückgedrängt wurden. Jetzt haben sie eine Reservation in Kansas erhalten.

Chicago's Wachsthum ist noch rapider als das von St. Louis; es stieg in den 10 Jahren bis 1839 auf 4,200, bis 1849 auf 23,047, bis 1859 auf 90,000 und 1870 auf 298,977. Freilich hatte es in dem Jahrzehnt nach 1859 den Vortheil, dass die Rivalin St. Louis während des Krieges mit den Südstaaten in beständiger unmittelbarer Kriegsgefahr schwebte, so dass sich der ganze Handel des Westens auf Chicago allein basiren musste; doch wird es auch jetzt, wo St. Louis seine alte Stelle wieder eingenommen, in stetem Wachsen bleiben.

Es ist der Haupthafen des Superior-, Michigan-, Hudson-, Erie- und Ontario-Sees, die durch Abflüsse verbunden und

zusammen grösser als das adriatische Meer sind. Durch sie steht Chicago in Wasserverbindung mit dem Lorenzostrom in Canada sowie durch den in den Erie-See mündenden Erie-Canal mit dem Hudson und New-York. Ungefähr ein Dutzend Eisenbahnen treffen strahlenförmig in Chicago zusammen.

Wie St. Louis für die südliche Pacificbahn, ist Chicago für eine nördliche Pacificbahn interessirt, welche ungefähr zwischen dem 46. und 47. Breitengrade die Territorien Dakota und Montana durchschneiden und an der Pacific-Küste des Territoriums Washington endigen soll. Sie ist bereits im Bau begriffen, wird aber noch mehr vom Schnee belästigt werden, als die Central-Pacificbahn. Im Herbst 1872 wurden die Arbeiter in Dakota oder Minnesota so früh von Schneestürmen überrascht, dass sie nur mit grossen Mühseligkeiten und Entbehrungen kämpfend nach langen Märschen die nächsten Ansiedelungen erreichten.

Chicago wird mit Recht die Tochter New-York's genannt. Als ein Product des spekulativen, rastlos arbeitsamen, oft raffinirten östlichen Yankees verbindet es mit seinem grossartigen Export von Naturalien und Import von Manufacturen bereits selbst eine vielseitige Industrie. Hauptsächlich mit New-Yorker Credit gegründet, werden auf diesem Stapelplatze des bis jetzt cultivirten Nordens die Geschäfte mit schwindelhafter Kühnheit betrieben. Grosse Vermögen sind in kurzer Zeit in völlig rechtlicher Weise entstanden; viele davon sind allerdings wieder verloren und manch leichtsinniger Yankee ist bereits mehrmals reich und arm gewesen. Kein Wunder daher, dass bei der grossen Geldkrisis 1873 so viele Banken hier die Zahlungen einstellten, viele Häuser Bankerott machten und viele Fabriken ihren Betrieb einstellen mussten, während in dem solideren St. Louis diese Erscheinungen nicht zu Tage traten.

Hand in Hand mit dem mehr oder weniger soliden Unternehmungstrieb bewegt sich auch die Arbeiterfrage in den grösseren Städten; die schnell anwachsenden Städte ziehen grosse Arbeitercolonnen an; wo nun die Unternehmungen in

Schwindel ausarten, tritt bei dem Rückschlage, den eine Geldkrisis verursacht, die Entlassung zahlreicher Arbeiter ein, während solide Unternehmungen die Arbeit fortführen können. In Chicago und anderen Orten wurden deshalb 1873 plötzlich viele Tausend Arbeiter brodlos, während St. Louis, Philadelphia und alle solideren Orte die Krisis glücklich überstanden und einen Arbeitsmangel nicht empfanden. Wo die Arbeit stockte und viele Tausende von Arbeitern plötzlich ihren hohen Lohn von mehreren Dollars täglich einbüssten, machten dieselben natürlich von dem Vereinsrecht Gebrauch, um in imposanter Masse Beschäftigung vom Staate zu verlangen, welcher durch das Laissez faire der Gründungen solche Missstände zugelassen hatte.

Die Socialdemokratie benutzte die Gelegenheit, um die Massen für communistische Zwecke in Bewegung zu bringen; doch waren die Erfolge selbst in Chicago schwach, wo die Bewegung den drohendsten Charakter innerhalb der Union angenommen hatte. Die Aufregung unter den Arbeitermassen war gross; in langen Processionen bewegten sie sich nach dem City Council, um dort durch die Stimmführer ihre Forderungen anzubringen. Natürlich mussten die Väter der Stadt schon auf Grund der Armengesetze für Nahrung sorgen und fanden auch bald Arbeit, denn in dem jungen Lande ist noch für Jahrhunderte hinreichende Arbeit vorhanden, die sich schnell bezahlt macht.

Es können wohl plötzliche Arbeitsstockungen eintreten, aber wenn die Betriebscapitalien von grösseren Gemeinschaften flüssig gemacht sind, kann auch eine productive Verwendung der Arbeitskraft eintreten. Natürlich liegt dies in Amerika dem Staate ob, da er die Gründungen fast gar nicht controllirt.

Ob nicht durch die letzten Vorgänge einige Staaten eine schärfere Controlle des Actienwesens eintreten lassen werden, bleibt abzuwarten. Die Aufregung verfloss diesmal trotz aufreizender Pamphlete und communistischer Programme ohne erhebliche Unordnung. Die Socialdemokratie scheint keinen fruchtbaren Boden in Amerika zu finden trotz der demokra-

tischen Gesetze, weil wirklich lohnende Arbeit noch zu viel vorhanden und ausserdem die Zahl der Besitzenden selbst unter den Arbeitern zu gross ist. Da die Arbeiterverhältnisse mit der Auswanderungsfrage in naher Beziehung stehen, will ich hier gleich mittheilen, wie sie mir erschienen sind.

Ich sagte, „unter den Arbeitern sind viele Besitzende"; dies ist vornehmlich bei den eingewanderten deutschen Arbeitern der Fall, sei es, dass ihnen die Löhne von 2—3 Dollars pro Tag, bei geschickten noch mehr, hoch vorkommen, sei es, dass ihnen in der Fremde die Zukunft unsicherer zu sein scheint als in der Heimath. Eine Thatsache ist es, dass die meisten deutschen Arbeiter in Nord-Amerika sich einen Nothpfennig zurückzulegen bemühen.

Im Gegensatz zur alten Heimath, wo trotz gesteigerter Löhne meist Alles ebenso schnell verthan wie erworben wird, sieht man den deutschen Arbeiter in Amerika, wenn er verheirathet ist, erst nach einem eignen Häuschen, womöglich mit einem Gärtchen in der Vorstadt streben; darnach, wenn wieder Geld erübrigt ist, die Lebensversicherung benutzen, und häufig gelingt es ihm auch, wenn er Land und Leute kennen gelernt, mit einiger Intelligenz selbst etwas zu unternehmen.

Der geschickte Handwerker, der fleissige Arbeiter können in Deutschland ebenfalls ihre Selbstständigkeit gründen; sie thun es aber selten, weil sie an „Erworben — Verthan" gewöhnt sind; die hohen Löhne locken sie nach Amerika, trotzdem sie neuerdings in Deutschland entschieden so gut bezahlt sind wie drüben, wo alle Manufacturen, und somit viele Lebensverhältnisse unverhältnissmässig theurer sind. Vor einigen Jahren war das allerdings noch anders; die deutschen Manufacturen mussten damals bedeutend billiger sein, da die deutsche Flagge auf dem Meere noch kein Ansehen genoss und der deutsche Handel meist durch englische Kaufmannshäuser ging, also eine Zwischenhand mehr ihren Vortheil daran hatte. Erst seit die deutschen Waaren von deutschen Häusern direct in die Welt verschickt werden, also nicht

mehr den englischen Tribut bezahlen, kann ihre Fabrikation auch theurer bezahlt werden.

Hohe Arbeitslöhne sind ein Glück für das Land, so lange der ländliche Besitzer, welcher Arbeiter bedarf, in deren Befriedigung mit dem Industriellen concurriren kann. Der Preis der ländlichen Produkte ist vom Weltmarkte abhängig. Der ländliche Besitzer vermag bei der vermehrten Arbeit in unserm rauhen Klima und bei dem zum grössten Theil ärmeren Boden im Vergleich zu andern Ländern exorbitante Löhne nicht zu bezahlen, denn die jährlich vermehrte Produktion überseeischer Länder stellt eine erhebliche Preissteigerung ländlicher Erzeugnisse nicht in Aussicht.

Die Mehrzahl der nordamerikanischen Arbeiter sind, abgesehen von den bereits erwähnten Chinesen und den Negern auf die ich noch später komme, Irländer. Diese Einwanderung ist nächst der deutschen die zahlreichste. Wenn Irland auch Einwanderer aus allen Ständen liefert, so langt doch die grosse Masse völlig mittellos in Amerika an und versorgt deshalb vorzugsweise die zahlreichen Fabriken mit Arbeitern. Der Irländer ist ein gesuchter fleissiger und kräftiger Arbeiter, ein strenger Katholik; er liebt aber den Whisky, und die meisten geben schnell wieder alles aus, was sie verdienen, im Gegensatz zu den biertrinkenden Deutschen, die in der Union den Ruf der Sparsamkeit und Genauigkeit erlangt haben.

Wenn bei der Arbeitsstockung nach der Geldkrisis von 1873 auch viele Deutsche brodlos wurden, so waren dies nicht Colonisten, sondern Arbeiter. Ausser dem Arbeiterzuwachs aus Deutschland in den letzten Jahren wurden auf der Reise nach dem Westen allerdings auch häufig Colonisten-Familien durch den hohen Lohn in den Städten angelockt und vertauschten das mühevolle Leben eines Eigenthum erwerbenden Colonisten mit dem bequemeren eines Fabrikarbeiters. Von diesen sind nach der Krisis von 1873 auch Viele wieder heimgekehrt, doch von wirklichen Colonisten werden nicht viele unter den Heimgekehrten sein.

Die Auswanderung eines Theiles unserer Bevölkerung

nimmt ungestört ihren Fortgang. Die Dampfer, welche 1874 brodlos gewordene amerikanische Arbeiter in Massen nach Europa zurückführten, transportirten nach wie vor bemittelte ländliche Familien in grosser Menge nach der anderen Küste. So beklagenswerth es übrigens ist, die ländliche Bevölrung in manchen Gegenden Deutschlands abnehmen zu sehen, so wenig ist eine zu grosse Auswanderung des Arbeiterstandes zu befürchten. Noch nimmt die Bevölkerung Deutschlands alljährlich zu und zwar geschieht die Vermehrung schneller als bei den übrigen Culturvölkern; die Auswanderung der Handwerker und Arbeiter wird daher noch nicht sehr empfunden; dass sie einmal bedenklich werden sollte, steht nicht zu befürchten, denn für das Wohl der Arbeiter denkt und thut man seit Jahren nirgends mehr, als in Deutschland. In Philadelphia komme ich noch einmal auf einige Verbesserungen zurück, die man für ihre materielle Lage vielleicht anbahnen könnte.

Doch ich bin jetzt in Chicago, diesem Stapelplatz des Nordens, der in wenigen Decennien wohl eine Million Einwohner zählen wird. Früher litt es in Folge des sumpfigen Untergrundes beständig an Epidemien; als die Stadt reicher wurde, schraubte man die Häuser vieler Strassen 5 bis 15 Fuss, mitunter auch noch mehr in die Höhe und rollte sie zur Verbreiterung der Strassen eine Strecke zurück. Dies geschah mit Häusern von 3 bis 5 Stockwerken, ohne dass die Bewohner sie verliessen. Ich wohnte solcher Manipulation bei, die allerdings sehr langsam ging. Seitdem ist Chicago zum grossen Theil niedergebrannt und nach der mir gewordenen Beschreibung wie ein Phönix aus der Asche wieder erstanden.

Trotzdem die Prachtbauten hauptsächlich aus Granit und Eisen aufgeführt waren, hat doch ein neuer Brand gleichwie in Boston gerade diese angeblich gegen Feuersgefahr sicheren Stadttheile abermals ergriffen. Es ist die Erfahrung gemacht, dass die Gluth bei grossen Bränden auf gewisse Entfernungen die hohlen Eisenpfeiler zeitig schmelzen liess und der heisse Granit bröckelte oder brach, wenn Wasser darauf gespritzt

wurde. Da das langsam verkohlende oder brennende feste Holz länger Widerstand leistete als das hohle Eisen, so mischt man jetzt bei grossen Bauten Holz und Eisenpfeiler, um wenigstens noch Zeit zur Rettung zu gewinnen, zieht auch die gebrannten Mauersteine dem Granit und Sandstein vor. Die der Verbreitung des Feuers wenig Widerstand leistenden Mansardendächer sind seit diesen Bränden in grossen Städten wie Boston neuerdings verboten.

Chicago's Sehenswürdigkeiten nimmt der Fremde an einem Tage in Augenschein. Nachdem man in den Haupt-Geschäftsstrassen das Getreibe der Wagen und Fussgänger gesehen, mit welchem in Europa nur das der City in London zu vergleichen ist, verdienen noch die Werke des amerikanischen Civil-Ingenieurs eine Besichtigung. Chicago's Wasserwerke entnahmen das Trinkwasser den Ufern des Michigan-Sees. Weil dies Wasser aber die Einwohner nicht befriedigte, baute man einen mehrere englische Meilen langen Tunnel in den See, der in einem Thurm mit Oeffnung endigte, so dass die colossalen Pumpmaschinen das Reservoir nun mit dem schönsten Wasser speisen.

20 eiserne Drehbrücken führen über den Chicagofluss, die trotz der Länge von 150′ nur von 1 bis 2 Mann gedreht werden. Unter dem Fluss, der hier von Seeschiffen befahren werden kann, verbinden zwei bequeme Tunnel, von denen jeder für zwei Wagenreihen passirbar ist, die Ufer. Man vergisst in dem grossstädtischen Getreibe völlig, dass man in einer neuen Welt ist; erst wenn man den Schönheitssinn geschärft und ihm vergebens einen Genuss zu bereiten versucht hat, wenn man Abends eine mangelhafte Vorstellung in einem mittelmässigen Theater oder auch nur einen Theil derselben überstanden, wird man auf die Jugend der dortigen Cultur aufmerksam und drängt wieder nach der Natur, die in Amerika höhere Genüsse gewährt als die volkreichen Städte.

Sechzehntes Capitel.

Ueber London und Paris nach dem Niagara-Fall.

Nach kurzem Aufenthalt verliess ich Chicago. Der liebenswürdige Konsul Herr C. hatte mir aus dem Eisenbahnnetz, in welchem sich ein Fremder schwer zurecht findet, wenn er nicht widerwärtige Aufenthalte an elenden Kreuzungsstationen liebt, die interessanteste Route nach dem Niagara-Fall durch Michigan und einen Theil von Canada entworfen.

Die Bahn führte anfangs hart am Ufer des Michigan-Sees entlang, dem nahe der Stadt durch Abdämmen kostbares Land abgewonnen wird. Bald trat sie in die weiten Waldflächen, die nur in der Nähe der Eisenbahn von Farmen älterer und jüngerer Colonisten unterbrochen werden. Diese weiten einförmigen Waldflächen, welche nicht einmal den Anblick des Urwaldes gewähren, da derselbe wahrscheinlich durch Feuer in den letzten Jahrhunderten überall eingeäschert ist, begleiten meist die Bahnen in den nördlichen Staaten. Nach ungestörter Nachtruhe im bequemen Bett fuhr ich mit dem ganzen Zug früh Morgens auf einer Dampffähre in ca. $^1/_4$ Stunde über den ca. 2 englische Meilen breiten Abfluss des Huronen- zum Erie-See.

Wir waren nun in Canada und nahmen in London das Frühstück ein. Im Laufe des Vormittags berührten wir auch Paris. Gleichwie das Land tragen auch diese aufblühenden

canadischen Städte ganz das Gepräge der U. S., sind aber sehr zufrieden, keinen Antheil an der hohen Schuldenlast des benachbarten, grossen Reiches zu besitzen. Nachmittags gelangten wir an die Westecke des Ontario-Sees, wo sich kurz vor dem Verlassen des canadischen Gebiets bei Hamilton eine malerische Gegend aufschliesst. Der über den Horizont hinausreichende See liegt hart am Fuss des hohen Eisenbahndammes, von dem vor einigen Jahren ein ganzer Eisenbahnzug in den See hinabrollte und mehrere Hundert Menschen den Tod finden liess.

Nicht weit von diesem Unglücksplatz passirten wir den Niagara-Fluss auf einer 1000 Fuss langen Hängebrücke, deren Ketten der langsam fahrende Zug in merkliche Schwankungen versetzte. Auf der Vereinigten Staatenseite des Flusses stieg ich in Station Suspensionsbridge (d. h. Hängebrücke) aus und erhielt bald einen Miethswagen, der mich in einer halben Stunde nach dem Niagara-Fall und Ort gleichen Namens brachte. Der grossartige Ruf dieses grössten Wasserfalls der Erde ist wohlbegründet. Man muss ihn sehen, nicht beschreiben, um nicht den Eindruck der hinabstürzenden Wassermassen dem zukünftigen Besucher durch überspannte Erwartungen zu mindern!

Es scheint, als ob in den Vereinigten Staaten alles Sehenswerthe grossartig sein muss. Die Natur steht hier wenigstens mit dem Unternehmungsgeiste der Bewohner in Harmonie. Wie viel schöner muss der Fall aber in der früheren Wildniss gewesen sein, bevor die vielen Villen ihn einrahmten, welche von wohlhabenden Amerikanern zum Sommer-Aufenthalt hier angelegt sind. Zum Glück hat man einige Streifen Holz stehen lassen, die dem Fall noch einigen Schmuck belassen; doch bleibt es zu beklagen, das solchen Naturschönheiten von der Civilisation ein neues Gewand angelegt wird.

Viele grosse Hôtels mit allem Comfort füllen den Ort Niagara, der in seinem Aeussern an unsere Badeorte erinnert. Einige hundert Schritte unterhalb des Falls führt über das 1200 Schritte breite Flussthal von Abhang zu Ab-

hang eine schmale hölzerne Hängebrücke. 250 Fuss schwebt sie über dem von steilen, felsigen Ufern eingeschlossenen Fluss und sieht von Weitem wie ein Bindfaden aus.

Während man sie nur im Schritt passiren darf, geniesst man von ihr den schönsten Blick auf den Fall, der in Folge einer ziemlich in der Mitte des obern Flusses liegenden Insel eine Unterbrechung erleidet und eigentlich aus zwei neben einander liegenden Fällen besteht. Auf der andern Flussseite ist ein Fusssteig in die felsigen Uferhänge gehauen, auf dem man unter den Fall gelangen kann, d. h. zwischen Wassermassen und Felsen. Ich erhielt dazu einen geölten Anzug und einen Neger als Führer. Die Wasserkraft des Falles soll so gross sein, dass sie unten einen Menschen todtschlagen kann. Bei dem Donner, den der Wiederhall des Wassers an den Felsenwänden gleich Kanonensalven verursacht, fühlte ich keine Lust, die Wasserkraft des Falles zu erproben.

Nach Zurückgabe des Anzuges wurde ich von meinem Führer in ein nahe liegendes Gebäude genöthigt, in welchem mir neue Sehenswürdigkeiten verheissen wurden. Mein Schreck war kein geringer, als ich im Flur zwei grosse Sphinxe bemerkte. Schnell machte ich Kehrt, der Besitzer schien darüber ungehalten, indem er mir nachrief, es sei das beste egyptische Museum in Amerika. Ein egyptisches Museum am Niagara! — Doch nur um den Naturgenuss zu verderben! —

Ich begab mich auf die Wanderung nach verschiedenen Belvederen, die an allen möglichen Punkten errichtet sind und einfach für Geld ohne gute Worte die verschiedensten Blicke auf den Fall gewähren. Sehr heimathlich erschienen mir die Schnitzereien und Andenken, welche am Niagara wie in unsern rheinischen und böhmischen Bädern feilgeboten werden. Da Amerika in dieser Industrie nichts Bemerkenswerthes bietet, so konnte ich mich überall nur auf Mitnahme gelungener Photographien beschränken.

Am folgenden Morgen fuhr ich auf der New-Yorker Bahn nach Saratoga, dem vornehmsten Inlandsbade der Vereinigten Staaten. Sanft entschlummert hätte ich verfehlt, in

Shenectady auszusteigen und den Zug einer Zweigbahn zu benutzen, welcher mich in 2 bis 3 Stunden nach Saratoga brachte, wenn mich nicht ein anderer Passagier, der meine Absicht kannte, geweckt hätte. Keine Station wird in Amerika vom Conducteur angesagt; oft ist sie nicht einmal an irgend einer sichtbaren Stelle angeschrieben, Jedermann muss sich selbst zurecht finden und wird erst einen Irrthum gewahr, wenn die Schaffner während der Fahrt die Billets revidiren. Ohne Reisehandbuch, um welches ich mich damals vergebens bemühte, überliess ich mich in Saratoga meinem Kutscher, der mich im Union-Hôtel absetzte, einem Gasthofe mit 700 Logirzimmern und entsprechendem Essaal von 80 Tischen zu 6 bis 10 Personen, 8 Sälen als sogenannten Parlours und durchweg schwarzer Bedienung. Gegenüber war ein noch grösserer Gasthof, das Congress house mit 1200 Logirzimmern und weisser Bedienung. Die Parlours nahmen das ganze Parterre-Geschoss ein, in welchem einige Hundert Wiegestühle in 2 Reihen standen, auf denen ebenso viele Gentlemen und Ladies sich Bewegung machten. Nicht die Schwefelquellen allein ziehen die vielen Gäste herbei, sondern auch die verschiedenen Zerstreuungen, welche jeder Sammelpunkt der höheren Gesellschaftsklassen im Sommer bietet und von denen die achttägigen Rennen im August die bemerkenswerthesten sind.

Die aussergewöhnlich hohen Renn-Preise ziehen dann die bedeutendsten Pferde der verschiedenen Staaten heran, welche hier ihre Kämpfe ausfechten. Einen Tag hielt ich in diesem Baden-Baden aus, das auch vom schönen Geschlecht zu einem Wettkampf in eleganten Toiletten benutzt zu sein schien.

Mangel an Bekanntschaft trieb mich schnell weiter nach Albany am Hudson-Fluss, der Hauptstadt des Staates New-York, woselbst ich das Dampfschiff bestieg, um auf dem Wege nach New-York der Militär-Akademie von West-Point einen Besuch abzustatten. Der Hudson ist der Rhein der Vereinigten Staaten; die Amerikaner halten ihn natürlich meist für schöner als den Rhein. Am linken Ufer entlang führt

auch eine Eisenbahn, deren Bau ähnliche Schwierigkeiten, wie unsere rheinischen zu überwinden hatte, doch ist das Dampfschiff vorzuziehen. Die Ufer stossen mitunter nahe an einander, dann erweitert sich das Bett schnell wieder, ähnlich wie das der Havel bei den Potsdamer Seen. Schöne Laubwaldungen, Felder, Hügel und Berge, mitunter felsige Ufer bieten eine angenehme Abwechselung und werden von den Villen belebt, die theils vereinzelt, theils in Ortschaften zusammen liegend mit ihren Gärten wohlhabenden New-Yorkern zum Sommer-Aufenthalt dienen. Der Rhein mit seinen Weinbergen, alten Städten und Ruinen ist jedoch romantischer und besitzt einen so verschiedenen Charakter, dass man ihn mit dem Hudson kaum vergleichen kann. Beide Ströme sind in ihrer Art schön; doch der Totaleindruck, nicht der Patriotismus, muss dem Vater Rhein das Vorrecht lassen.

An einer der schönsten Windungen liegt auf einem steilen hohen Bergkamm West-Point, die bekannte Militär-Akademie, aus welcher die meisten Grössen des letzten Bürger-Krieges hervorgegangen sind. Bei meiner Ankunft war der Nachmittag bereits zu weit vorgerückt, um die Anstalt noch zu besichtigen.

In dem benachbarten nach amerikanischem grossem Styl eingerichteten Cozzens-Hôtel nahm ich Quartier. Es liegt ganz reizend auf einer Anhöhe in der Mitte einer Biegung des Hudson, umgeben von einem hübschen Park. Verschiedene New-Yorker Familien hatten hier ihren Sommer-Aufenthalt genommen.

Die Ladies benutzten diesen Sonnabend Abend zu einem Ball mit den im Alter unserer Fähnriche stehenden Kadetten, deren geschmackvolle Uniform grosse Anziehungskraft auf die jungen Republikanerinnen auszuüben schien. Wie gewöhnlich in diesem Lande drehten sich die vielen Paare nicht auf glattem Parket, sondern auf einem grossen Salonteppich herum und benahmen sich die jungen Gentlemen ganz kavaliermässig.

Am andern Morgen wurde ich behufs Besichtigung der

Akademie an einen Major Pointer gewiesen. Da dieser Tag jedoch der streng gefeierte Sonntag war, bat er mich am andern Morgen wieder zu kommen. Ich war nicht sehr verdrossen, noch einen Tag länger die ansprechende Natur geniessen zu müssen und fand sowohl im Beobachten der amerikanischen Familien als in der Lectüre der mir vom Major Pointer überreichten Regulative des Instituts hinreichende Unterhaltung. Von der Armee und Flotte sieht man in Amerika so wenig, dass man fast glauben könnte, sie wären nicht vorhanden. In der That sind auch beide so zersprengt, dass man eigentlich nur in der Naval school, d. h. Seekadettenschule zu Anapolis und der Militär-Akademie zu West-Point an ihre Existenz erinnert wird. Bei einem Spaziergange nahm ich heute das Aeussere der Anstalt in Augenschein. Sie nimmt ein kleines Plateau ein, welches parkartig gehalten, auf einem nach dem Hudson zu ausspringenden Winkel liegt, ungefähr 100 Fuss diesen überragend mit steilen Abhängen zum Fluss. Jedes Gebäude macht einen angenehmen soliden Eindruck. Die Kapelle, Bibliothek, Essanstalt, Wohnräume, Lehrsäle, für Alles getrennte Gebäude mit vielem architektonischen Aufwand. Jeder Officier, jeder Professor hat sein hübsches Haus mit Garten. Ein Stall mit 150 Pferden nebst Reitbahn machte mir bald klar, dass die Republik diese Anstalt mit Luxus ausgestattet hat.

Am folgenden Tage machte ich dem General Picher, dem Superintendenten der Akademie meinen Besuch. Er empfing mich höchst liebenswürdig in seiner Office und commandirte einen recht intelligenten Officier, Major Poland, mir das Institut in allen Theilen zu zeigen und jeden gewünschten Aufschluss zu geben. Ungefähr 280 Kadetten können aufgenommen werden, eine für die kleine, ca. 30,000 Mann zählende Armee sehr hohe Zahl. 40 bis 50 gehen jährlich zu der Armee mit der Verpflichtung, mindestens 8 Jahre zu dienen.

Erst mit dem 17. bis 22. Jahre treten die Kadetten in die Anstalt ein und bringen nicht einmal die Kenntnisse der Quarta unseres Kadettencorps mit. Französisch und Lateinisch

brauchen sie gar nicht zu wissen, in der Geographie nur eine oberflächliche Erdkunde, in der Geschichte nur die keine Kopfschmerzen verursachende vaterländische, im Rechnen das, was man in unserer Quarta verlangt, und endlich die Elemente der englischen Grammatik. Eine Bedingung ist das Minimalmaass von 5 Fuss Grösse. Sie haben alsdann einen vierjährigen Kursus in 4 Klassen durchzumachen, der sich bei den langsamer lernenden Schülern entsprechend verlängert. Ihr Hauptstudium ist Mathematik und Militär-Wissenschaften, die sie so weit treiben wie die Selecta unsers Kadettencorps, sie erlernen Französisch und Spanisch — merkwürdiger Weise damals noch kein Deutsch — hören Vorlesungen über Ethik und Recht, Natur und Experimental-Physik, Philosophie, Mineralogie, Geologie und Chemie.

Um sie auch in den Stand zu setzen, sich im bürgerlichen Leben später selbst fortzuhelfen, werden sie gleichzeitig in den Civil-Ingenieur-Wissenschaften unterrichtet, eine recht empfehlenswerthe Einrichtung. Wer bei uns nicht klassisch soweit durchgebildet wird, dass er das Abiturienten-Examen besteht, könnte die kostbare Zeit zum Theil auf andere Wissenschaften verwenden als darauf, es nur zu einem Stümper in den todten Sprachen zu bringen! Ich fand die Kadetten in einem Zeltlager kampiren, welches sie von Mitte Juni bis Ende August jeden Jahres zu einem ausschliesslich praktischen Kursus beziehen.

Während der Studienzeit bewohnen sie zu zweien eine höchst comfortable Stube; ihre kurze Mussezeit wird dann zu praktischen Uebungen verwandt, so dass sie da fast gar keine Zeit für sich behalten. Keine Zerstreuung ist ihnen dann gestattet, nicht einmal Schachspiel. Nur eine Zeitung hält sich Jeder, denn ohne „Paper" zu leben, kann man keinem Amerikaner zumuthen. Sie erhalten also ungefähr die militärische Bildung unserer Officiere, die für alle in Amerika vorkommenden militärischen Ereignisse genügt, da kein Bedürfniss nach höherer Ausbildung wie auf unserer Kriegsakademie besteht.

Jeder Staat hat das Recht 2 Kadetten nach West-Point

zu schicken. Seit der völligen Emancipation der Neger ist es der republikanischen Partei einige Male gelungen, schwarze Kadetten der Anstalt zuzuschicken; doch gelingt es den jungen Negern nicht, sich lange in der Anstalt zu halten, da eine Vorschrift sagt: „Wer sich nicht so benimmt, wie es sich für einen Officier und Gentleman schickt, wird aus dem Dienst entlassen."

Die Gesetze der Anstalt sind überhaupt äusserst streng und werden streng gehandhabt, was für Schüler in solchem Alter wohl auch nöthig ist. Junge Leute von schlechter Erziehung machen sich bald unmöglich, so dass der Armee aus West-Point ein Zuwachs von bewährten Gentlemen zugeführt wird.

Der Präsident verfügt ebenfalls über zehn Stellen und besetzt sie meist mit Söhnen gebliebener und verwundeter Officiere.

Major Poland zeigte mir alle Räume. Die Hörsäle waren elegant eingerichtet, ebenso die Bibliothek in einem schönen zwei Stockwerke einnehmenden Saale, mit Beleuchtung von oben durch ein Glasdach und geziert mit ungefähr zehn Oelgemälden der bedeutendsten Generale. In einem andern Gebäude war eine ausgezeichnete Mineraliensammlung aufgestellt, namentlich aller in den Vereinigten Staaten vorkommenden Mineralien und interessanter Versteinerungen. Ein vortreffliches Maler-Atelier mit daran stossender kleiner Bilder-Gallerie der gelungensten von den Kadetten gemalten Gemälde. Ein Modell-Cabinet für Civil-Ingenieur-Wissenschaft, eine Fortifications-Modellkammer. Ueberhaupt scheint hier Alles gesammelt zu sein, was mit der U. S.-Armee in irgend welcher Verbindung steht. Am reichsten ist daher das Waffen-Museum ausgestattet. Ausser den bekannten alten Gewehrmodellen enthielt es eine reiche Sammlung neuerer Hinterlader und Repetirgewehre verschiedenster Construction. Major Poland erklärte mir die im letzten Kriege hauptsächlich zur Verwendung gekommenen Systeme, von denen sich der Remington-Hinterlader am meisten bewährt hätte, so dass er zur Einführung bei der Armee kommen

würde. Der Erfindungstrieb der amerikanischen Civil-Ingenieure und Mechaniker hatte sich während des letzten Krieges auf neue Menschenvertilgungs-Maschinen geworfen. Das Museum enthielt eine grosse Anzahl solcher Höllenmaschinen, von denen mir die sogenannte Kaffeemühle am besten gefiel. Sie bestand aus einem zerlegbaren Hinterladungsgewehr von der Grösse einer Wallbüchse, die auf einer leichten Lafette ruht und von zwei Männern bedient wird. Der eine Mann ladet beständig mit Patronen und ergänzt die sich erhitzenden Gewehrtheile durch Einschiebung von Reservetheilen; der andere zielt und dreht hinten ein vertikales Rad wie eine Kaffeemühle, in Folge dessen das Gewehr beständig feuert. Diese leicht transportabeln Maschinen leisten gegen Indianer vortreffliche Dienste, indem sie dann die Geschütze ersetzen.

An geeigneten Orten innerhalb der Anstalt waren ungefähr hundert Geschütze placirt, ebenfalls von verschiedensten Modellen.

Es blieb uns schliesslich nur noch übrig, die Kadetten selbst in ihrem Lager zu besuchen. Dem Oberst, der den innern Dienst leitete, wurde ich in seinem Zelte vorgestellt, das vor der Front des Kadettenlagers aufgeschlagen war und durch Einfachheit glänzte: Das ganze Lager war so sauber gehalten, wie es eben nur in Verbindung mit den sonstigen Wohnlichkeiten möglich ist, wovon die feine Wäsche und weissen Handschuhe auch der Wachen und Posten das beste Zeugniss lieferten. Der Oberst liess die Kadetten antreten und in kleineren Abtheilungen vor mir exerziren, was sie recht stramm ausführten. Bei der brennenden Mittagshitze mögen sie über den Besuch innerlich nicht wenig raisonnirt haben. Uebrigens zahlen die Kadetten keine Pension, sondern erhalten noch 40 Thaler monatlich Sold, wofür sie allerdings Manches bestreiten müssen.

Die Kosten der Anstalt belaufen sich auf 400,000 Dollars jährlich, also auf über $^1/_2$ Million Thaler, so dass der Kadett auf die beträchtliche Summe von ungefähr 2000 Thaler jährlich zu stehen kommt, was in ganz geradem Ver-

hältniss zu dem sonstigen Aufwande in dieser theuren Staatsmaschine steht. Betragen doch die Ausgaben für das kleine Heer von nicht 30,000 Mann und die Kosten der Indianer ungefähr soviel, wie das frühere Militär-Budget für den norddeutschen Bund.

Bei einem grössern Kriege kommt dies schwache stehende Heer nur als Friedens-Pflanzschule in Betracht und kann höchstens die Cadres für eine grössere Armee liefern. In einem Invasionskriege schützen, abgesehen von der Vertheidigung der Küsten, zu deren Verstärkung bedeutende Summen verwandt werden, die weiten Länderstrecken in Verbindung mit dem Eisenbahnnetz genügend, um Armeen zur Landesvertheidigung zu organisiren. Im Fall eines Bürgerkrieges kommt das Heer wegen seiner geringen Stärke ebenfalls wenig in Betracht. Es besteht aus

25 Regim. Infanterie
10 „ Cavallerie und
5 „ Artillerie,

von denen ein jedes Regiment 12 Compagnien (von A bis L) besitzt. Ausserdem ist ein Genie-Bataillon zu 5 Compagnien vorhanden, das zu Willets Point in den Hafenfortificationen von New-York garnisonirt.

Angeworben wird das Heer in den Depots, die neuerdings auf drei reducirt sind, eins an der Ostküste, ein anderes in Rock Island am oberen Mississippi und eins in Californien. Hier werden die Rekruten eingekleidet, etwas zu Fuss ausgebildet und bald an die Truppen vertheilt, die meist in kleinen Detachements an der langen Indianergrenze vertheilt stehen und nur zum kleinen Theile in den Küstenforts und den Südstaaten garnisoniren. Bei den Wirren, die im Süden eher zu- als abnehmen, wird sich eine Vermehrung des Heeres als nothwendig herausstellen, wenn nicht die föderalistische, demokratische Partei bald wieder zur Herrschaft gelangt. An der Spitze der Armee steht ein Oberbefehlshaber, welcher ebensowenig verabschiedet werden kann, wie die Richter des U. S. supreme court.

Der Nachfolger des Präsidenten Grant in diesem Posten

ist der General Sherman, welcher neuerdings sein Hauptquartier von Washington nach St. Louis verlegt hat, da er mit dem Sekretär des Krieges beständig in Conflict gerieth, weil von diesem verantwortlichen Minister alle administrativen Armee-Angelegenheiten abhängig sind. Die Personalveränderungen befiehlt der Präsident mit Genehmigung des Senats. Das Heer ist dem Präsidenten unterstellt, so dass dem General en chef im Frieden ein sehr geringer Wirkungskreis verbleibt.

Die Eintheilung des Heeres ist eine territoriale in die vier Militärdivisionen

des Missouri,
des Atlantischen Oceans,
des Stillen Oceans und
des Südens.

Jede Division wird wieder in zwei bis vier Departements eingetheilt. Jeder Departements-Chef kann über die in seinem Departement stehenden Truppen verfügen. Zu besonderen Zwecken, wie einem Indianerkriege werden die nöthigen Truppenzusammenziehungen und Führer besonders befohlen. Zu grösseren Rüstungen werden Waffen und Ausrüstungsstücke in drei Arsenalen vorräthig gehalten, welche mit den drei oben genannten Depôts verbunden sind.

So wenig Aussicht auf Erfolg ein Invasionskrieg in das Gebiet der Vereinigten Staaten für den Angreifer bietet, so wenig bedrohend ist die progressiv zunehmende Stärke der Vereinigten Staaten. Getreu der Monroe-Doctrin werden sie keiner europäischen Macht neue Acquisitionen auf dem amerikanischen Continente gestatten, aber auch ebensowenig sich jemals in die kostspielige Parteinahme an irgend einem Zwist in der alten Welt einlassen. Die Abschaffung der während des letzten Krieges so zahlreichen Flotte bis auf die nöthigsten Schiffe zur Pflanzschule der Marine und zu den Stationen an den Küsten der halbcivilisirten Länder geben den besten Beweis von der Selbstgenügsamkeit der U. S.

West Point verliess ich wieder mit dem Dampfboot, das für den Genuss der Aussicht recht praktisch amerikanisch

eingerichtet war. Die Schiffe sind an der Spitze so breit, dass dort mehrere Reihen Stühle hinter einander mit einer Front von 18 Stühlen aufmarschirt sind, zwei bis drei Decks in dieser Weise über einander.

Nach wenigen Stunden verschwanden die Höhen an den immer mehr bebauten Ufern, zur Linken hatten wir die Mündung des Croton River passirt, aus welchem New-York mittelst einer ca. 50 englische Meilen langen Wasserleitung sein Trinkwasser bezieht; der Fluss wurde von grösseren und kleineren Fahrzeugen zunehmend belebter, er erreichte schliesslich eine englische Meile Breite als New-York in Sicht kam, jene grosse Handelsmetropole, die nur in London eine Rivalin findet und mit den durch Fähren verbundenen Schwesterstädten ungefähr $1^1/_2$ Million Einwohner zählt. Zur Rechten liegt auf erhöhtem Ufer Hoboken mit seinen 20,000 meist deutschen Einwohnern, dahinter Yersey City mit 82,000 Einwohnern, zur Linken New-York mit ca. 940,000 auf einer von Norden nach Süden langgestreckten Halbinsel oder eigentlich Insel, da der kleine Haarlem River im Norden die Halbinsel vom Festlande abschneidet. Auf der östlichen Seite bespült dieses ins Wasser hineinreichende Häusermeer der Long Island Sund, der durch Long Island (lange Insel) vom Meer getrennt ist. Das auf Long Island liegende und 400,000 Einwohner zählende Brooklyn steht wie Hoboken nur durch zahlreiche colossale Dampffähren mit New-York in Verbindung.

Die vielen kleinen New-York umgebenden Inseln sind theils mit Landhäusern und Gärten, theils mit Ortschaften besäet. Sie machen die Einfahrt in den Hafen höchst malerisch, während die vielen Eilande und Ortschaften durch alle möglichen Sorten von Dampffahrzeugen in Verbindung stehen, welche das Wasser beleben. So ansprechend die Lage New-Yorks von den verschiedenen Wasserseiten ist, so wenig gefiel es mir in seinem Innern.

Auf der Südspitze der Insel liegt das Geschäftsviertel mit seinem Hauptnerv in Wall-Street. Aus diesem Viertel zieht sich in der Mitte der langgestreckten Insel als Haupt-

pulsader der Broadway entlang, eine mehrere englische Meilen lange Strasse, die schliesslich am Madison-Platz in fifth (5.) Avenue ihre Fortsetzung findet. Dieser Broadway ist stets mit Hunderten von Omnibussen und Wagen bedeckt; die ganze Handelswelt in und um Wall-Street muss ihn täglich in seiner Länge passiren, da alle wohlhabenden Leute nördlich in den Avenuen und ihren Querstrassen wohnen. In New-York rückt wie in allen anderen amerikanischen Städten das vornehme Viertel nach einer gewissen Richtung immer weiter hinaus. Vor 20 Jahren begann es bei der 5. Avenue und der 10. Strasse, jetzt ist es bereits bei der 50. Strasse und darüber hinaus. Die Querstrassen folgen der Nummer nach nordwärts.

Ich nahm in dem 5. Avenue-Hôtel, damals dem besten, mein Quartier. Jetzt ist auch Gilsey-Hôtel in der 40. Strasse zu empfehlen. Die Eleganz der Esssäle und Parlours, sowie die Verpflegung lassen Nichts zu wünschen übrig. Wer sich aber nicht ein Privat-Parlour in Verbindung mit seinem Schlafzimmer bestellt, erhält ein sehr mässiges Unterkommen, allerdings stets reinlich und mit gutem Bett.

Mein erster Gang war zu dem deutschen General-Consul Dr. Rösing, der mir in überaus freundlicher und liebenswürdiger Weise über Alles Auskunft gab, was ich zu wissen wünschte. Wir berechneten die Zeit meines ferneren Aufenthaltes in diesem Lande und statteten sodann dem Director des Bremer Norddeutschen Lloyd in New-York, Herrn Schwab, einen Besuch ab, um auf dem am 22. Juli abgehenden Dampfer Weser eine Kajüte in der Mitte des Schiffes im Voraus zu belegen, da die Dampfer zu dieser Jahreszeit von den in europäische Bäder und zum Vergnügen reisenden Amerikanern sehr besetzt sind.

So konnte ich endlich einmal zum Schluss meiner langen Fahrten in deutscher Zunge meinen Platz auf einem deutschen Schiffe belegen.

Wenngleich die grossen volkreichen Städte in fremden Ländern mich weniger anziehen als das Land selbst, seine Natur mit ihren Schätzen, und obwohl es mir eine grössere

Freude gewesen wäre, auf kürzestem Wege direct nach Hause zurückzukehren, so beschloss ich doch bei der Aussicht, dies Land nicht wieder zu betreten, den grossen Industriestädten des Ostens sowie Washington und Richmond einen Besuch abzustatten. Da die Sommerhitze bereits sehr drückend war, welche das nicht am Ocean gelegene Washington von allen Staats-Würdenträgern und Gesandten ziemlich entvölkert, so richtete ich nach einigen Tagen zunächst meine Reise nach dem Süden, verweilte dann wieder mehrere Tage in New-York, ging demnächst nach dem Norden bis Boston und beschloss mit einem nochmaligen Aufenthalt in New-York meine amerikanische Reise.

Am Abend des 1. Juli fuhr ich nach der Baltimore-Washington Eisenbahn-Station mit einer der grossen Dampffähren über den Hudson, welche an vielen Stellen zwischen New-York und Hoboken die Verbindung unterhalten und einer der ältesten New-Yorker Familien holländischen Ursprungs Namens „van der Bilt“ gehören. New-York verdankt den Holländern seinen Ursprung, welche mit den Indianern Pelzhandel trieben und 1613 auf der jetzt mit dem Häusermeer bedeckten Manhattan-Insel eine Niederlassung gründeten.

Der schnell aufblühenden Colonie bemächtigten sich die Engländer 1664, welche bald darauf an dieser Küste alle Colonien annectirten, die von Engländern, Franzosen, Holländern, Schweden und Dänen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gegründet waren. Auch bei den Amerikanern wird gesellschaftlich den nachweisbar ältesten Familien ein gewisses aristokratisches Ansehen zu Theil; obgleich in New-York alljährlich grosse Vermögen entstehen, so bleiben doch die alten holländischen Namen wie van der Bilt, Stuyvesant, van Renselaer, van Bethusen und andere mehrere, die ihren Besitz conservirt haben, vom besten Klange.

Im Schlafwagen fuhr ich in einer Nacht nach Washington, wo ich in Villards-Hôtel abstieg, dem dort grössten, aber auch schlechtesten von den bis dahin angetroffenen Gasthäusern. Bekanntlich in dem selbstständigen kleinen District

Columbia gelegen, damit die Interessen der Vereinigten Staaten nicht mit denen eines Einzelstaates zusammen fallen, erfüllt die Lage Washingtons am breiten Potomac die Vorbedingungen für eine grosse Stadt. Bei der Nähe der grossen Handels- und Industriestädte, von denen sich das Zusammenströmen des Capitals nicht wieder abwendet, bleibt Washington die reine Beamtenstadt, trotzdem es schon 110,000 Einwohner zählt. Freilich sind darunter 40,000 Neger, welche gerade während des letzten Präsidiums in grosser Anzahl in die Nähe ihres auserwählten Präsidenten zogen, den sie mit ihrem Zutrauen nnd ihrer Zudringlichkeit als freie Bürger stark belästigten.

Washington mit seinen breiten, öden Strassen, einigen monumentalen Gebäuden, Parks und Statuen, auch einem sehenswerthen landwirthschaftlichen Museum, erinnert an die kleineren deutschen Residenzen, nur fehlen die Soldaten, statt derer man vielen Negern auf den Strassen begegnet. Wenn der Congress tagt, der sich am ersten Montag in jedem December versammelt, mag der Verkehr grösser sein. Am belebtesten soll die Stadt am Beginn jeder neuen Präsidentschaft sein, da sich der Wechsel von circa 300,000 Unions-Beamten dann vollzieht und viele Stellenjäger ihre Gesuche respective Ansprüche auf Grund von Verdiensten um die Wahlbewegung zur Geltung zu bringen suchen.

Verdienste um den Staat kommen bei der Stellenbesetzung weniger in Betracht als Connexionen. Die zu vergebenden Posten beschränken sich abgesehen von den Gesandtschaften, Consulaten und Ministerien in Washington, nur auf solche im Steuer-, Zoll- und Postwesen.

Natürlich kann Niemand die Personalkenntniss zur würdigen Besetzung so vieler Stellen besitzen. Die vornehmlichsten Wahlagitatoren in den verschiedenen Staaten, die Senatoren sowie andere dem Präsidenten und seinen Ministern nahe stehenden Personen besitzen aber so viele Candidaten auf ihren Listen, dass die Posten niemals ausreichen, die Concurrenz vielmehr stets gross bleibt. Dem Senat liegt wohl die Bestätigung der vom Präsidenten vorgeschlagenen Be-

amten ob; doch da der Präsident meist aus der Partei der Majorität dieser Körperschaft hervorgegangen, so finden auch nur selten Ablehnungen statt.

Wie in anderen Staaten häufig auf Verwandtschaft, Landsmannschaft oder Freundschaft begründete Coterien mächtig werden, so beuten auch in der Union sogenannte Rings, wenn sie zur Hebung kommen, ihren Einfluss aus und theilen sich in die einflussreichsten und einträglichsten Posten. Solche Rings einflussreicher Personen bilden sich bei Gelegenheit der schon besprochenen Conventionen sowohl in Städten und Einzelstaaten, um sich in der öffentlichen Meinung gegenseitig zu unterstützen und mit Hülfe des allgemeinen Wahlrechts der Verwaltung zu bemächtigen, als auch aus Personen verschiedener Staaten, um in Washington einen Einfluss zu gewinnen. Natürlich hütet man sich allseitig Personen in Posten zu bringen, denen sie nicht gewachsen sind.

Neben der Stellenbesetzung ist zur Zeit des Congresses das Privat-Interesse durch die Herabsetzung oder Steigerung von Zöllen und Steuern, durch Concessionirungen und Patentirungen angefacht. Washington ist dann der Mittelpunkt aller erlaubten und unerlaubten Unterhandlungen. Die Presse klagt häufig über die Bestechung von Congressmitgliedern durch Privatpersonen, denen aus gewissen Abstimmungen bedeutende Vortheile erwachsen. Die Nähe der grossen Handelsstädte trägt viel zu diesem Getreibe bei und wird als einer der Gründe zur Verlegung der Hauptstadt nach dem Mississippi von den westlichen Staaten geltend gemacht.

Für die Vereinigten Staaten, die keine transatlantischen Interessen und von ihren Nachbaren Nichts zu fürchten haben, kann diese Verlegung von keinem Nachtheil sein. Andern Falls gehörte die Hauptstadt eines grossen Reiches gerade in die Nähe des Meeres und zwar unweit der Mündung eines grossen Stromes. Der ganze Gesichtskreis aller einflussreichen Staatsmänner und Beamten erweitert sich entschieden in einer grossen Seestadt, wo alle Menschen das Wasser nicht als Grenze sondern als Bindemittel und alle

Länder für nahgelegen ansehen, die auf dem Wasser zu erreichen sind. In kommenden Jahrhunderten wird das Meer bestimmt an Bedeutung gewonnen haben.

Der Gesandte des norddeutschen Bundes war auf Urlaub und durch den Legationssekretär v. K., einen alten Bekannten von mir vertreten. Derselbe wünschte, dass meine persönlichen Anschauungen in Paraguay zur Kenntniss des Präsidenten und der einflussreichsten Persönlichkeiten kämen, da man gerade damals in Washington zur Unterstützung des von dem Kaiserreich Brasilien unterdrückten Paraguay oder vielmehr des Diktators Lopez in Folge der vom amerikanischen Gesandten Mac Mahon gesandten Berichte geneigt war. Der auswärtige Minister Fish war verreist, aber wir suchten seine beiden Directoren auf, denen ich ein kurzes Bild der Lopez'schen Wirthschaft geben musste. Sie waren sehr erstaunt über den Widerspruch meiner Angaben mit denen des Herrn Mac Mahon; doch konnte ich ihnen die Erklärung dazu geben, indem Mac Mahon Nichts gesehen hatte, was nicht durch Lopez und Madame Lynch, die sich besonders seiner annahm, vorbereitet war. Nicht einmal war es ihm gelungen, mir meine Briefschaften und Geld zu übermitteln, trotzdem er den Auftrag seiner Regierung hatte, sich für mich zu interessiren, und ich nur einige hundert Schritte von seinem Aufenthalt bewacht wurde. Ich hinterliess daher im Ministerium einen offenen Brief an Herrn Mac Mahon, um ihn nach den Gründen zu befragen, die ihn von der Ausführung seines Auftrages abgehalten hätten, und ob er etwa die von mir selbst wahrgenommenen Grausamkeiten bestreiten könne. Eine Antwort ist mir hierauf aber nie zu Theil geworden. General Mac Mahon begnügte sich, als er bald darauf vom Präsidenten Grant zurück berufen wurde, mir Briefe und Geld durch den norddeutschen Consul in Buenos Ayres zukommen zu lassen; er selbst verschwand im Privatleben.

Nach dem Essen machte ich mit Herrn v. K. einen Spazierritt über den Potomac auf das rechte Ufer nach Arlington Height, einer ehemaligen Besitzung des alten Washing-

ton, dessen männliche Nachkommen ausgestorben sind. Eine Stiefenkelin erbte Arlington Height und heirathete den Obercommandirenden der Conföderations-Armee, General Lee. Der Besitz wurde im letzten Bürgerkriege vom Norden confiscirt und trotz zahlreicher Amnestieen dem Besitzer nicht wieder zurückgegeben, der als Präsident eines unsern Gymnasien ähnlichen Colleg zu Lexington von Freund und Feind hoch geachtet vor wenigen Jahren starb. In dem Park von Arlington Height liegt auf einem Berge ein hübsches Landhaus, von dem man eine herrliche Aussicht auf Washington und das Potomac-Thal geniesst. Ueber 5000 verstorbene Soldaten des letzten Krieges liegen dort reihenweise in gut gehaltenen Gräbern, natürlich viele Deutsche darunter und viele, bei denen auf dem kleinen Kreuzchen steht „unbekannt". Washington ist umgeben von mehreren solchen Leichengärten, da die Kämpfe am Potomac ihrer Zeit viele Opfer verlangten.

Spät Abends kehrten wir über die eine englische Meile lange Potomac-Brücke nach Hause zurück; eine Eisenbahnbrücke führt daneben über den breiten Strom, ist aber so unsicher, dass die Passagiere mit Dampfschiffen übergesetzt werden und die Locomotiven nur mit wenigen Wagen langsam die Brücke passiren.

Am folgenden Vormittag war ich beim Präsidenten General Grant angemeldet, um ihm meinen Dank für die auf Veranlassung unserer Regierung von ihm übernommene Verwendung zu meinen Gunsten in Paraguay bei Lopez abzustatten, wenn dieselbe auch durch den amerikanischen Gesandten in Paraguay weiter nicht zur Ausführung gekommen war. In einem kleinen Parke liegt das bekannte Whitehouse, ein schmuckloses zweistöckiges Wohnhaus des Präsidenten, ohne Militärposten, ohne Portier. Das Vorzimmer war gefüllt mit Weissen und Schwarzen beiderlei Geschlechts; Niemand von einigem Ansehen darunter als ein junger Anverwandter des Präsidenten, der meine Karte entgegennahm. Hier war ich im Vorzimmer eines Mannes, der nur durch glückliche Constellation der Verhältnisse mit wenig hervorstechenden

Eigenschaften unerwartet in die höchste Stellung des Staates gekommen war, ohne sie im früheren Leben ambirt oder sich darauf vorbereitet zu haben.

In West-Point erzogen, diente er seine Zeit in der Armee und nahm nach Beendigung des Krieges mit Mexico als Hauptmann den Abschied. Lange Zeit half er seinem Schwiegervater auf einer Farm bei St. Louis und trat bei Ausbruch der Rebellion in ein Miliz-Regiment des Staates Illinois. Als ehemaliger Schüler von West-Point wurde er bald zum Compagnie-Chef, Regiments-Commandeur und Brigade-Commandeur gewählt. Erst 1863 wurde er durch die Belagerung von Vicksburg am Mississippi in weiteren Kreisen vortheilhaft bekannt, welche Festung er aushungerte und damit die Schifffahrt auf dem Mississippi dem Norden frei legte. 1864 zum Oberbefehlshaber ernannt, hatte er das Glück eine bereits von seinen Vorgängern organisirte, grosse Armee zu einer Zeit zu übernehmen, als der Süden bereits erschöpft war. Er verwandte seinen ganzen Einfluss auf Verstärkung der Armee in ausgedehntestem Maasse und erdrückte sodann den Süden mit den überwältigenden Massen.

Ich glaubte, man würde mit republikanischer Gleichberechtigung nach der Reihe des Kommens vorgelassen werden, und war erfreut, als schon nach Beendigung der gerade statthabenden Audienz mein Name aufgerufen und ich ins Zimmer des Präsidenten genöthigt wurde. Der General, ein Mann von mittlerer Statur mit vollem rothen Bart, kurzem Halse, Augen ohne besonderen Ausdruck, im Uebrigen der bekannten Photographie getreu ähnlich, macht nicht den Eindruck eines bedeutenden Mannes. Er empfing mich in Civil und nahm meinen Dank entgegen. Nachdem wir uns gesetzt, musste ich ihm die Verhältnisse in Paraguay darlegen, und tauschte er darnach einige Gedanken über die Zukunft dieses Landes mit mir aus. Auch theilte er mir mit, dass er gerade einen Bericht von seinem Gesandten Mac Mahon erhalten, in welchem derselbe über den siebentägigen Kampf auf den Lomas (siehe Seite 182 meiner „Reisen in Amerika" etc.) berichtet, und sich über die Wirkung des Artillerie-

feuers ausgelassen hätte. Es überraschte mich dies, da ich bereits am zweiten Gefechtstage, bevor das starke Artilleriefeuer begonnen, General Mac Mahon mit den Kindern der Madame Lynch in einem Wagen den Rückzug hatte antreten sehen. Ich hielt es jedoch für überflüssig, dies dem Präsidenten gegenüber zu erwähnen und zog mich zurück, als derselbe keine Frage mehr an mich richtete.

Obwohl später Lopez ältester Sohn nach New-York und Washington kam und in der Presse wie im Publikum Propaganda für eine Intervention der Vereinigten Staaten in Paraguay machte, auch solchen Beifall fand, dass die Angelegenheit zur Verhandlung im Congress gelangte, so reüssirte er doch nicht, da man dort genügend orientirt war.

General Grant gilt als kein bedeutender Staatsmann, doch füllt er seine Stellung besser aus als mancher weisere Politiker. Er lässt sich nicht beirren, geht vielmehr seinen geraden Weg und hat das entschiedene Verdienst, nach Möglichkeit die Corruption der Staatsbeamten zu verfolgen, die seit dem Kriege in erhöhtem Maasse wuchert.

Zur Zeit meiner Anwesenheit hatten z. B. in New-Orleans Colonialwaaren und in Philadelphia der Whisky solchen niedrigen Marktpreis, dass die Verkäufer erweislich nicht zu ihrem Gelde kommen konnten, wenn die darauf haftenden Steuern bezahlt gewesen wären. Den Präsidenten wird es jedoch in der nächsten Generation noch nicht gelingen dies weit verbreitete und fortwuchernde Uebel auszurotten.

Vom Sitz der obersten Exekutive in White house begab ich mich nach dem der obersten Legislative im Capitol, das stattlichste Gebäude, das ich in den Vereinigten Staaten gesehen; im griechischen Styl gebaut erhebt es sich auf einer kleinen Anhöhe an einem Ende der Stadt, umgeben von einem kleinen Parke. Die beiden entgegengesetzten Flügel werden vom Senat und dem Repräsentantenhause eingenommen. Leider war der Congress nicht mehr versammelt, so dass ich im Innern nur Touristen antraf. Zwischen den beiden Sitzungssälen befinden sich mehrere andere Säle, die Bibliothek und in der Mitte unter der sich über das Dach

hoch erhebenden Kuppel eine Rotunde mit grossen Freskogemälden aus der Geschichte Amerika's.

In einem Saale waren auch mehrere Statuen verschiedener Staatsmänner aufgestellt, von denen Clay und Webster die vornehmste Rolle in der innern Politik bisher gespielt haben, ohne zum Präsidentenstuhl gelangt zu sein.

Auch in dieser Republik werden die bedeutendsten Männer höchst selten zu Präsidenten gewählt, da die Opposition gegen bedeutende Männer beim Kampf politischer Parteien immer grösser ist als gegen unbedeutende. Neben den Denkmälern amerikanischer Staatsmänner befindet sich hier auch die Büste Kosziusko's.

Die Zusammensetzung der in diesen Räumen tagenden Körperschaften giebt das richtige Bild von der zweifachen Beschaffenheit der Union. Zum Senat entsendet jeder Staat zwei Senatoren, ob klein wie Delaware mit ca. 120,000 Einwohnern, oder gross wie der Staat New-York mit circa 4,300,000 Einwohnern. Er repräsentirt also einen Bund mit Gleichberechtigung aller Staaten. Die Senatoren werden auch nicht vom Volke, sondern von den Legislaturen der einzelnen Staaten auf sechs Jahre gewählt.

Das Repräsentantenhaus dagegen ist nach den für einen Einheitsstaat geltenden Grundsätzen zusammen gesetzt. Die zuletzt 1872 fixirte Zahl von 292 Repräsentanten wird nach der Einwohnerzahl auf die verschiedenen Staaten vertheilt, jedoch mit der Maassgabe, dass jeder Staat mindestens einen Repräsentanten entsendet.

Während daher Delaware, Nebraska, Nevada und Oregon zusammen 8 Senatoren und nur 4 Repräsentanten schicken, entsendet der Staat New-York nur 2 Senatoren und 33 Repräsentanten. Letztere werden direct vom Volke auf 2 Jahre gewählt.

Da die Einwanderung nach dem Westen unverhältnissmässig stärker ist als nach dem Osten und die Zahl der Staaten dort ebenfalls wächst, so muss der Westen mit der Zeit sowohl im Senat wie im Repräsentantenhause ein bedeutendes Uebergewicht erlangen, welches auf die Zoll- und

Handelsfrage von grossem Einfluss werden wird. Der Congress besitzt das ausgedehnteste Gesetzgebungs-, Budget- und Aufsichtsrecht über die Verwaltung; nie kann er aufgelöst, vielmehr nur vertagt werden. Der Präsident kann wohl gegen Congressbeschlüsse sein suspensives Veto einlegen, aber mit $^2/_3$ Stimmenmajorität kann der Congress seinen ersten Beschluss aufrecht erhalten. Indessen ist das Veto des Präsidenten einer Berufung an das Volk gleichzuachten, und die Gründe werden von der öffentlichen Meinung geprüft. So hat der Präsident Grant gegen den Beschluss des Congresses, das Papiergeld zu vermehren, sein Veto mit gutem Erfolge eingelegt, während sein Vorgänger, der Präsident Johnson, wiederholt vergeblich von seinem Veto Gebrauch machte. Der letztere wurde sogar beim obersten Gerichtshof wegen unrichtigen Benehmens verklagt, um seine Absetzung zu bewirken, von demselben aber freigesprochen.

Die Macht des Congresses, welche den Präsidenten möglichst einschränkt, ist in der Verfassung dadurch festgestellt, dass man alle Rechte und Pflichten des Präsidenten präcisirt hat. Im Gegensatz zu einem constitutionellen Fürsten, welcher souverän in Allem bleibt, worin ihn die Verfassungs-Urkunde nicht beengt, hat der Präsident eigentlich nur diejenige Gewalt und Functionen, welche ihm die Verfassung einräumt. Wohl geniesst er das Vorrecht, Obercommandirender der Armee und Flotte zu sein; doch was will das sagen in einem Lande, welches nur ein Minimum von Armee und Flotte unterhält und gebraucht? Bei Ausbruch eines Krieges oder inneren Unruhen ist dies Vorrecht allerdings von grösserer Bedeutung; seine Person, von der alsdann die Initiative in allen Massnahmen erwartet wird, tritt dann naturgemäss in den Vordergrund.

Die geringe Bedeutung des Präsidentenpostens in friedlichen Zeiten im Vergleich zu solcher Stellung in einem europäischen Staate geht schon daraus hervor, dass die Union den Wechsel alle vier Jahre ertragen kann, ohne in ihrer Ordnung und ihren Grundpfeilern erschüttert zu werden; es ist sogar wahrscheinlich, dass sie auch mit einem ganz

unfähigen passiven Manne auf dem Präsidentenstuhl nicht ins Stocken gerathen würde.

Dass der Parteikampf gerade vor der Präsidentenwahl stets am heftigsten entbrennt, findet darin seine Ursache, dass sich bei dieser Gelegenheit die politischen Parteien in der ganzen Union mit einander messen; der Kampf gilt nicht blos dem Präsidentenposten sondern dem ganzen Partei-Ticket.

Ich breche hier ab, da ich nur ein oberflächliches Bild der Staats-Maschine und des politischen Treibens geben, aber weder auf die Details der Verfassungsfragen eingehen, noch Staatsphilosophie treiben will.

fahr völlig unterzugehen mit seiner Energie und Thätigkeit grosse Dienste.

Smith liess bei seiner Rückkehr nach England 490 Colonisten zurück, die aber nach 6 Monaten in Folge von Uneinigkeit und Unordnung auf 60 Köpfe zusammenschmolzen und schliesslich die Colonie aufgegeben hätten, wenn nicht der neu ernannte Gouverneur Lord Delaware mit neuem Zuzug und Subsistenzmitteln aus dem Mutterlande gerade in dem Moment an der Mündung des James River angelangt wäre, als die letzten Ansiedler eben im Begriff waren, sich einzuschiffen. Von nun an kam mehr Zuzug aus England, die Schicksale der jungen Colonie hatten in England das Interesse vieler jungen Leute aus den gebildeteren Ständen wach gerufen, welche der abenteuerliche Sinn nach dem neuen Continente zog. Bereits 1622 zählte Virginien 4000 Ansiedler, die von James River aus die Colonisation weiterführten und sich gegen alle Indianeranfälle sicher fühlten.

Im letzten Kriege war Virginien bekanntlich der Hauptschauplatz desselben und hat deshalb von allen Staaten am meisten gelitten.

Von Alexandria fuhr ich über Fredericksburg nach Richmond. Trotzdem der Krieg vier Jahre zuvor beendet war, lagen noch viele ehemals bebaute Felder wüst; die Strassen Brücken, öffentlichen Gebäude, selbst Eisenbahnen und Telegraphen legten in ihrem zerfallenen Zustande Zeugniss von der Kriegsfurie ab, die hier das ganze Land auf lange Zeit ruinirt hat. Der rege Verkehr, den ich bis dahin in allen Staaten der Union wahrgenommen, fand hier seinen Gegensatz. Wie kann sich auch ein Land schnell erholen, das sich nach vierjährigem Kriege völlig erschöpft, ohne Credit, ohne Geld, ohne Handel und Industrie, ohne Getreide, Vieh und Werkzeuge befand.

Zum ersten Male traf ich in Nord-Amerika Tagediebe an und zwar auf jeder Station eine Anzahl abgerissener Neger und Negerinnen, die ihre Freiheit genossen und das ganze Land unsicher machten. Nach Passiren mehrerer Viadukte und eines langen Tunnels erreichte ich am 4. Juli

Richmond und stieg im höchst mittelmässigen Hôtel Exchange ab. Die Stadt liegt ganz nett auf den Abhängen eines Berges am James River, der erst unterhalb der Stadt schiffbar wird. Vor dem Rathhause, in welchem der Congress der Conföderirten tagte, steht die Statue Washingtons zu Pferde, die schönste von allen, die ich in den Vereinigten Staaten gesehen habe. Ausser diesem wohl erhaltenen Denkmal machte Alles in dieser ehemaligen Hauptstadt der Conföderation einen verfallenen Eindruck. Wo in den Vereinigten Staaten eine grosse Feuersbrunst Stadtviertel und Ortschaften zerstört, entstehen bald neue schönere Gebäude wie ein Phönix aus der Asche, aber hier lagen die Trümmer von 700 während der Belagerung niedergebrannten Häusern, ohne dass ein einziger ansehnlicher Neubau sich bemerkbar machte. Das Eisenwerk des Generals Andresen mit 500 Arbeitern war die einzige im Betriebe befindliche Fabrik.

Der ehemalige direkte Handel mit Europa, welcher in City Point am James River wenige Meilen unterhalb der Stadt, bis wohin Seeschiffe gehen, seinen Stapelplatz hatte, hat aufgehört. Jetzt haben bei dem Mangel an Capital und Credit Baltimore und New-York den ganzen Handel an sich gezogen. Der an der Mündung liegende Hafen Portsmouth hat seine Bedeutung ebenfalls verloren, seine Docks sind zerstört; für ihre Restauration ist kein Geld vorhanden. In ähnlichen Verhältnissen befinden sich alle übrigen südlichen Häfen, deren ganzer Handel von New-York, der Metropole des Capitals, abhängig geworden ist. Der Consul Herr H., an den ich, wie an alle norddeutschen Consuln Empfehlungsbriefe besass, gab mir so interessante Daten über die verworrenen und erschütterten Verhältnisse in den südlichen Staaten, dass ich mir über sie später eingehendere Kenntniss verschaffte.

Wenn auch die Ufer des Mississippi, Hudson, Potomac und James River bei ihrer häufig malerischen Schönheit keine Denkmäler der Romantik besitzen können, so verbinden sich doch mit den Landstrichen, die sie durchfliessen, Erinnerungen, welche als höchst lehrreich in den Annalen der Weltgeschichte vermerkt bleiben.

Seit der Beendigung des Bürgerkrieges hat man in Europa wenig von den Südstaaten gehört, wenn nicht Kuklux und neuerdings die weisse Ligue in Zeitungen mitunter von sich reden machten. Ich werde eine kleine Schilderung der Zustände versuchen, die zeigen, wohin der Kampf politischer Parteien führt, wenn die Schärfen innerhalb einer aufgeklärten Nation auf solche Spitze getrieben werden, dass vom Wort zum Schwert gegriffen wird. Die Bürgerkriege in Spanien und den spanischen Republiken Süd-Amerika's, die wohl auch das Land erschüttern und wirthschaftlich zurückbringen, aber in unvergleichlich geringerm Maasse, sind mit dem Bürgerkriege der Vereinigten Staaten nicht zu vergleichen, da sie nur von ehrgeizigen oder missvergnügten Caudillos bei ungebildeten Völkern, welche bis auf einen verschwindend kleinen Bruchtheil kaum eine Idee vom Staatswohl haben, in Scene gesetzt werden.

Die fruchtbaren südlichen Staaten wurden vor Beginn des Krieges im Jahre 1861 von wenigen Millionen Pflanzern mit vier Millionen schwarzer Sklaven bebaut. Ausser Reis, Zucker und Tabak wurde vorherrschend Baumwolle gewonnen, deren Export und Austausch auf den Weltmärkten die von der Natur begünstigten Häfen des Südens zu reichen Handelsstädten emporblühen liess. Der Süden erfreute sich eines soliden wachsenden Reichthums, seine quasi Aristokratie bildete die Stärke der von mir im zehnten Capitel gekennzeichneten demokratischen Partei, welche bis 1860 einen bevorzugten Einfluss auf alle politischen Angelegenheiten des Staates ausübte. Söhne dieser Pflanzer wandten sich mit Vorliebe der Armee, Marine und Diplomatie zu und verschafften sich durch gute Erziehung, Intelligenz und Gewandtheit allgemeine Anerkennung.

Als nun die erwähnte republikanische Partei sich durch Mitglieder aller Parteien so verstärkte, dass ihr Candidat Lincoln zum Präsidenten gewählt wurde, sah sich der Süden in allen seinen Interessen bedroht. Er verlor die Aussicht, seinen bisherigen Einfluss auf die innere Politik in der Zukunft wieder zu gewinnen, er hielt sein Freihandelsprincip

gefährdet, und im Hintergrunde stand das immer drohender werdende Gespenst der Aufhebung der Sklaverei. Es war damals nur ein Gespenst, da die Demokraten des Südens zu jener Zeit ebenso wie die des Nordens gegen die Aufhebung waren und beide vereint die Majorität im Congress besassen. Kam endlich diese brennende Frage einmal zum Austrage und ihre Lösung war entschieden von der Zeit geboten, so konnte die Aufhebung verfassungsmässig nur gegen eine äquivalente Entschädigung der Sklavenbesitzer angeordnet werden.

Einige hervorragende Führer der südlichen Demokraten hielten aber den Moment zu einer Trennung von der Union für geeignet und bereiteten, begünstigt durch die an der Spitze der Unionsregierung stehenden Staatsmänner ihrer Partei, den Bruch mit dem in allen seinen Interessen so entgegengesetzten Norden vor.

Von der Absicht zur That ist indessen häufig noch ein weiter Schritt. Vielleicht wäre der blutige Kampf dem Lande erspart worden, hätte nicht das durch seine geographische Lage dem muthmasslichen Kriegstheater entrückte Süd-Carolina bereits am 20. December 1860 sich voreilig von der Union losgesagt.

Durch die Presse angestachelt und auf Anrathen der politischen Führer folgten am 1. Februar 1861 Mississippi, Florida, Alabama, Georgien, Louisiana, Texas und im folgenden Vierteljahre noch Virginien, Arkansas, Nord-Carolina und Tenessee. Drei Staaten Missouri, Kentucky und Maryland, die an der Nordgrenze des Südens lagen und viel Sympathie mit demselben hatten, blieben dem Norden durch glückliche Umstände erhalten.

Der Krieg und sein Ausgang ist bekannt. Der schneller und besser organisirte Süden beging den Cardinalfehler nach der ersten gewonnenen Schlacht an dem Bach Bull Run nicht auf Washington und New-York zu marschiren, dadurch die Organisation der nördlichen Armee zu stören und sich durch Zulauf vieler sympathisirender Demokraten in den nördlichen Staaten zu verstärken. So blieb dem Norden Zeit zu Neu-

formationen unter dem geschickten Organisator General Mac Clellan, dem die Union dafür wenig dankbar geblieben ist.

Der Süden hatte mit seiner ca. 10 Millionen Seelen zählenden weissen Bevölkerung den Kampf im Verhältniss von zwei zu fünf begonnen. Seine Unthätigkeit auf dem Operationsfelde hatte daher zur Folge, dass das Stärken-Verhältniss der kämpfenden Armeen für den Süden mit der Zeit immer ungünstiger wurde, zumal der Norden bald die südlichen Häfen blockirte und ihm daher fast ausschliesslich die europäischen Rekruten zuflossen.

Die Demokraten des Südens hatten die Energie der in Washington ans Staatsruder gelangten Führer der republikanischen Partei unterschätzt, welche jede Hülfsquelle zum Behuf der Landesvertheidigung und Unterdrückung der Rebellion nachdrücklichst ausbeuteten. Diesen Hülfsquellen gegenüber musste der Süden unterliegen, nachdem er die Chance der Ueberraschung nicht benutzt hatte.

Der Krieg von 1860 bis 1864 ruinirte die Südstaaten so nachhaltig, dass sie darin vielleicht nur von Paraguay übertroffen sind. Alles Privat- und Gemeinde-Eigenthum war theils vernichtet, theils in trostlosem Zustande, alle Banken und Versicherungs-Gesellschaften hatten Bankerott gemacht. Alle öffentlichen und Privatfonds waren damit verloren gegangen, alles baare Geld war zur Beschaffung von Kriegsmaterial, das auf Blokadebrechern während des Krieges eingeführt wurde, nach Europa gewandert. In den Cassen befand sich nur völlig werthloses conföderirtes Papiergeld. Nur mit ausreichenden Arbeitskräften konnte das Land sich wieder heben; doch auch diese waren lahm gelegt.

Die Aufhebung der Sklaverei war ohne Entschädigung der Besitzer decretirt. Geboten war sie wohl längst. Da sie nun zur Bestrafung der Rebellion angeordnet war, so hätte diese Repressalie den Südstaaten als solchen auferlegt werden müssen. Die Ausführung der einfachen Freiheitserklärung traf aber in ganz willkürlicher Weise einzelne Personen in ungerechtem Verhältniss und zwar gerade diejenigen, welche durch Anstellung von Arbeitern das Land cultiviren und den

Nationalwohlstand heben konnten, mithin Betriebscapital bedurften.

Waren in Folge dieser ungleichen Verluste die socialen Verhältnisse völlig verändert, so wurden die politischen noch gewaltsamer berührt, da der siegreiche Norden die Reconstruction der Südstaaten diesen nach der sonst innerhalb der Union statthabenden Weise nicht überliess, sondern zum Schutz der befreiten Neger selbst in die Hand nahm.

Eine geordnete Monarchie mit gutgeschulten Beamten besitzt in den verschiedenen Branchen des Staatsdienstes eine Auswahl geeigneter Persönlichkeiten, um irgend welche Neu-Organisationen oder Reconstructionen vorzunehmen, nicht so diese Republik, in der fast alle Beamten alle paar Jahre wechseln und eine Beamtenlaufbahn nicht besteht.

Der Norden setzte, von Occupationstruppen unterstützt, Gouverneure in den südlichen Staaten ein, welche die Neuaufrichtung der Staaten nach der herkömmlichen von mir früher beschriebenen Weise einleiteten, jedoch mit dem Unterschiede, dass statt des allgemeinen Stimmrechts alle diejenigen Personen von den Wahlen ausgeschlossen wurden, welche an der Rebellion Theil genommen, oder dieselbe in irgend einer Weise begünstigt hatten. Die meisten südlichen Weissen wurden hierdurch ausgeschlossen. Ausser den Wenigen welche mit dem Norden sympathisirt hatten und sich während des Krieges zurückgezogen hielten, übten die in Freiheit gesetzten Neger und die aus dem Norden in grosser Menge einwandernden Weissen die politischen Rechte aus. Letztere gehörten häufig nicht zu den achtungswerthesten Subjecten und kamen nur, um sich von den durch sie belehrten, unwissenden Schwarzen in die Staatsämter wählen zu lassen oder mit geringem Capital in dem verarmten Süden ihr Glück zu machen. Diese sogenannten „Carpet bagger" (wörtlich Teppichsack-Träger), spottweise nach buntwollenen Reisetaschen genannt, in denen sie ihre ganzen Habseligkeiten mitzuführen im Rufe standen, waren die Stützen der neuen Gouverneure und bereicherten sich häufig schamlos aus öffentlichen Fonds.

Zu dem allgemeinen Ruin trat nun noch eine theure Staatswirthschaft hinzu.

Eine siegreiche Monarchie würde solchem Elend durch eine schnelle Amnestie Abhilfe geschafft haben, da das Zusammenströmen der Klagen an demselben Punkt stets eine Wirkung ausüben muss. Eine siegreiche Republik widersteht dagegen länger dem Gefühl der Nachsicht und Milde.

Erst nach dreijähriger Unterdrückung und Belagerungszustand wurde das Wahlrecht den südlichen Staatsbürgern wiedergegeben. Ausgeschlossen von der Amnestie blieben indessen noch immer alle Personen, welche je ein richterliches oder Staatsamt irgend welcher Art vor oder während der Rebellion bekleidet und so an derselben Theil genommen hatten. Diese Zahl war bei dem Wechsel der Beamten und der Menge südstaatlicher Officiere eine grosse. Erst 1872 wurde eine allgemeine Amnestie erlassen, von der nur noch die Senatoren und Repräsentanten des 36. und 37. Congresses, die ehemaligen Unionsofficiere des Heeres und der Marine, die Beamten der Unionsgerichte und die auswärtigen Gesandten der Union, welche an der Rebellion Theil genommen, ausgeschlossen sind.

Bis zur ersten Amnestie, also während der ersten drei Jahre nach Beendigung des Krieges gelangten die Carpet Bagger in die meisten öffentlichen Aemter und gingen so gewissenlos mit den Staatscassen um, dass sich die Schulden der meisten Staaten aussergewöhnlich schnell vermehrten, ohne dass das Geld zum Nutzen des Landes verausgabt wurde. Auch nachher behielten sie mit Hülfe der befreiten Schwarzen, von denen Anfangs noch viele auf Anrathen ihrer früheren Herren den demokratischen Candidaten ihre Stimme gaben, an vielen Orten die Oberhand.

So betrugen z. B. die Schulden Alabamas fünf Millionen Dollars im Jahre 1866 und 24 Millionen 1872. Nord-Carolina hatte 10 Millionen 1860, 24 Millionen 1868 und 34 Millionen 1872. In ähnlicher Weise sind fast alle südlichen Staaten mit Ausnahme Virginiens und Tenessees auf den

Staatsbankerott losgesteuert, so dass man vor den Staatspapieren dieser Einzelstaaten nur warnen kann.

Seit der letzten Amnestie 1872 gewannen die Demokraten im Süden wieder die Oberhand, da ausser den Amnestirten auch bereits eine grosse Anzahl junger stimmfähiger Staatsbürger herangewachsen ist. Nichts stellt besser die Verluste der Südstaaten dar, wie folgende festgestellte Ziffern.

Der Sklave repräsentirte einen durchschnittlichen Werth von 800 Dollars. 1866 gab es ausser 488,000 freien Schwarzen ca. 3,953,000 Sklaven, ihre Befreiung ergiebt daher einen Verlust von über 3100 Millionen Dollars.

Nach der für Eigenthums- und Einkommensteuer angestellten Schätzung betrug der Verlust andern Privateigenthums 2700 Millionen Dollars. Dieser Verlust von beinahe 6000 Millionen Dollars vertheilt sich auf ca. acht Millionen Seelen. Hierzu traten die vermehrten Steuern, welche die von den Carpet Baggers vertheuerte Selbstverwaltung und die Verzinsung der nach dem Kriege contrahirten hohen Schulden der Einzelstaaten erforderten. Endlich participirten die Südstaaten an den durch den Krieg auf 2800 Millionen Dollars angewachsenen Staatsschulden der Union und mussten fortan unter den hohen Zöllen und Steuern leiden, welche zur Tilgung wie Verzinsung derselben vom Congress ohne ihr Mitwirken festgesetzt wurden. Die Folge ist, dass der fast gar nicht industrielle Süden neben den hohen Steuern auch alle Bedürfnisse so hoch wie nie zuvor bezahlen, seine Erzeugnisse dagegen billiger als früher an den Norden absetzen muss, weil er nur dort das zum Betriebe der Arbeit nothwendige Capital gegen theure Zinsen erhalten kann. New-Yorker Handlungshäuser unterhalten Agenten im Süden, welche Vorschüsse gegen Lieferungen von Baumwolle geben, aber unter Bedingungen, die ihnen 100 und 200 Procent Verdienst gewähren.

In Folge dieser Verhältnisse entgeht den südlichen Häfen der transatlantische Export und bei dem Mangel an Capital auch der überseeische Import. New-York hat sich den ganzen Handel unterthänig gemacht.

Nicht uninteressant ist der Verlauf, den die Arbeiterfrage in den Südstaaten nahm.

Die plötzlich mit allen Bürgerrechten ausgestatteten Neger hatten zum grössten Theil bei dem Mangel an Bildung kein Verständniss von ihrer Lage. Sie waren wie unerzogene Kinder, die plötzlich selbständig in die Welt treten und ihren Neigungen nachgehen, ohne an die Zukunft zu denken. Vielen Herren gelang es Anfangs, mit ihren ehemaligen Sklaven billige Contrakte einzugehen, aber bald wurden die Forderungen so exorbitant, dass die Pflanzer sie nicht mehr erfüllen konnten und sich auf die Cultur des zum eignen Lebensunterhalt Nothwendigsten beschränken mussten. Zum grossen Theil hörten die Schwarzen ganz auf zu arbeiten, zogen in die Städte, vagabondirten und machten das ganze Land unsicher. Dazu kam, dass die Erndten nach dem Kriege schlechte Erträge gaben. Die Baumwolle missrieth, die Pflanzer versuchten darauf die Maiscultur, aber auch diese missglückte, so dass zu Anfang des Jahres vor meiner Anwesenheit daselbst der ganze Süden sich in einer noch traurigeren Lage befand, als unmittelbar nach dem Kriege.

Die Entmuthigung der südlichen Pflanzer hatte 1868 den höchsten Grad erreicht; selbst im Norden glaubte man, dass sich der Süden nicht wieder erholen könne, aber der Reichthum seines Bodens ist so grossartig, dass er bis jetzt allgemein unterschätzt wurde. Der Westen und Nordwesten der Union hat wohl die Millionen Morgen fruchtbarsten Ackers mit dem Süden gemein, aber das wärmere Klima lässt hier Reis, Zucker, Tabak und vor allem Baumwolle gedeihen, während dies unter den nördlichen Breitengraden nur mit Mais, Weizen und andern Körnerfrüchten der Fall ist.

Wie gross die Hülfsmittel und der Reichthum des Ackers in den Südstaaten sein muss, erhellt daraus, dass sie trotz allen Missgeschicks und aller Lasten wieder emporzublühen beginnen. Natürlich sind viele Besitzer zu Grunde gegangen, und noch längere Zeit wird vergehen, bevor sich die socialen und politischen Verhältnisse dort wieder consolidirt haben;

doch sind sie bereits im besten Fortschritte. Nachdem der Uebergang von der Sklaven- zur freien Arbeit überwunden ist, kann man die Zeit schon absehen, wo der Süden viel reicher sein wird, denn zuvor.

Nicht die alten Pflanzerfamilien allein werden diesen Fortschritt im Wohlstande geniessen, sondern bei den veränderten Besitzverhältnissen auch ein erheblich grösserer Theil der Bevölkerung.

Für weisse Arbeiter ist das heisse Klima der Baumwollen-Zone auf die Dauer unerträglich; den dortigen Pflanzern kommt aber der Trieb der Neger zu statten, das wärmere Klima aufzusuchen und nach dem Süden zu ziehen. 1872 zogen z. B. allein 20,000 Neger aus Virginien südwärts.

Nachdem Hunderttausende von Negern, welche ihre Freiheit zur Trägheit benutzt hatten, durch Hunger und Elend umgekommen waren, hat sich aus den verschiedenen Uebergangsstadien folgendes Verhältniss zwischen Pflanzer und Neger allmählich herausgebildet, das im Laufe der Zeit je nach Angebot von Arbeit und Nachfrage gewiss noch vielen Wechseln unterliegen wird.

Der schwarze Arbeiter erhält jetzt die Hälfte von dem, was er erntet, nachdem er den Acker bestellt hat, wozu jedoch der Besitzer die ganze Aussaat liefern muss. Ferner empfängt er seine Hütte, das nöthige Brenn- und Bauholz, hält sich auf dem Grund und Boden des Pflanzers seine Schweine und Kühe, oft auch Hunde und Flinte, um auf die Jagd zu gehen.

Sind Gräben zu ziehen, Zäune anzulegen und andere Arbeiten auf der Farm nöthig, so erhält der Neger jede Arbeit, die nicht sein Feld betrifft, mit 1 Dollar pro Tag besonders bezahlt. Er kann nur gewinnen, Nichts verlieren, während der Pflanzer, der alle Steuern, die an dem Lande haften, entrichten muss, in schlechten Jahren bei den hohen Abgaben zusetzen muss.

Dies halb communistische Uebereinkommen ist eben nur möglich, wo die kostbare Baumwolle und derselben im Werthe

nahe kommende Erzeugnisse wachsen. Mangeln diese, so liegt der Wohlstand darnieder.

Die Grossgrundbesitzer, welche früher viele Sklaven unterhielten und verhältnissmässig geringe Steuern zahlten, suchten und suchen noch das Land zu veräussern, welches sie nicht kultiviren können, um nicht die hohen Steuern für das Land zu zahlen, das ihnen keine Erträge liefert. Da sie bei dem Mangel an Betriebskapital nur den kleineren Theil des alten Besitzes kultiviren können, so ist das fruchtbarste Land verhältnissmässig sehr billig geworden, selbst wenn es in der Nähe der Eisenbahnen und Städte liegt.

In Virginien kostete dergleichen gutgelegenes fruchtbares Land bis zu 20 Dollars der Acker, also bis ca. 20 Thaler der Morgen. In Georgien, welches zum grossen Theil leichten Boden mit grossen Nadelholzwaldungen besitzt, wird derselbe zu 10 Cents gleich 4 Sgr. der Acker bezahlt.

Verschiedene Flächen wurden mir in Virginien gezeigt, die ehemals mit Tabak bepflanzt und nun völlig verwildert waren.

Sehr natürlich daher, dass 1866 nur 1,900,000 Ballen Baumwolle producirt wurden, während es 1859 ca. 4 Millionen Ballen waren. Seitdem die Neger ihren Freiheitsrausch überwanden und zu ihrem eignen Vortheil emsiger zu arbeiten begannen, hebt sich die Production von Jahr zu Jahr und übertrifft jetzt schon die Production zur Zeit der Sklaverei.

Bei dem hohen Verdienst der Neger hat sich bereits unter ihnen eine Mittelklasse kleiner Eigenthümer gebildet, die für eigene Rechnung arbeiten und mit angestrengterer Arbeit verhältnissmässig mehr produciren. Die Vermuthung, dass die nach Aufhebung der Sklaverei plötzlich zur politischen Herrschaft über ihre früheren Herren berufenen Neger, welche sich zum grossen Theil Anfangs allen möglichen Ausschweifungen ergaben, allmählich aussterben würden, hat sich nicht bestätigt. Seitdem sie zur Arbeit zurückgekehrt sind, machen sie Fortschritte im Familien- wie im Staatsleben.

1860 gab es 3,953,000 schwarze Sklaven und ca 488,000

freie Neger, zusammen ca. 4,441,000. 1870 betrug die schwarze Bevölkerung ca. 4,880,000, also eine Vermehrung von über 9 vom 100 ohne fremde Einwanderung und trotz aussergewöhnlicher Abgänge.

Die Neger besitzen bereits eigene Saving banks, d. h. Sparbanken mit Millionen von Dollars und legen auch ihre Ersparnisse in andere Banken ein.

Dass sie zum grössten Theil Landbebauer sind und bleiben, ist von grossem Nutzen für den Süden; Californien kann wohl die Chinesen entbehren, aber ohne Neger würde der Süden bei der freien Arbeit nie floriren können. Sie liefern nicht nur die für das Klima geschaffenen Arbeiter, sondern kaufen sich auch mit Ersparnissen bereits Farmen oder werden Pächter.

Würde die Sklaverei von den Vereinigten Staaten noch geduldet, vielleicht mit der Bedingung, dass der Sklave nach einer gewissen Reihe von Jahren seine Freiheit erhielte, so könnte man vom philanthropischen Standpunkte aus dem Sklavenhandel zwischen Afrika, wo in den Negerländern Menschenopfer und abscheuliche Sklaverei nicht auszurotten sind, und Nord-Amerika nur das Wort reden. Keine bessere Schule könnte der Neger durchmachen.

Vielleicht ist es auch einer spätern Zeit vorbehalten, das Christenthum und damit die Civilisation in das Innere Afrikas durch amerikanische Neger einzuführen, welche als Missionäre und Colonisten allerdings in grosser Zahl dorthin strömen müssten. Die Zeit kann kommen, wenn der Süden Nord-Amerika's mit den sich schnell vermehrenden Negern übervölkert sein wird.

Trotz der republikanischen Gleichheit sind die Neger in den U. S. wie Parias angesehen. Die republikanische Partei, der sie ihre Befreiung verdanken, begünstigt sie wohl politisch, um ihrer Stimmenzahl versichert zu bleiben, aber gesellschaftlich hat auch der gebildete Republikaner mit dem gebildeten Neger keine Verbindung. Die Neger haben daher vielfach eigene Kirchen und Schulen. 1865 besassen sie 105 Kirchen und 19 besondere Schulen. 1870 besassen sie schon

Widerstand fügten, um nicht als Rebellen behandelt zu werden.

Wenn nun auch im Süden die bei Weitem grösste Zahl der Bürger ihr Stimmrecht wieder erhalten hat, so herrscht doch in der ganzen lebenden und aufwachsenden Generation noch ein unterdrückter Ingrimm, der bereit ist loszubrechen, wenn eine gute Chance sich dazu bieten sollte. Nie werden die Südstaaten allein einen Bürgerkrieg wieder beginnen und vor der Hand steht um so weniger solcher in Aussicht, als die demokratische Partei im Süden allmählich wieder die Oberhand gewinnt und zum Congress mehr Repräsentanten schickt als früher, da die 4 Millionen Neger jetzt bei der Berechnung der Stimmen in der Union mitzählen. Die demokratische Partei des Südens hat ausserdem dieselben Interessen, wie die neue Farmer-Partei des Nordens und Westens und wird mit derselben die Majorität im Congress auf eine Reihe von Jahren wohl wieder erhalten.

Ganz unvorbereitet findet aber ein Krieg den Süden nicht. In den grösseren Städten werden Militärschulen unterhalten, in deren höheren Klassen Kriegswissenschaften vorgetragen werden. Zur Zeit der Alabama-Frage sprach sich die südliche Presse entschieden gegen einen Krieg der Union mit England aus, da die Ausfuhr der Baumwolle nach England dann unmöglich geworden und der Süden in die Lage gekommen wäre, dass die Baumwolle keinen Abnehmer mehr gefunden hätte. Ein Krieg mit England liess dem Süden nur die Wahl zwischen vollständigem Aufhören der Arbeit und demzufolge finanziellem Tode oder Auflehnung gegen den Krieg.

Diese Verhältnisse fanden in den Vereinigten Staaten solche Würdigung, dass ein Krieg für unmöglich galt und auch keine entsprechenden Rüstungen in Aussicht genommen wurden, so dass man Englands Willfährigkeit in dieser Angelegenheit anstaunen muss.

Englands und Frankreichs Sympathie mit den Südstaaten während des Bürgerkrieges hat beiden Ländern zu grossem Nachtheil gereicht. An Frankreich stellten die Vereinigten

Staaten bekanntlich die Forderung, die Truppen aus Mexiko zu ziehen, welchem Wunsche es alsbald ebenso willfährig nachkam, wie England in der Alabamafrage. Hätte Napoleon die Südstaaten vorher anerkannt und unterstützt, so wäre England vielleicht gefolgt und der Süden mit Hülfe solcher Bundesgenossen unabhängig geworden; Napoleon aber hätte seinen Nimbus gerettet, der mit dem Rückzug aus Mexiko schwand.

Dass der Süden eine monarchische Staatsform acceptirt hätte, scheint mir nicht wahrscheinlich, trotzdem man öfters von südlichen Stimmen diese Ansicht hört, die aber wohl mehr aus Ingrimm über die erlittene Niederlage, als aus Ueberzeugung geäussert wird.

Zur Annahme dieses Thrones hätte viel Entsagung und Charakter gehört. Ein Monarch an der Spitze dieses souveränen Volkes würde sich nicht lange gehalten haben, denn auch in den demokratischen Südstaaten ist der Volkswille die einzige Souveränetät; er hat hier jene Regierungsform historisch werden lassen, welche in diesem jungen Lande Kraft mit Popularität verbindet und vermöge ihrer Elasticität sowohl die zu Tage tretenden Uebel mit der Zeit zu beseitigen im Stande ist, als auch Verbesserungen zulässt.

So unumgänglich nothwendig die Monarchie bei andern Völkern und Ländern mit anderer Geschichte ist, namentlich jenen, die umgeben von ehrgeizigen Nachbaren beständig Ruhe im Innern und Schlagfertigkeit nach Aussen besitzen müssen, so wenig ist das Bedürfniss nach ihr in den Südstaaten vorhanden, wo sie ohne jede Basis wie Spreu weggeweht würde, wenn sie auch nur vorübergehend einmal an Popularität einbüsste.

Während des Bürgerkrieges hatte die deutsche Regierung und insbesondere der damalige Vertreter derselben in Washington, der jetzt verstorbene Baron von Gerold die glücklichste Stellung genommen, indem er den in den Unions-Aemtern befindlichen Staatsmännern zu Washington mit voller Offenheit entgegen kam, unterstützt in seinem Ansehen durch

die Mehrzahl der einheimischen Deutschen, welche während des Bürgerkrieges der Union treu blieben.

Was nun endlich die deutsche Einwanderung in den Südstaaten betrifft, so zeigen die dargelegten Verhältnisse, dass man ärmeren Colonisten nur von der Einwanderung abrathen kann. Für wohlhabendere Leute, die nicht selbst arbeiten, vielmehr hinreichende Betriebsmittel besitzen, um grössere Farmen kultiviren zu lassen, möchte dagegen kaum eine bessere Chance innerhalb der Vereinigten Staaten geboten sein.

Ich kehre nun nach Richmond zurück, von wo ich noch zwei Ausflüge machte, einen nach dem Chikahominy, wo der General Mac Clellan 1862 im siegesgewissen Vormarsch auf Richmond von Lee's Vorgänger, dem General Johnston so geschlagen wurde, dass er nach dem James River zurückkehren und sich mit der Armee nach dem Norden wieder einschiffen musste, und einen andern Ausflug nach dem südlicher gelegenen Eisenbahnknotenpunkte Petersburg, das der General Lee 1865 zu Ende des Bürgerkrieges gegen den General Grant verschanzte, der das ebenfalls verschanzte Richmond von Norden her nicht anzugreifen wagte und deshalb die Umgehung nach Petersburg ausführte. Lee brachte die Linien beider Feldbefestigungen in Verbindung, gegen welche Grant's Angriffe erfolglos blieben, bis Lee beim Abmarsch nach Nord-Carolina Petersburg freiwillig räumte. Der Spaten ersetzte hier mit Erfolg Menschenkräfte, aber der Hunger war der unüberwindliche Feind.

Achtzehntes Capitel.

Von Richmond nach Baltimore. — Susquehanna-Thal. — Philadelphia. — Arbeiterverhältnisse. — Sehenswürdigkeiten. — Nach New-York. — Wall Street. — Castle Garden. — Central-Park.

Zur Rückfahrt nach Baltimore über Washington wählte ich einen andern Weg über Gordonsville und die Schlachtfelder von Manassas und Bull Run. Unter den Passagieren auf dieser Strecke fand ich im Vergleich zu denen auf den übrigen Routen einen schroffen Gegensatz vor; ältere Herrn nach dem Schnitt unserer Land-Aristokraten und jüngere Cavaliere mit sorgfältiger Toilette, namentlich was die Fussbekleidung betrifft, im Gegensatz zu den mit einem Minimum von Civilisationslack übertünchten Negern, die mir Anfangs in ihrem oft ebenso merkwürdigen wie komisch componirten Costüm einiges Mitleid einflössten, bald aber mit ihrem lauten prahlerischen Wesen sehr lästig wurden.

Aus manchen anderen naheliegenden Ursachen wurde mir klar, warum Omnibus-Condukteure sich lange gesträubt haben, Neger in ihre Wagen aufzunehmen Ueber Alexandria kehrte ich auf dem Potomac nach Washington zurück und fuhr gleich weiter nach Baltimore, wo ich Abends 10 Uhr in Mount Vermonts-Hôtel, einem nach europäischem Muster damals neugebauten kleineren Hôtel eintraf. Nach dem Monate langen Leben in den grossen amerikanischen Hôtels ist die Stille und Gemüthlichkeit eines kleineren gut und bequem

eingerichteten, in welchem man zurückgezogen leben kann, höchst angenehm. Baltimore hat den Namen nach Lord Baltimore erhalten, der 1634 mit 200 Einwanderern von angesehenen englischen Familien an der Chesapeake Bay anlangte und das Territorium auf dem linken Potomac-Ufer zu Ehren der Königin Maria von England Maryland nannte. Baltimore, ein liberaler Katholik, beabsichtigte eine Colonie zu gründen, in der bei den damaligen Religions-Verfolgungen im Mutterlande Personen jeden Glaubens eine Freistätte finden sollten.

Die Stadt zählt jetzt 260,000 Einwohner, von denen die Mehrzahl während des Bürgerkrieges Sympathie mit den Südstaaten hatte. Viele jungen Leute traten in die Reihen der Conföderirten, und auf geheimen Wegen gingen dem Süden von hier aus beständig Geld und Hülfsmittel aller Art zu. Das kleine Fort, welches in der Nähe des Hafens liegt, scheint mehr zur Beherrschung der Stadt, als zum Schutz des Hafens bestimmt gewesen zu sein.

In den grossen Hafen führen viele kleinere Kanäle, an denen entlang die Speicher liegen. Der Bremer Lloyd unterhält einen directen Dampfer-Verkehr zwischen Bremen und Baltimore. Baumwolle, Tabak und Weizenmehl werden nach Europa direct ausgeführt, im Uebrigen übt aber New-York selbst auf diesen bedeutenden Handelshafen mit seinem Kapital solche Anziehungskraft, dass viele Artikel vor der Aus- und Einfuhr erst über New-York gehen.

Mit dem sehr zuvorkommenden norddeutschen Consul Herrn D. sah ich die grosse Tabaksfabrik von Gail und die Klavierfabrik von Knab, welche wie die Fabrik von Steinway in New-York und Chickering in Boston so vorzügliche Flügel und dabei in solcher Menge liefert, dass sie mit den besten europäischen concurriren kann.

Auf unserm Wege passirten wir eine Fabrik, in welcher aus Schweineborsten Haare verfertigt werden, die dem Pferdehaar ähnlich sind und dasselbe ersetzen; ihr Betrieb wurde leider geheim gehalten.

Fabriken sind das Unterhaltendste, was die grossen ame-

rikanischen Städte bieten; die Geschicklichkeit des Civil-Ingenieurs in denselben, Menschenhände möglichst zu ersparen, macht sie besonders interessant.

Nach einer Fahrt durch die einförmigen Strassen der Stadt, deren Häuser nach holländischer Art, meist aus rothen Ziegelsteinen und weissem Mörtel aufgeführt sind, die aber keine bedeutenden Bauwerke aufzuweisen hat, fuhr mich der Kutscher, dem ich mich in fremden Städten zu überlassen pflege, nach der Statue Washingtons, die hier auf einer ziemlich hohen Säule steht und demnächst nach dem von der Natur sehr begünstigten Stadtpark, der noch manche schöne alte Bäume aufweist und eine grosse Ausdehnung besitzt, versetzt werden wird.

Am Nachmittage besuchte ich mit Herrn D. seinen sechs englische Meilen von der Stadt gelegenen Landsitz, wo ich eine deutsche Gemeinde mit deutschem Prediger und Alles so deutsch vorfand, dass ich mich nach dem Charakter der Gegend zu urtheilen, in einen Theil Weimars oder Schwarzburgs versetzt glaubte. Baltimore allein zählt 50,000 Deutsche, die aber auch in wenigen Generationen amerikanisirt sein werden.

Nachdem ich am folgenden Morgen noch die grossartigen Eisenwerke der Baltimore Ohio-Bahn besehen, auf der ich drei Jahre später über die Aleghanies fuhr, setzte ich meine Reise nach Philadelphia fort.

Auf einer langen Holzbrücke passirte man den Susquehanna unweit seiner breiten Mündung. Das Thal dieses Flusses gewährt einen so hübschen Einblick in ältere und neue Colonien, dass ich es als Touristentour empfehlen kann. Zum grossen Theil sind es ebenfalls deutsche Ansiedler, die zu beiden Seiten des Flusses die vielen freundlichen Orte gegründet haben. 1872 fuhr ich auf der Bahn von Sunbury über Pittston an dem linken Ufer des mittleren Flusslaufes innerhalb der Aleghanies nach Scranton, einem seit 20 Jahren entstandenen Ort von 40,000 Einwohnern, welcher der Ausbeutung der dortigen Eisen- und Kohlenminen seinen Ursprung verdankt. Von Scranton fährt man dann auf einer Bahn, die ebenfalls viel Abwechselung bietet, nach New-York

über den Kamm der Aleghanies, deren aufschiessendes Gehölz hier von Zeit zu Zeit niedergebrannt wird, um Viehweiden zu erhalten. Am Delaware water gap tritt die Bahn ins Flussthal des Delaware, der hier einen der schönsten Punkte bietet, und den man von New-York in einigen Stunden erreichen kann Der Fluss mit der in die Felsen gesprengten Eisenbahn, tritt in ein hohes Felsenthor, an dessen einer Seite auf einer Gebirgskuppe ein Hôtel für Sommergäste ähnlich dem in West Point mit schöner Aussicht auf das Delaware-Thal liegt.

Ich kehre nach Philadelphia zurück, in welchem mir das Continental-Hôtel empfohlen war, das zur Zeit der Weltausstellung gewiss von neueren überflügelt sein wird Philadelphia mit seinen 670,000 Einwohnern, die zweitgrösste Stadt der Vereinigten Staaten, ist weniger Handels- als Industriestadt, da es nicht am Meere liegt. Kleinere Seeschiffe gelangen im engen Fahrwasser des Delaware allerdings noch bis zur Stadt.

Das State house der Stadt bleibt für die Vereinigten Staaten geschichtlich merkwürdig, weil dort 1776 die Deputirten der 13 Colonien tagten, welche am 4. Juli jenes Jahres mit der Unabhängigkeitserklärung sich gleichzeitig als „Vereinigte Staaten“ erklärten.

In der Independence Hall des untern Stockwerkes befindet sich ein historisches Museum mit amerikanischen Merkwürdigkeiten. Ein Stuhl von Christoph Columbus, Hölzer aus seinem Hause nahe der City von St. Domingo, welches 1496 das erste Haus eines Europäers in Amerika war, die Glocke, mit welcher die Unabhängigkeitserklärung eingeläutet wurde, welche die Inschrift erhalten hat: „Proclaim liberty throughout all the land to all the inhabitants thereof“, eine Holzstatue Washingtons und eine Anzahl Oelgemälde verdienter Generale, worunter auch zwei im Revolutionskriege ausgezeichnete Deutsche, die Barone v. Steuben und v. Kalb sich befinden. Ein altes Bild stellt Penn, den Gründer dieses Quäkerstaates dar, wie er 1684 mit den Indianern unter einem damals schon sehr ehrwürdigen alten Baum, der

noch bis 1810 erhalten blieb, einen Freundschaftsvertrag für alle Zeiten schloss, „so lange Sonne und Mond bestehen blieben".

Penn hatte einen ausgedehnten Landstrich auf dem rechten Delaware-Ufer für 16,000 £ erhalten, welche Karl II. seinem Vater, dem Admiral Penn, schuldete. Der zum Quäkerthume übergetretene junge Penn, welcher trotz Bestrafung und Verfolgung ein überzeugter Quäker blieb, gründete die neue Colonie für die im Mutterlande wie in den andern Colonien überall verfolgten Quäker und nannte den ersten Ort nach der griechischen Uebersetzung von „brüderliche Liebe" Philadelphia.

Der König gab dem Lande den Namen Penns waldiges Land oder Pennsylvania. Penn fand bei seiner Landung 1682 schon Schweden und Holländer auf seinem Grund und Boden angesiedelt vor. Um Streit zu vermeiden, kaufte er denselben das Land noch einmal ab und richtete in der ihm gehörenden schnell wachsenden Colonie völlig republikanische Selbstverwaltungsformen ein. Bald masste sich die von ihm selbst einberufene Assemblee fast alle politischen Rechte an und entzog ihm nach kurzer Zeit die meisten Einkünfte. Nur ein Veto verblieb dem friedliebenden Penn bei allen Beschlüssen, bis ihm schliesslich beim Sturz seines Protectors James II. von England alle Rechte entzogen wurden und er 1718 mit Schulden belastet starb.

Jetzt zeichnet sich Pennsylvanien durch seine industrielle Entwickelung, namentlich durch seine Eisen-Industrie aus; Locomotiven werden z. B. bis nach Russland versandt. Besondere Anerkennung verdient die grosse Fürsorge, welche die Industriellen Philadelphias auf ihre Arbeiter verwenden. Mir fielen die guten Wohnungen und die Reinlichkeit in den Arbeitervierteln auf. Der Fabrikherr bemisst nicht allein den Lohn nach dem Verhältniss zu den Leistungen des Arbeiters und zu seinem Nettogewinn, sondern sorgt auch für gute Unterkunft der Arbeiterfamilien, wozu ihm die Lage Philadelphias, das nach keiner Seite hin durch ungangbares Terrain eingeengt ist, zu Statten kommt

Nicht in grossen Kasernen sind die Arbeiter untergebracht, sondern jede Familie hat ihre gesonderte Wohnung, meist ein besonderes Häuschen und häufig einen kleinen Garten dabei. Hier kann die Familie gedeihen, die sich gut ernährt, etwas zurücklegt und das Gefühl der Zufriedenheit erlangt, dagegen weniger jenes Bedürfniss nach Vergnügen und Putz empfindet, das andere Fabrikgegenden kennzeichnet, wo die Menschen in ungesunden Orten zusammengepfercht sind und sittlich verkommen. Gerade der Arbeiter, der seine Lungen durch Dämpfe, Metallstaub und andere Gifte angreift, oder durch Aufenthalt in mehr oder weniger ungesunden Lokalen seine Constitution stark verbraucht, bedarf einer behaglichen Häuslichkeit.

Es genügt nicht bloss eine Controlle der Fabriken gegen Missbräuche, wie zu frühe Heranziehung der Jugend etc., vielmehr könnte mit der Gründung von Fabriken die Pflicht zu verbinden sein, eine gesunde und ausreichende Unterkunft für eine gewisse Anzahl Arbeiter gleichzeitig herzustellen.

Die Grundlage des Staatswohles ist das Prosperiren aller Familien: könnte womöglich jeder Arbeiterfamilie ein kleiner Fleck Landes zur Selbstbestellung als Nebenbeschäftigung zu Theil werden, so würde ihr Interesse gleichzeitig auf die Natur zurückgeführt werden und diese Ableitung einen sittlich günstigen Einfluss üben. Auf dem Lande finden ähnliche Verhältnisse bereits vielfach statt und von grossen Städten würde das pilzartige Aufschiessen vieler Fabriken, welche bei Einstellung des Betriebs in ungünstigen Zeiten eine grosse Arbeitermasse plötzlich ohne Unterhalt lassen, abgewandt werden. Die Anlage neuer Fabriken in grossen Städten würde durch diese Bedingung so vertheuert, dass ihre Errichtung an kleineren Orten vorgezogen und somit gleichzeitig dem Zusammenströmen der Arbeitermassen an einzelnen Punkten wirksam entgegen gewirkt würde.

Bei der Fürsorge der Arbeitgeber für die Arbeiter in Philadelphia finden hier verhältnissmässig auch die wenigsten Strikes statt, während sie in andern Gegenden beständig an der Tagesordnung sind.

Die Arbeitgeber sind aber in den Vereinigten Staaten ebenfalls meist so gut organisirt, dass sie durch Coalition die Strikes häufig unterdrücken. So strikten 1873 eines Tages unerwartet alle Locomotivführer der in St. Louis endigenden Bahnen; die Directoren gaben trotzdem nicht nach und wussten sich schleunigst derartig mit maschinenverständigen Personen zu helfen, dass der Verkehr wohl etwas gehemmt, aber nicht abgeschnitten wurde; sie konnten später sogar die Urheber des Strikes entlassen.

Ein allgemeiner Strike der Kohlenarbeiter war 1872 geplant und sollte mit dem in England und andern Ländern gleichzeitig ausbrechen; er missglückte aber, da er zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Stellen begann. Welche gewaltige Wirkung auf alle Handels-, Verkehr- und Werth-Verhältnisse müsste solch längerer Strike aller Kohlen-Arbeiter auf der Erde zur Folge haben! Für Viele wahrscheinlich sehr traurig in seinen Folgen. Beabsichtigt ist er lange, die Uneinigkeit der Führer und das Wohlbefinden der Arbeiter in so vielen Kohlengruben-Districten wird ihn wohl aber nie zur Ausführung reifen lassen.

Philadelphia besitzt in jeder Beziehung gute öffentliche Anstalten. Der Kuriosität wegen stattete ich seinem Penitentiary oder Gefängniss einen Besuch ab, da es das älteste Zellengefängniss ist, nach welchem das System auch den Namen Pennsylvanisches erhalten hat. Es ist durch viele andere wie das Moabiter bei Berlin schon lange an Grösse und Ausstattung übertroffen.

Ein anderes Interesse gewährte mir das Gerard College, da ich hier ausser dem Capitol zu Washington das einzige stattliche stylreine Bauwerk vor mir hatte, welches ich in Nord-Amerika antraf. Im griechischen Styl gebaut besass es 100 Schritt Länge und 70 Schritt Breite, mit 11 schönen korinthischen Säulen an der langen Seite und 8 in der Front. Ich hielt es für ein Museum, Mr. Gerard hat es aber in seinem Vermächtniss zu einem Waisenhause bestimmt und zwar mit der eigenthümlichen Bedingung, dass darin nie ein Geistlicher lehren oder angestellt sein dürfe. Statt des Re-

ligionsunterrichts wird den Kindern eine Moral gelehrt, die aber natürlich dem Christenthum entnommen ist.

Den hübschesten Punkt bei Philadelphia fand ich bei den grossartigen Wasserwerken, welche die Stadt mit Trinkwasser versorgen. Hier beginnt auch der grosse Fairmontpark, in welchem am 4. Juli 1876 die Welt-Ausstellung eröffnet werden soll. Bekanntlich soll damit die hundertjährige Feier der Unabhängigkeitserklärung dieser Republik verknüpft werden, welche vor 100 Jahren vier Millionen Einwohner besass und jetzt 40 Millionen zählt.

Ob die Verbindung dieser Feier mit der Welt-Ausstellung praktisch ist, wird sich zeigen; England könnte wenigstens hinreichende Ursache haben, sich als Staat nicht daran zu betheiligen, wenn auch seine Industriellen zum eignen Vortheil die Ausstellung überschütten werden.

Die schnelle Vermehrung der Bevölkerung in den vergangenen 100 Jahren lässt die Frage näher treten, was aus dieser Republik geworden sein wird, wenn sich die Bevölkerung abermals verzehnfacht hat. Welche Interessen mögen jene Staaten dann bewegen?

Die Interessen des Südens und Westens werden in nächster Zeit jedenfalls die Oberhand über die des Nord-Ostens erlangen. Welchen Einfluss alsdann die Staaten der Pacific-Küste ausüben werden, ist noch nicht abzusehen. Jedenfalls wird die Bedeutung der drei Küsten mit der Zunahme der Bevölkerung in gleichem Verhältniss zunehmen. Vor der Hand hat der Unionsgedanke den grössten Theil der Bevölkerung so durchdrungen, dass an eine Trennung der Staaten in der nächsten Generation kaum zu denken ist.

Da aber einmal der Präcedenzfall eines Bürgerkrieges vorhanden ist und eine stehende Armee nicht existirt, welche jede Trennung im Entstehen unterdrücken könnte, so kommt es nur auf das Gewicht der sich entgegenstehenden Interessen zwischen den verschiedenen Ländern an, um eine Trennung in diesem gewaltigen Staate sich vollziehen zu lassen.

Am 10. Juli war ich wieder in New-York, in welchem ich diesmal einige Tage länger verweilte. Von den hübschen

Ausflügen nach Staten-Island, Hoboken und in die übrige Umgebung mit ihren Landhäusern, Parks und Flecken spreche ich nicht. Man muss dergleichen sehen, nicht beschreiben.

Neu war mir, da ich bis dahin die City von London noch nicht kannte, das grossartige Getreibe in dem Geschäftsviertel um Wall Street, gegen welches das in den übrigen amerikanischen Städten verschwindet.

Jeder Geschäftsmann hat hier seine Office, sei es auch mit mehreren zusammen in einem Zimmer, da die Miethe des kleinsten Raumes hier unglaublich theuer ist. In einem Hause finden sich oft 50 bis 100 Offices. Die Häuser sind hier ganz mit Firmen beschrieben, oft fast an jeder innern Treppenstufe eine andere Firma.

Das Geschäft drängt sich hier auf einem so kleinen Raum zusammen, dass eigentlich den ganzen Tag Börse auf der Strasse und in allen Häusern ist. Es besteht wohl auch noch eine Bonds-Börse, in welcher aber nur ein Theil der Geschäfte abgeschlossen wird. Spasshaft erschien mir die berühmte Goldbörse, welche dadurch ihre Bedeutung erhalten hat, dass die Zölle in Gold bezahlt werden müssen und je nach Nachfrage und Angebot der Cours im Verhältniss zum Papiergelde schwankt. Ich bestieg hier den obern Rang, von dem man aus der Vogelperspective dem Schauspiel bequem zusehen konnte.

Das untere Local war ziemlich gedrängt voller Geschäftsleute, angeboten und zugeschlagen wurde jedoch nur in einem kleineren Kreise, um das kleine runde Bassin einer Fontaine in der Mitte des Locals.

Die bietenden Makler erhitzten sich beim Bieten häufig und schrien sich dann derartig an, dass sie kampfbereiten Hähnen glichen, die nur durch das sie trennende Wasser der Fontaine vom Kampfe abgehalten schienen. In den Ecken des Locals waren mehrere Telegraphen-Bureaus etablirt, die alle fünf Minuten den Stand des Courses nach allen Theilen der Vereinigten Staaten telegraphirten.

Um sich einen Begriff vom New-Yorker Handel zu

machen, der hier um Wall Street herum sein Centrum hat, muss man den Umsatz kennen, den die einzelnen Firmen im Laufe eines Jahres in wirklichen Waaren haben; denn Schwindelgeschäfte werden ausserdem auf der Strasse, an den Ecken und in den Hausfluren in einer Höhe gemacht, in welcher manche Artikel vielleicht gar nicht in der Welt existiren. Neben diesem Börsenspiel florirt aber auch der reelle Handel. Der kleinste Artikel hat hier seinen Engros-Kaufmann; das Hauptgeschäft der meisten Sachen befindet sich in so festen Händen, dass Anfänger schwer dagegen aufkommen. So setzt z. B. der Kaufmann Stuart das Jahr durchschnittlich für 60 Millionen Dollars in Drygoods um, d. h. alle Zeuge, Damen- und Herren-Garderobe-Artikel; er ist als geschickter Kaufmann bekannt, der drei Millionen Dollars Einkommen hat, während der Grosshändler Claflen mit 72 Millionen Dollars Umsatz in Waaren nur auf 300,000 Dollars Einkommen geschätzt wird.

Von dem Frühstückslocal aus, wo ich durch den General-Consul Herrn R. einige interessante Kaufleute kennen lernte, wurde mir auch ein ehemaliger Bekannter gezeigt, der sich in der Heimath unmöglich gemacht hatte und nicht ahnte, dass er hier von mir beobachtet wurde. Er stand an der gegenüberliegenden Ecke in anständiger Toilette und spielte die Rolle eines Bauernfängers für eine geheime Spielbank, bei welcher gleiche Unglücksgefährten wie er, die Rolle der Croupiers und des Dienstpersonals übernommen haben. In ähnlicher Weise enden die meisten jungen Leute, die in der Heimath schon keinen Charakter gezeigt haben und von ihren Familien nach Amerika gesandt werden. Mir wurde eine sehr zahlreiche Liste von dergleichen jungen Leuten gezeigt, die mit den besten Empfehlungen nach Amerika gesandt wurden und dort mehr oder weniger untergegangen, wenigstens noch tiefer gesunken sind, als wenn sie zu Hause unter wenn auch noch so geringem Einfluss der Familie geblieben wären.

Soll ein junger Mensch in Amerika prosperiren, so muss ihm vor Allem ein guter Ruf vorangehen, denn die Verkehrsmittel sind heut zu Tage so erleichtert, dass man in

wenigen Tagen stets die Conduite und Qualification jeder bis dahin unbekannten Person erfahren kann. Die Concurrenz junger Leute, die eine anständige Beschäftigung suchen, ist auch in den Vereinigten Staaten bereits gross; zu jedem Berufe gehören ausserdem Vorkenntnisse, die gewöhnlich jenen gleichsam Exilirten abgehen.

Werden nun die mitgebrachten Empfehlungen berücksichtigt, die ihnen von den Ausstellern ohne Kenntniss der amerikanischen Verhältnisse zu Theil geworden sind, so ist meistens die Folge, dass der Betreffende bald wieder in diesem Lande, wo er jeder Versuchung viel mehr als in Deutschland ausgesetzt ist, in seinen alten Fehler verfällt und den ihn Empfehlenden blossstellt. Dieser Fall ist so häufig eingetreten, dass jetzt die besten Empfehlungen gewöhnlich unberücksichtigt bleiben. Da nun schon ohnehin höchst wenige junge gebildete Deutsche in der ersten Gesellschaft anzutreffen sind und jene zahlreichen Verunglückten häufig noch mit Titeln das Deutschthum an den Pranger stellen, so konnte ich mich nicht wundern, wenn ich als deutscher Edelmann überall mit grossem Misstrauen und so lange als Aventurier aufgenommen wurde, bis der Zweck meiner Reise bekannt war. Es ist sehr übel, dass sich die Mehrzahl aller verunglückten Deutschen der höhern Stände nach den Vereinigten Staaten begiebt, wo sie in dieser jährlich an Bedeutung wachsenden Nation ihrem Stande einen so schlechten Ruf verschaffen.

Die Sympathie mit Frankreich, welche ich bisher überall in der ersten amerikanischen Gesellschaft fand, erkläre ich nur aus der geringen Berührung, welche dieselbe mit Deutschen hat und was England betrifft, aus der allgemeinen Abneigung gegen dies ehemalige Mutterland.

Uebrigens können glücklicher Weise seit den neueren Verträgen die Flüchtlinge wegen vieler Vergehen in den Vereinigten Staaten weiter verfolgt und von denselben ausgeliefert werden, so dass sie besser thun nach Neu-Holland zu gehen, das ja Verbrecher-Colonien seinen Ursprung dankt.

Hat ein junger Mann nur Unglück gehabt, aber einen ehrenhaften Charakter bewahrt, so findet er in den Vereinig-

ten Staaten allerdings Gelegenheit, eine gesicherte Zukunft zu begründen, nicht aber in den volkreichen Städten des Ostens, sondern im fernen ungeordneten Westen, wo das Leben freilich vieler Civilisationsgenüsse entbehrt.

Nachfrage nach jedwedem Arbeiter ist dort stets vorhanden. Wer die Sprache erlernt hat, etwas Geld, einige Bildung und Geschick besitzt, kann bei festem Charakter dort durch sich selbst sein materielles Glück gründen. Die vielseitig empfohlenen charakterlosen Leute ziehen aber vor, in den grossen Städten zu verweilen, wo sie nach und nach immer tiefer sinken.

In der Nähe von Wall Street liegt Castle Garden, das ehemalige Theater, in welchem Jenny Linds Stimme die Amerikaner entzückte. Jetzt ist es zur ersten Aufnahme aller in New-York landenden Einwanderer bestimmt und zu diesem Zweck vom Staate New York den Commissioners of Emigration übergeben, welche die ganze Einwanderung controlliren und schützen, ohne dem Staate Kosten zu verursachen. Jeder Schiffscapitän muss dazu für jeden Einwanderer c. $2^1/_2$ Dollars entrichten, welche er ins Fahrgeld einrechnet. 216,637 Einwanderer, welche das Jahr zuvor, also 1868 hier angelangt waren, ergaben eine Einnahme von ca. $^1/_2$ Million Dollars. Alle diese Einwanderer, worunter 100,000 Deutsche, wurden durch kleinere Boote bei Castle Garden ans Land gesetzt und mussten hier durch eine einzige unscheinbar kleine Thür passiren, die Haupteingangsthür für die Einwanderung in Nord-Amerika.

Das Nationale jedes Einwanderers, der nicht in der ersten und zweiten Cajüte der Postdampfschiffe Platz genommen hat, wird hier aufgenommen und für ihn solche Fürsorge getroffen, dass er vor jeder Uebervortheilung möglichst geschützt ist.

Castle Garden besitzt hauptsächlich drei Locale: die grosse Rotunde, in die die Einwanderer vorläufig eintreten und Beamte vorfinden, die alle europäischen Sprachen sprechen. Hier wird ihr Geld gegen amerikanisches gewechselt; hier finden sie deponirte Briefe und für sie durch Freunde

angewiesene Gelder vor, können auch schreiben und telegraphiren, aber mit keinem Amerikaner sprechen, da Niemandem der Eintritt erlaubt ist. Kommen Angehörige, um sie zu empfangen, so darf dies nur in den anstossenden Sprechzimmern in Gegenwart der Beamten geschehen, damit keine Betrüger die Einwanderer hintergehen. Man muss gestehen, dass alle Einrichtungen so vorsorglich getroffen sind, dass nur höchst misstrauische Einwanderer, die nicht ganz offen gegen die Beamten sind, Gaunern ausserhalb von Castle Garden in die Hände fallen können und doch haben gerade deutsche Auswanderer, die nach den angestellten Ermittelungen zum grössten Theil einen kleinen Besitz in Geld oder Sachen mitbringen, häufig das Unglück oder vielmehr die Thorheit, Gaunern in die Arme zu laufen, welche ihr Opfer rücksichtslos ausplündern. Zur vorläufigen sichern Unterbringung deutscher Einwanderer ist deshalb von einer deutschen gemeinnützigen Gesellschaft 1873 das deutsche Emigrantenhaus gegenüber von Castle Garden in der State-Street No 16 gegründet, woselbst nur für Kost und Logis ein mässiger Preis gezahlt wird, alle andern Dienste aber unentgeltlich geschehen.

Ein zweites Local in Castle Garden enthält die Büreaus der Express-Compagnien, welche das Gepäck übernehmen und nach den verschiedenen Bahnhöfen expediren; die Einwanderer erhalten jede Auskunft über die nächste einzuschlagende Route nach ihrem Reiseziel und werden nach den Bahnhöfen geleitet, um sie vor jeder Uebervortheilung zu schützen.

Ein drittes Local ist endlich das Arbeitsnachweisungs-Büreau für Arbeiter, welche ohne Engagement anlangen. Es hatte 1868 über 32,000 Einwanderer mit Arbeit versehen. In Castle Garden halten sich die Einwanderer nur einige Stunden auf. Wer krank anlangt, brodlos ist und nicht gleich eine Beschäftigung findet, wird nach Wards Island eingeschifft. Hier sind grossartige Hospitäler, in welchen 1868 über 246,000 Kranke, ein Kranker einen Tag gerechnet, unterhalten wurden, ebenso Casernen für Frauen und Kinder, getrennt von denen der Männer, in welchen 1868 über

ten Staaten allerdings Gelegenheit, eine gesicherte Zukunft zu begründen, nicht aber in den volkreichen Städten des Ostens, sondern im fernen ungeordneten Westen, wo das Leben freilich vieler Civilisationsgenüsse entbehrt.

Nachfrage nach jedwedem Arbeiter ist dort stets vorhanden. Wer die Sprache erlernt hat, etwas Geld, einige Bildung und Geschick besitzt, kann bei festem Charakter dort durch sich selbst sein materielles Glück gründen. Die vielseitig empfohlenen charakterlosen Leute ziehen aber vor, in den grossen Städten zu verweilen, wo sie nach und nach immer tiefer sinken.

In der Nähe von Wall Street liegt Castle Garden, das ehemalige Theater, in welchem Jenny Linds Stimme die Amerikaner entzückte. Jetzt ist es zur ersten Aufnahme aller in New-York landenden Einwanderer bestimmt und zu diesem Zweck vom Staate New York den Commissioners of Emigration übergeben, welche die ganze Einwanderung controlliren und schützen, ohne dem Staate Kosten zu verursachen. Jeder Schiffscapitän muss dazu für jeden Einwanderer c. $2^1/_2$ Dollars entrichten, welche er ins Fahrgeld einrechnet. 216,637 Einwanderer, welche das Jahr zuvor, also 1868 hier angelangt waren, ergaben eine Einnahme von ca. $^1/_2$ Million Dollars. Alle diese Einwanderer, worunter 100,000 Deutsche, wurden durch kleinere Boote bei Castle Garden ans Land gesetzt und mussten hier durch eine einzige unscheinbar kleine Thür passiren, die Haupteingangsthür für die Einwanderung in Nord-Amerika.

Das Nationale jedes Einwanderers, der nicht in der ersten und zweiten Cajüte der Postdampfschiffe Platz genommen hat, wird hier aufgenommen und für ihn solche Fürsorge getroffen, dass er vor jeder Uebervortheilung möglichst geschützt ist.

Castle Garden besitzt hauptsächlich drei Locale: die grosse Rotunde, in die die Einwanderer vorläufig eintreten und Beamte vorfinden, die alle europäischen Sprachen sprechen. Hier wird ihr Geld gegen amerikanisches gewechselt; hier finden sie deponirte Briefe und für sie durch Freunde

angewiesene Gelder vor, können auch schreiben und telegraphiren, aber mit keinem Amerikaner sprechen, da Niemandem der Eintritt erlaubt ist. Kommen Angehörige, um sie zu empfangen, so darf dies nur in den anstossenden Sprechzimmern in Gegenwart der Beamten geschehen, damit keine Betrüger die Einwanderer hintergehen. Man muss gestehen, dass alle Einrichtungen so vorsorglich getroffen sind, dass nur höchst misstrauische Einwanderer, die nicht ganz offen gegen die Beamten sind, Gaunern ausserhalb von Castle Garden in die Hände fallen können und doch haben gerade deutsche Auswanderer, die nach den angestellten Ermittelungen zum grössten Theil einen kleinen Besitz in Geld oder Sachen mitbringen, häufig das Unglück oder vielmehr die Thorheit, Gaunern in die Arme zu laufen, welche ihr Opfer rücksichtslos ausplündern. Zur vorläufigen sichern Unterbringung deutscher Einwanderer ist deshalb von einer deutschen gemeinnützigen Gesellschaft 1873 das deutsche Emigrantenhaus gegenüber von Castle Garden in der State Street No. 16 gegründet, woselbst nur für Kost und Logis ein mässiger Preis gezahlt wird, alle andern Dienste aber unentgeltlich geschehen.

Ein zweites Local in Castle Garden enthält die Büreaus der Express-Compagnien, welche das Gepäck übernehmen und nach den verschiedenen Bahnhöfen expediren; die Einwanderer erhalten jede Auskunft über die nächste einzuschlagende Route nach ihrem Reiseziel und werden nach den Bahnhöfen geleitet, um sie vor jeder Uebervortheilung zu schützen.

Ein drittes Local ist endlich das Arbeitsnachweisungs-Büreau für Arbeiter, welche ohne Engagement anlangen. Es hatte 1868 über 32,000 Einwanderer mit Arbeit versehen. In Castle Garden halten sich die Einwanderer nur einige Stunden auf. Wer krank anlangt, brodlos ist und nicht gleich eine Beschäftigung findet, wird nach Wards Island eingeschifft. Hier sind grossartige Hospitäler, in welchen 1868 über 246,000 Kranke, ein Kranker einen Tag gerechnet, unterhalten wurden, ebenso Casernen für Frauen und Kinder, getrennt von denen der Männer, in welchen 1868 über

307,000 Personen, à Person einen Tag gerechnet, untergebracht waren. Mittellose Einwanderer haben bis zwei Jahre nach ihrer Landung Anspruch auf Aufnahme in Wards Island. Hier befindet sich auch ein Irrenhaus für Einwanderer, Kirchen verschiedener Bekenntnisse, kurz eine kleine Stadt für sich; die halbe Insel ist für diesen Zweck angekauft.

Aus dem mir eingehändigten Jahresbericht des Commissioners of Emigration entnehme ich, dass auch für 432 Personen die Rückreise nach Europa bestritten wurde, auch 470 anderweites Reisegeld erhielten und viele andere Wohlthaten den Einwanderern zu Theil wurden.

Alljährlich werden die Einrichtungen verbessert und alle Misshandlungen der Einwanderer zur Sprache gebracht, die sich auch auf die Behandlung während der Seefahrt erstrecken. Namentlich hat der nach Deutschland zurückgekehrte langjährige Commissioner Herr Friedrich Kapp das grosse Verdienst, die Einrichtungen zum grossen Theil hervorgerufen und verbessert zu haben.

Von Castle Garden fuhr ich durch den schon beschriebenen langen Broadway, in welchem New-York besondern Staat mit seinen Konstablern macht, die hier sämmtlich von einer Grösse sind, als ob sie bei der Leib-Compagnie des ersten Garde-Regiments in Potsdam gestanden hätten, nach Fifth Avenue-Hôtel zurück, um am Abend in der äussersten Verlängerung dieser Verkehrsader den Centralpark zu besuchen, welchen die Stadt New-York vor einigen Jahren auf dem einzigen dazu disponiblen Fleck der Insel für ca. 11 Millionen Dollars anlegen liess. Der Untergrund ist meist Fels, auf welchen Erde aufgefahren ist; für die Baumpflanzungen wurden daher Sprengungen nöthig. Jetzt zieren ihn die geschmackvollsten englischen Parkpartien, denen ein durchfliessender Bach zu statten kommt. Hier sah ich die ersten heimathlichen Sperlinge wieder, die in Amerika nicht zu Hause und mit vieler Mühe importirt sind. Man bezahlte fünf Dollars für das Paar, da die meisten auf der Ueberfahrt starben.

Auch auf mehreren Plätzen New-Yorks hat man den

Spatzen besondere Pavillons zum Nisten gebaut, so dass für die Vermehrung dieses Thieres, dessen Nutzen bei uns neuerdings sehr in Frage gestellt ist, nicht besser gesorgt sein kann.

Der Centralpark vertritt den Thiergarten von Berlin, den Hydepark von London oder den Bois de Boulogne von Paris. Gegen Abend trifft man dort in der kühleren Jahreszeit die reichern New-Yorker zu Pferde und in eleganten Equipagen. Mit Herrn R. besuchte ich den dort gelegenen Sommergarten, in welchem nach Krollschem Genre recht gut musicirt wurde.

New-York war schon zu heiss, um den Theatern Geschmack abzugewinnen; indessen wurde sowohl in Booth- als auch Wallakstheater nicht übel gespielt.

Auch besuchte ich bei meiner späteren Anwesenheit 1872 die Academy of music, ein Opernhaus, und hörte dort Frau Lucca singen, die aber im Wettkampf mit der gleichzeitig gastirenden Sängerin Nilsson nicht den gewohnten Triumph feierte.

Neunzehntes Capitel.

Von New-York nach New-Port-Boston. — Einfluss der Puritaner. — Kunst und Wissenschaft. — Temperance-Gesetz. — Spiritisten. — Thankgivingsday. — Zurück nach New-York — Auswanderung von Kaufleuten.

Am 16. Juli verliess ich New-York mit einem grossen Küstendampfer vom East River aus, um den letzten Ausflug über New-Port nach Boston zu machen. Die Fahrt durch den Long Island-Sund war recht unterhaltend, wir schifften hart bei der Insel vorbei, auf welcher die New-Yorker Gefängnisse angelegt sind. Das Schiff war sehr besetzt und wich nur wenig von der Einrichtung der grossen Flussdampfer ab.

Nach neunstündiger Fahrt landeten wir an der Küste von Rhode-Island in New-Port, dem fashionablesten Seebade der Amerikaner. Dasselbe Leben war hier wie in Saratoga, grosse Hôtels, Villen, Promenaden, Equipagen, grosser Luxus der Damen in Toiletten, aber das Bad selbst ziemlich schwach. Herren und Damen badeten wie in Ostende im Kostüm an einer Bucht, in welcher der Wellenschlag jedoch recht gering war. Da ich in Ermangelung von Bekanntschaft keinen Anziehungspunkt fand, eilte ich am folgenden Morgen weiter nach Boston. Ich nahm den kürzeren Landweg, der durch die überall bebaute hübsche Gegend vorzuziehen ist.

Die Staaten, die ich passirte, heissen Neu-England-staaten, welche auf dem von James I. der Plymouth-Com-

pany gewährten Landstrich entstanden sind. Bereits 1643 schlossen sich die damals hier bestehenden Colonieen als „Vereinigte Colonien von Neu-England“ besonders zusammen, als sie auf der einen Seite von Indianern, auf der andern von Holländern und Franzosen bedroht waren. Sie zählten damals 20,000 Seelen in ungefähr 50 Dörfern, nachdem erst 1620 die Einwanderung dorthin begonnen hatte. Es waren dies die damals in England verfolgten Puritaner, jene streng religiöse Secte, die mit einer überzeugten Liebe für die bürgerliche und religiöse Freiheit ein strenges Leben nach den Vorschriften der Bibel, zum Theil des alten Testaments, und eine schroffe Abneigung gegen jede Lustbarkeit oder Vergnügen verbanden. Sie liebten kalt und würdevoll zu sein, waren dabei aber unternehmend, fleissig und moralisch. Zinsen durften beim Geldleihen nicht erhoben werden. Der Sonntag wurde streng geheiligt. Anlangenden Christen wurde wohl eine Zufluchtsstätte und Unterstützung gewährt, fremde Geistliche und Jesuiten mussten aber das Land sofort verlassen. Bald wurden sie in der neuen Heimath immer unduldsamer, verfolgten Andersgläubige und liessen sogar einige friedfertige Quäker ihres Glaubens willen enthaupten, während andere aus den Colonien verbannt wurden.

1620 waren die ersten hundert Puritaner oder Pilgrimme, wie sie in Amerika heissen, auf dem Schiff Mayflower an der Küste von Massachusetts gelandet und gründeten hier auf dem Gebiete der Wampanoag-Indianer die Stadt Plymouth. Boston wurde erst 10 Jahre später von einem neuen Nachschub gegründet und nach einer kleineren Stadt im englischen Lincolnshire benannt. Die Conföderation der Neu-England-Colonien gab das Vorbild für den späteren Bund der Vereinigten Staaten. Neben den Bundespflichten behielt jede Colonie ihre Selbstverwaltung, die von den Puritanern ganz republikanisch eingerichtet wurde. Sie fand wie viele puritanische Einrichtungen im Laufe der Zeit in den Vereinigten Staaten allgemeine Verbreitung.

Karl I., der die Puritaner verfolgte, sandte einen Gouverneur nach Boston und ernannte eine Commission, um eine

welcher dann den einheimischen Fabrikanten einen vermehrten Gewinn abwirft. Das Gesetz ist von andern Staaten im Osten ebenfalls eingeführt, je nach der Majorität in den gesetzgebenden Körperschaften mitunter auch schon wieder abgeschafft. Eine ähnliche Erscheinung bot der vor zwei Jahren von fanatischen Ladies und Priestern an vielen Orten der Vereinigten Staaten gegen die Spirituosen angeregte Kreuzzug, bei welchem die Händler durch Bitten und Gesang so lange belästigt wurden, bis sie ihre Läden zu schliessen versprachen.

Anständige Familien halten sich fern von dergleichen Excentricitäten, die in Nord-Amerika auf allen Gebieten zu Tage treten. So wird in Boston von zahlreichen Vereinen der Spiritismus kultivirt, der in allen grösseren Städten der Union seine Anhänger und Vereine zählt. Von den verschiedenen Zeitschriften, durch welche sie mit einander in Verbindung stehen, nahm ich mir eine in Boston von ihnen unterhaltene Zeitung „the banner of the light" mit, in welcher Seelen verstorbener Menschen Mittheilungen verschiedenster Art machen. Es geschieht dies durch ein sogenanntes Medium, d. h. eine Person, welche sich mit der Geisterwelt in Verbindung zu setzen weiss, sei es durch Klopfen der Geister oder andere Erscheinungen. Selbst Novellen dictiren diese Geister durch die Medien. Auch unternehmen Medien mit Hülfe der Geister Krankheiten zu heilen.

Fast unglaublich ist, dass es Menschen giebt, welche alle diese Mittheilungen für wahrheitsgemäss halten. Ich las die Berichte einiger Versammlungen, welche sich mit den Geistern in solchen Verkehr zu setzen wussten, dass sie in halbdunklen Lokalen die Gesichter und Hände Abgeschiedener ja sogar einen verendeten Pudel wiedergesehen haben wollten, ohne dass die Erscheinungen Schatten warfen. Sogar Reden wurden in diesen Versammlungen an die anwesenden Lebenden wie Verstorbenen gerichtet, worauf die Geister häufig an der Diskussion theilnehmen.

Die Spiritisten halten wie die politischen, socialen und religiösen Secten ihre Meetings oder Conventionen ab, auf

denen sie neben dem Austausch von Gedanken und Ideen zu gewissen Resolutionen gelangen. Geschickte Advokaten haben sich auch dieser Spiritisten bemächtigt und treiben mit ihnen verschiedenen Missbrauch.

Auf einem Boot nahm ich den Hafen von Boston in Augenschein, dessen Handel unter dem Drucke leidet, den New-York auf alle nordamerikanischen Häfen ausübt. Ausser den englischen Cunard-Dampfern, welche hier auf der Fahrt nach New-York anlegen, besteht kein direkter Dampferverkehr mit Europa. Küstenhandel und Ausfuhr von Nutzholz nach England scheint die Rheder hauptsächlich zu beschäftigen. Als Industriestadt hebt sich Boston mehr und zählt schon 250,000 Einwohner, zu denen noch 150,000 in gesonderten Vorstädten treten.

Ausser dem obligaten Stadtpark, der hier in der Mitte der Stadt liegt und sorgsam gepflegt wird, wurde mir die Besichtigung des Denkmals empfohlen, das zum Andenken an die dort geschlagene Schlacht von Bunker Hill (den 17. Juni 1775) errichtet ist. Sehenswerth ist es jedoch nicht und statt des Schlachtfeldes sieht man eine mit Häusern bedeckte Vorstadt. Bekanntlich brach in Boston die durch auseinander gehende Interessen lange vorbereitete Revolution von 1775 zuerst aus, als der dort commandirende englische General Gage am 18. April ein Detachement von 800 Mann von Boston nach Concord sandte, um ein Magazin von Waffen und Munition aufzuheben. Auf dem Marsche hatte sich bei Lexington Miliz versammelt, welche vom Major Pitcairn aufgefordert wurde, auseinander zu gehen, und da dies nicht geschah, von der Truppe Feuer erhielt. Damit war das Signal zum Kampf mit den Waffen gegeben. Ueberall wurde Sturm geläutet, das Zeughaus wurde zwar aufgehoben, doch auf dem Rückmarsch aus den Häusern und Hecken von den Einwohnern gefeuert, so dass die Truppe mit starkem Verlust den Rückzug bewerkstelligte. Der hierauf erfolgende lange Kampf entriss wohl England seine schönsten Colonien, befreite es aber von einem Volke überzeugter Republikaner.

Auf einem kleinen Dampfer besuchte ich am Nachmittage

mit dem norddeutschen Consul Herrn G. das nahe gelegene Seebad Nahant, in welchem sich die Aristokratie Neu-Englands während der heissen Jahreszeit zusammen zu finden pflegt. Herr G., ein alter Sportsman, hielt zwei schöne Pferde bereit, auf welchen wir die hübsche Halbinsel beritten, an deren Spitze das Seebad mit seinen einfachen Häusern liegt, dessen Gäste dem Luxus von New-Port die Einfachheit und kräftigen Wellenschlag vorzuziehen scheinen. In nähere Bekanntschaft mit den graciösen Ladies zu treten, erlaubte mir meine Zeit nicht; ich fuhr vielmehr über Hartford, wo sich Colts Revolverfabrik befindet, und New-Haven nach New-York zurück. Zwei Jahre später kam ich noch einmal in die Gegend von New-Haven am Thankgivings Day, einem amerikanischen Festtag, der seinen Ursprung auf die Zeit der ersten puritanischen Einwanderung in Plymouth zurückführt, welche nach einem Jahre voll von Entbehrungen und Noth eine besonders gute Ernte gemacht hatte.

Vertrat dieser Festtag früher im Osten gleichsam unser Ernte-Dankfest, so ist er seit dem letzten Bürgerkriege zum Nationalfesttag ausgewählt und wird auch ausser in den katholischen Kirchen allgemein kirchlich gefeiert. Am letzten Donnerstag im November versammeln sich zu diesem Festtag die meisten Familien und verzehren in hergebrachter Weise zu Mittag ihren Truthahn, der sich übrigens in diesem Lande durch Wohlgeschmack ausgezeichnet.

Nach New-York zurückgekehrt, blieben wir noch einige Tage bis zum Abgang des Lloyd-Dampfers, die zum Theil in liebenswürdiger Gesellschaft schnell dahin flogen. Man kann sich in dieser Metropole ganz gut unterhalten, wenn man angenehme Beziehungen besitzt.

Barnums Museum und die Theater zogen mich in dieser heissen Jahreszeit weniger an als die Natur. Ich benutzte die Zeit meist zu kleineren Ausflügen nach Staten Island, Long Island und Hoboken. Auch den Greenwood-Kirchhof besuchte ich, den die New-Yorker in Brooklyn angelegt haben. Die vielen kostbaren Denkmäler und guten Arrangements in hügligem Terrain legen ein Zeugniss von der

Verehrung ab, welche die Amerikaner ihren Verstorbenen zollen.

In kühlerer Jahreszeit ist New-York ein klein Paris. Nach jeder Richtung hin kann man seine Unterhaltungen finden, allerdings mit bedeutend höherem Aufwande als wir es in Europa gewöhnt sind.

Um meine Reise-Requisiten zu vervollständigen, besuchte ich noch das am Broadway gelegene Detailgeschäft des Kaufmanns Stewart, das noch grösser als der Bon Marché in Paris und daher wohl das grösste Detailgeschäft auf der Welt ist. Das Gebäude nimmt ein ganzes Häuser-Quadrat ein und bildet einen grossen Saal, in dessen Innerm alle Damen- und Herren-Artikel in vier Etagen von einigen hundert Commis verkauft werden, während das fünfte Stockwerk von den Comptoirs eingenommen wird.

Herr Stewart kam als armer Irländer in jungen Jahren nach New-York und gründete bald einen Laden, mit dem er wie die übrigen Shopkeeper in der Stadt herum wanderte. Die Ladenhalter nämlich, welche dieselbe Sorte von Artikeln feilbieten, wohnen in New-York meist zusammen. Es kommt häufig vor, dass sie mit einer Stadtgegend unzufrieden sind und dann sämmtlich nach einer andern wandern. Herr Stewart gründete mit der Zeit dies grosse Detailgeschäft und das noch bedeutendere in der Gegend von Wall Street befindliche Engros-Geschäft. Er ist der Typus des niemals rastenden Amerikaners. Trotzdem er kinderlos ist, scheint sein ganzes Lebensziel im Geldmachen zu bestehen.

Wenn ich bisher nur der Auswanderung der Colonisten, Arbeiter und Handwerker Erwähnung gethan, um darauf hin zu deuten, wie derselben vielleicht zu steuern ist, so bleibt noch die Auswanderung eines Standes übrig, die entschieden zu empfehlen und zu fördern ist.

Während dem Staate aus der Auswanderung jener Schichten der Bevölkerung nur Nachtheile erwachsen, so lange eben noch keine Uebervölkerung wie in Theilen Gross-Britanniens eingetreten ist, so gewährt die Auswanderung des jungen Kaufmannstandes nur Vortheile. Er eröffnet neue

Absatzwege für die Erzeugnisse der vaterländischen Industrie. Er gründet deutsche Kaufmannshäuser, deren Ansehen in halb barbarischen Staaten früher grössern Einfluss ausübte als diplomatische Unterhandlungen ohne reellen Rückhalt. Diese Männer beseelt dann das sehnsüchtigste Verlangen nach der Rückkehr ins Vaterland, sobald sie ein Vermögen gesammelt haben, wozu jenseits des Oceans jedem intelligenten Kaufmann hinreichende Gelegenheit geboten ist.

Englands grosser Reichthum ist zum grossen Theil aus diesem Stande hervorgegangen oder durch ihn hervorgerufen. In den sogenannten Mittelständen ist dort ganz gebräuchlich, dass die Söhne wenig bemittelter Familien nach Erlangung einer leidlichen Schulbildung und geringer praktischer Ausbildung noch jung als Kaufmann nach irgend einem Handelsplatz eines andern Welttheils gesandt werden und erst als wohlhabende oder reiche Kapitalisten in die Heimath zurückkehren, wo sie dann bei ihrer Kenntniss der Verhältnisse in den überseeischen Ländern sich mit ihren Kapitalien an gewinnbringenden Unternehmungen weiter betheiligen und so zu jenem rapiden Wachsthum des National-Reichthums beitragen. Ueberall sind es englische Gesellschaften, die Eisenbahnen, Gasanstalten, Wasserleitungen, Dampfschiffverbindungen etc. anlegen und mit den Vortheilen der Unternehmung auch noch die Verwendung englischer Ingenieure, Einrichtung lucrativer Verwaltungsposten für Landsleute und Bezug aller Materialien aus England verbinden.

Im deutschen Reiche sind eben noch nicht so viele Kapitalien flüssig, dass sie ihren Weg bereits in's Ausland nehmen. Es stocken hier noch viele Unternehmungen wegen Mangels an Kapital.

Der grosse Kaufmannsstand ist in den deutschen Staaten ausser in den Hansestädten ein nur sehr geringer im Vergleich zu England und Nord-Amerika.

Die Binnenverhältnisse haben auch dem inländischen Kaufmannsstande mehr eine kleine Binnenrichtung gegeben. Im Vergleich dazu hat die Industrie einen unverhältnissmässig grösseren Aufschwung erfahren und wird es noch

mehr, wenn sich ihr neue Abzugskanäle eröffnen und die Auswanderung in der Arbeiterbevölkerung nicht ausartet.

Die Auswanderung junger Kaufleute würde daher so viel als möglich zu begünstigen sein, ebenso die Ergreifung dieses Berufes seitens der Söhne unsers unbemittelteren gebildeten Mittelstandes, welche die höheren Lehranstalten und Universitäten überschwemmen und schliesslich bei der grossen Concurrenz in allen Branchen es häufig nur zu einer kümmerlichen Existenz bringen, deshalb aber den stets unzufriedenen und umwälzungssüchtigen wegen seiner Bildung gefährlichen Theil der Bevölkerung bilden.

Wie viel erleichterter ist der Besuch der englischen und noch tiefer stehenden schottischen Universitäten, und doch wie unvergleichlich besuchter sind die deutschen, ja schon die obern Klassen der vielen höhern Lehranstalten!

Mit dieser Ueberbildung wird dem Staate weniger genützt, als mit einer Ableitung in die angedeutete Richtung. Durch die Presse mit Unterstützung der Consulate könnte sie angebahnt werden. In den Real- und Mittelschulen könnte auf die Chancen einer zeitweiligen Auswanderung aufmerksam gemacht werden, namentlich wenn mehr Gewicht auf die Erlernung fremder Sprachen gelegt würde. Als solche genügen für Nord-Amerika und alle transatlantischen Häfen die englische, welche von 90 Millionen Menschen gesprochen wird, für Süd-Amerika das Spanische, welches 55 Millionen sprechen, in Brasilien das Portugiesische, während französisch nur von ca. 45 Millionen Menschen gesprochen wird und deutsch von 70 Millionen.

In allen Staaten Süd-Amerikas ist der deutsche Buchhalter und Commis der gesuchteste. Seine Zuverlässigkeit und Bildung hat ihm den Vorzug vor denen anderer Nationen eingeräumt. Ich habe mehrere kennen gelernt, die als unbemittelte Lehrlinge in ein Kaufmannshaus getreten und jetzt Chefs der Häuser waren.

Läge Berlin am Meere, so würden die Vorzüge desselben in weit grösserem Maasse zur Geltung kommen und weit mehr junge Handelsbeflissene ihre Jugend in fremden Ländern

zubringen, als hier in beschränkten Verhältnissen irgend einer kleinen Stadt ihr Leben zu beschliessen.

Diese zeitweilige Abwesenheit in überseeischen Ländern würde in weitere Kreise verbreitet und auch mehr ausgebeutet werden, während jetzt nur die Hansestädte davon Nutzen ziehen, wo auch der Einfluss einer andern Weltanschauung des heranwachsenden Geschlechts auf gesunde staatliche Verhältnisse nicht zu verkennen ist.

Während es nun im Interesse des Vaterlandes liegt, dass sich die jungen deutschen Kaufleute über die ganze Welt verbreiten, muss man wünschen, dass der Strom der übrigen Auswanderung nicht eine gleiche Zersplitterung erfährt, sich vielmehr möglichst concentrirt auf ein bestimmtes Land ergiesst, um dort das Deutschthum und damit eine dauernde Verbindung mit der alten Heimath zu erhalten.

Wohin wendet sich nun jetzt die Auswanderung, und wohin wäre sie vielleicht zweckmässiger zu leiten?

Zwanzigstes Capitel.

Der Auswanderungsstrom. — Wohin ist er am vortheilhaftesten zu leiten? — Sind Colonien wünschenswerth?

Die statistische Nachweisung der Auswanderung ergiebt bis 1874 mit Ausnahme der Kriegsjahre eine erhebliche jährliche Zunahme, von der in den letzten 12 Jahren ca. 68% nach Nord-Amerika, besonders New-York auswanderten, 7% in andere aussereuropäische Länder, und 25% in Europa verblieben.

Im Fiskaljahre 1868/1869 betrug die deutsche Einwanderung in Nord-Amerika allein 132,537 Personen, 1871/1872 155,595 Seelen.

Wenn nun auch im Jahre 1874 seit langer Zeit die Auswanderung nach Nord-Amerika auf nicht 100,000 Seelen berechnet wird und circa 60,000 sogar von Amerika zurückgewandert sein sollen, so ist doch der Strom noch in Bewegung, der nur durch die Geldkrisis und den Stillstand vieler Fabriken einen Rückstau erhalten hat, wie solches nach der Geldkrisis von 1857 schon einmal der Fall war. Die Arbeiter, welche sich zur Zeit in den deutschen Staaten ebensogut und besser stehen wie drüben, sind zurückgekommen und halten hoffentlich auch manchen Colonisten von dem schon gefassten Entschluss ab, aber für die Rückwanderung der Colonisten ist kein Grund vorhanden. Mag

westlich der Cordilleren gelegene Land als Ziel für den grossen Auswanderungsstrom zu klein, die Reise dorthin um das Cap Horn auch zu weit. Chile wird sich mit seiner im Verhältniss zu seiner Grösse stärksten Bevölkerung in Süd-Amerika aus sich heraus schnell weiter entwickeln und consolidiren; die Erhaltung näherer Beziehungen jener deutschen Districte mit dem Mutterlande werden denselben gewiss nur zum Vortheil gereichen.

Näher liegen die La Plata-Länder, in denen Alles mit wenig Arbeit gedeiht, was der Mensch zum Lebensunterhalt bedarf, nämlich Getreide und Vieh. Die Einheimischen treiben jetzt fast ausschliesslich Viehzucht und die meist aus Italienern und andern Romanen bestehende Einwanderung befasst sich eben so wenig mit Ackerbau. Es fehlt der deutsche Colonist, um diese Länder reich zu machen. Wenn es gelänge, den Strom der deutschen Auswanderung dahin zu leiten oder auch nur einen guten Procentsatz derselben, so ist der Zeitpunkt abzusehen, wo die dortige bereits von mir früher geschilderte einheimische Race von der deutschen überfluthet sein würde. Sieht man von Paraguay und der orientalischen Republik mit ihren noch wilderen Zuständen vorläufig ab, so bleibt die schon in besserer Entwickelung begriffene argentinische mit nur $1^1/_2$ Million Seelen auf einem viermal grösseren Territorium als Preussen. Der Deutsche in Süd-Amerika bleibt deutsch, conservirt Sprache, Sitten und Gewohnheiten; er geht weder in der portugiesischen noch spanischen Race auf. Es könnte sich am La Plata, gegen dessen Bedeutung der Amazonenstrom schon des Klimas wegen nie aufkommen kann, ein neues deutsches Reich bilden, das dem Mutterlande stets von Nutzen sein würde, namentlich da es Küsten besitzt, die unserer Handelsflotte in dortigen Gewässern bei europäischen Verwickelungen eine angenehme Zuflucht gewähren könnten.

Dass dies Land zum deutschen Reiche in ein näheres Verhältniss als ein freundschaftliches treten würde, ist unwahrscheinlich, da die Vereinigten Staaten mit ihrer Monroe-

Doctrin wohl einer engern Verbindung sich widersetzen würden.

Zur Ableitung der Auswanderung deutscher Colonisten nach dem La Plata ist es erforderlich, dass dieselben Alles dort finden, was ihnen die Ansiedelung in Nord-Amerika erleichtert. Die Argentiner wünschen im Allgemeinen die deutsche Einwanderung; es dürfte daher nicht schwer fallen, den Colonisten durch Verträge solche Bedingungen auszuwirken, dass die Sicherheit ihrer Person und des von ihnen zu erwerbenden Eigenthums garantirt ist. Als solche Bedingungen möchten sich empfehlen:

1. Die billige Erlangung von Grundbesitz. Der Einwanderer muss freier Herr werden ohne Abhängigkeit von einem grossen Grundbesitzer. Verpflichtungen darf er nur gegen den Staat übernehmen und nur solche, die er in wenigen Jahren abtragen kann, falls er ohne jegliche Mittel anlangt; denn die dortigen Verhältnisse gestatten, ihm Land und Vieh für sehr geringe Summen zu überlassen. Das Land gehört zum Theil noch dem Staate wie z. B. zwischen Buenos Ayres und dem Rio negro sowie im Gran Chaco; auch würden leicht Gesetze durchzubringen sein, durch welche die Grossgrundbesitzer genöthigt werden, Land, welches sie nie bebaut haben, dem Staate für die Einwanderung zu verkaufen.

2. Einrichtung eines Einwanderer-Landungs-Depots in Buenos Ayres nach dem Muster von Castle Garden in New-York.

3. Mindestens zehnjährige Befreiung von jeder Wehrpflicht und allen Abgaben.

4. Wahl des Einwanderers, ob er das Bürgerrecht erwerben oder deutscher Unterthan verbleiben will u. a. m.

Eine grössere Schwierigkeit bietet der Mehrbetrag der Passage nach Buenos Ayres gegen die nach New-York. Brasilien hat denselben früher selbst bezahlt; Argentinien, dessen Finanzen trotz aller Unterschleife ganz günstig liegen, würde sich dazu auf eine Reihe von Jahren für eine gewisse Anzahl Personen vielleicht ebenfalls verpflichten. Ist der

Zug erst im Gange, so zieht er bald Andere nach, wenn er prosperirt; andern Falls ist auch nur zu wünschen, dass er inhibirt wird.

Die grösste Schwierigkeit bleibt, den Strom der Auswanderung im bisherigen Lauf aufzuhalten und ihn in eine neue Richtung zu lenken. Im Inlande kann dies selbstverständlich nicht geschehen, da dadurch der Auswanderungstrieb angespornt würde; es kann dies also nur in den Auswanderungshäfen angestrebt werden.

Jene grosse Zahl, welche sich bereits in Nord-Amerika durch Bekannte und Verwandte ihre Zukunft sicher gestellt hat, bevor sie die Heimath verlässt, wird natürlich ihr Reiseziel verfolgen, aber auf jene auch nicht unbedeutende Zahl von Personen, welche vom Auswanderungsfieber ergriffen ist und nur mit der Idee auswandert, sich zu verbessern, ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben, könnte mit Erfolg eingewirkt werden.

Noch mehr im Interesse des deutschen Reiches würde es natürlich sein, wenn sich der Auswanderungsstrom in eine dem Reiche gehörende Colonie leiten liess, welche die Kräfte profitirt, die das Mutterland in Europa verliert. Bevor wir uns nach dem dazu geeignetsten Lande umsehen, ist die Frage zu beantworten, ob die Gründung oder Erwerbung von Colonien für das deutsche Reich in der jetzigen Zeit noch von solchem Nutzen ist, dass die Vortheile im geraden Verhältniss zu den Opfern stehen?

Die bestehenden überseeischen Colonien, von denen das Mutterland materielle Vortheile geniesst, sind seit langer Zeit in den Händen Englands, Hollands und Spaniens. Frankreich hat in den letzten 30 bis 40 Jahren in Algier, Cochinchina, Gabon (Westküste des tropischen Afrikas) seine Gelüste nach Colonien mit ganz enormen Kosten an Geld und Menschen befriedigt, ohne dadurch mehr errungen zu haben als grosse und höchst unbequeme Lasten. Wir können uns seine Erfahrungen zu Nutzen machen.

Der blosse Besitz fremder Lande giebt noch nicht die Garantie ihrer Colonisation. Es strömen mehr Franzosen

nach Amerika als in die französischen Colonien. Die Vortheile, die ehemals dem Mutterlande durch Verbot der Einfuhr von Waaren fremder Länder und die Ausschliessung fremder Kaufleute erwuchsen, fallen in neuerer Zeit in Folge der Undurchführbarkeit dieses Prohibitiv-Systems fort.

Während somit alle Nationen fast dieselben Vortheile geniessen, belasten die neuen Länder bei ihrer gewöhnlichen Insolvenz Frankreich mit bedeutenden Ausgaben. Ein Gouverneur mit Beamten, ein Hafen, schliesslich Hafenbefestigungen, wenn nicht gar noch ein ganzes Truppencorps, verursachen die Unkosten. Es ist Nichts zu gewinnen, sondern nur moralisch zu verlieren, wenn man später Länder aufgiebt oder gar aufgeben muss, die sich nicht rentiren oder die im Kriege verloren gehen, wie es den Franzosen mit ihren einzigen rentablen Besitzungen in Ost- und West-Indien durch die Engländer zu Anfang des Jahrhunderts ging.

England hat seine Colonien im richtigen Zeitalter gegründet. Sie haben sich fast alle nach der Anerkennung der jetzigen United States zu quasi selbstständigen mit eignen Budgets bestehenden Reichen entwickelt, die so günstig in den verschiedenen Welttheilen zerstreut liegen, dass schon dadurch sein Uebergewicht über die übrigen Seemächte garantirt ist und bleiben wird, so lange nicht jene Länder eines Tages ihre Selbstständigkeit begründen und vom Mutterlande abfallen.

Mit Ausnahme des in seiner innern Entwickelung fortschreitenden Ost-Indiens ist dies vorläufig nicht abzusehen, da Englands Handelsmarine und Flagge dem einflussreichen Kaufmannsstande die meisten Garantieen bietet — es ist die sicherste Flagge!

Wenn somit im Allgemeinen von Erwerbungen überseeischer Länder, die sich nicht freiwillig unter deutschen Schutz stellen, nur abgerathen werden kann, es sei denn, dass sich die Auswanderung dorthin in solchem Maasse lenken sollte, dass sie die Kosten der neuen Einrichtung selbst bestreitet, so möchte doch behufs Anlage von Verbrecher-Colonien eine Ausnahme zu machen sein.

Unsere Zuchthäuser sind so überfüllt und ihre Unterhaltung ist meistentheils so kostbar, dass die Errichtung einer gut organisirten Straf-Colonie wohl eher eine Kosten-Ersparniss als Vermehrung zur Folge haben würde. Nicht allein für lebenslängliche Zuchthausstrafe wäre Deportation in das Strafgesetzbuch aufzunehmen, sondern schon für jede längere Dauer einer Freiheitsstrafe, da in den Colonien verschiedene Arten von Freiheitsentziehung eingerichtet werden können. Es würden viele Verbrecher, die ihre Strafe abgebüsst haben, in der Colonie verbleiben und sich dort eine Existenz gründen, während sie als Sträflinge natürlich für den Staat zu arbeiten hätten.

Das englische Australien verdankt seine jetzige Bedeutung solchen Verbrecher-Colonien und die sieben Capitanien, aus denen Brasilien entstanden, erhielten im 16. und 17. Jahrhundert auch ihren Hauptzuwachs durch deportirte Verbrecher Portugals.

In Amerika ist für solche Verbrecher-Colonien kein Land mehr, in Polynesien, den Inselgruppen zwischen Australien und Amerika, dürfte eher ein geeignetes Land zu finden sein. Wenn diese Inseln auch bereits nominell von andern Flaggen in Besitz genommen sind, so würde doch ein Abkommen wegen Anlage von Verbrecher-Colonien auf keine Schwierigkeiten stossen.

Könnte man gelegentlich die Philippinen erlangen, was bei den zerrütteten Finanz-Verhältnissen Spaniens „gegen Geld“ nicht schwer fallen dürfte, so wäre dies noch günstiger. Diese Inselgruppe besitzt den Flächeninhalt des halben Königreichs Preussen. Selbst nur eine der grössern Inseln mit Gebirgsplateaus im Innern und einem guten Hafen würde genügen, welcher letzterer für die so bedeutende deutsche Rhederei in den chinesischen Gewässern ein Stützpunkt und Zufluchtsort im Seekriege sein könnte.

Am geeignetsten ist aber Süd-Afrika und zwar hier die Portugal gehörige Ostküste vom 10. bis 28. Breitengrade. Portugal erwächst aus der Abtretung dieser Colonie kein Nachtheil, seine Auswanderung nimmt fast ausschliesslich den

Weg nach Brasilien, wo dieselbe Sprache gesprochen wird. Es besitzt ausserdem viele andere ihm ebenso werthlose Colonien in Asien und Afrika, so dass es sich gegen einen Verkauf nicht sehr sträuben dürfte.

Uns würde schon der südliche in der gemässigten Zone gelegene Theil und Sofala genügen mit dem von der Natur geschaffenen Hafen in der Delagoa Bay, der zu allen Jahreszeiten offen und den grössten Kriegsschiffen zugänglich ist. Wenn auch die Küste ungesund, so soll sich doch das Binnenland durch ein dem Deutschen sehr angenehmes Klima, fruchtbaren Boden, schöne Waldungen und viele Gewässer auszeichnen, also Alles besitzen, was die Selbstständigkeit einer Colonie verlangt. Zu Tage liegende Steinkohlenflötze von mächtiger Ausdehnung, grosse Eisenlager und allerhand Metalle, die der Ausbeutung harren, vermehren den Reichthum des Landes.

Ein auf mehrere 100 Meilen von der Mündung schiffbarer Fluss stellt die natürliche Verbindung mit dem Meere her und im Westen schliesst sich die von ehemals holländischen Bauern, den Boers, gegründete Transvaal Republik an, die Nichts sehnlicher wünscht, als unter deutschen Schutz zu kommen. Ein Land grösser als Deutschland mit nur wenigen 100,000 zahmer Schwarzen und niederdeutschen (holländischen) Bauern, das mit allen natürlichen Hülfsmitteln ausgestattet ist, wie es für uns passender auf der Erde nicht zu finden, ist hier vorhanden.

Sollte die deutsche Flagge hier einst wehen, so wäre die Einwanderung vielleicht bald hierher zu leiten. Der im Süden angrenzenden und wenig florirenden englischen Cap-Colonie, welche nicht 120,000 Weisse zählt, kann die deutsche Einwanderung nur angenehm sein, von der auch ihr bald arbeitsame Colonisten zuziehen würden; es ist daher kaum zu erwarten, dass England hier seinem natürlichen Bundesgenossen indirecte Schwierigkeiten bereiten wird.

Sollte die Auswanderung nach dieser deutschen Colonie nicht zu lenken sein, so dürfte der Beginn mit Straf-Colonien die besten Erfolge haben. Das Land ist übrigens so gross,

dass neben der einwandernden Bevölkerung die Straf-Colonien auch weiter nördlich im wärmeren Klima anzulegen sein dürften. Die Delagoa-Bay würde ferner ein angenehmer Stützpunkt für unsere Kriegs- und Zufluchtsort für unsere Handels-Marine im Fall europäischer Verwickelungen sein.

Sollte sich hier eine blühende deutsche Colonie dereinst entwickeln, so würde sie auch in ferner Zukunft an der Kriegs-Marine participiren, sie also fördern und vermehren helfen. Ich schliesse dies Capitel mit dem Résumé:

Die Auswanderung der Colonisten nach Nord-Amerika ist nicht mehr aufzuhalten, ein Theil des Auswandererstromes lässt sich aber noch ableiten; der im deutschen Interesse liegenden Ueberfluthung der La Plata-Staaten ist aber die Gründung eines Jung-Deutschland in Süd-Afrika noch vorzuziehen.

Einundzwanzigstes Capitel.

Rückfahrt nach Europa. — Gedankenspäne über die Marine. — Eindrücke nach $2^1/_2$jähriger Abwesenheit.

Am 22. Juli 1869 lichtete die „Weser“ des Norddeutschen Lloyd unter den Klängen der Schiffscapelle: „Wann i komm, wann i komm, wann i wiederum komm“, die Anker, um uns in neun Tagen nach Southampton zu bringen. Die Leichtigkeit, mit der die Amerikaner über Seereisen denken, wurde mir daraus klar, dass zwei junge Paare, die am selben Tage getraut waren, ihre Hochzeitsreise auf einige Monate nach Europa unternahmen. Nicht einmal wurde die Trennung von den Angehörigen sehr schwer, deren winkende Taschentücher noch weithin sichtbar waren, als wir den Hudson hinunter dem Meere zu dampften — eine unterhaltende Fahrt. Dem Auge bieten sich viele schöne Blicke auf die belebten Ufer und Inseln dar, deren Schluss die neu angelegten Hafenbefestigungen bilden.

So entschwand Amerika allmählig unsern Augen, das mir in seinen verschiedenen Ländern so verschiedene Eindrücke hinterlassen hat. Bei einem Rückblicke auf die Vereinigten Staaten bleibt mir ein geschäftiges, thätiges Volk in Erinnerung, das bestrebt ist, in weiten Länderstrichen ein grosses Reich aufzubauen und dabei die vielen innern Friktionen mit praktischem Geschick zu überwinden versteht. Wie von allen entfernten Ländern theilen uns die Zeitungen

gewöhnlich nur die ausserordentlichen Vorfälle und absonderlichsten Erscheinungen mit; sich danach aber das Land auszumalen giebt ein sehr verfehltes Bild. Allerdings ist Vieles in unsern Augen ebenso absurd wie dem Amerikaner unsere Verhältnisse erscheinen. Der ganz verschiedene Boden der Geschichte wie die demgemäss ganz verschiedene Entwickelung der Verhältnisse in Europa und Amerika hat selbstverständlich ganz verschiedene Culturpflanzen emporwachsen und reifen lassen. Nur Urtheile, die diese Verhältnisse in Betracht ziehen, können hüben wie drüben Anspruch auf Competenz erheben.

Der Capitain nahm nördlichen Cours nach den südlich von New-Fundland gelegenen Banks und ersparte uns dadurch die südliche Hitze. Hundert deutsche Meilen von New-York begegneten wir dem letzten grossen Lootsenboot, welches mit 6 Lootsen an Bord bereits hier die ankommenden Dampfer erwartet.

Von den verschiedenen Dampferlinien sind die Bremer Lloyd-Dampfer schon deswegen zu empfehlen, weil noch keine Passagiere während des achtzehnjährigen Bestehens der Linie mit ihnen verunglückt sind. Die einzigen Unglücksfälle, die vorgekommen, bestanden im Festfahren weniger Schiffe, doch wurden Passagiere und Post stets gerettet. Die Capitaine sind ausgesucht und halten in der Bemannung vortreffliche Disciplin, eine nicht zu unterschätzende Sache auf Privatdampfern, da der Seemann bei dem Einathmen der Salzluft an beständigem Durst leidet und viele Unglücksfälle diesem Fehler zuzuschreiben sind. Die innere Einrichtung der Schiffe ist elegant, Bedienung, Verpflegung meist recht gut. Zu empfehlen ist der Linie, dass sie stets auf der Höhe bleibt, die sie jetzt einnimmt. Unter Anderem ist ihr zu rathen, einige lebende Thiere mitzuführen und sei es bloss Geflügel, um in den letzten Tagen der Seereise den Passagieren frisches Fleisch vorsetzen zu können.

Der 1857 entstandene Norddeutsche Lloyd zählt [illegible] 32 grosse Dampfer für den Dienst zwischen Europa und Amerika, neun für den Verkehr an den europäischen Küsten

und einen für den Dienst in West-Indien, ausserdem eine Anzahl kleinerer Dampfer für den Verkehr in den Häfen und auf der Weser. Eine stattliche Flotte, mit der Bremen seinem Handel einen frischen Aufschwung verleiht und zum deutschen Ansehen beiträgt, wie es sich auch durch den uneigennützigen und vom Inlande nicht genügend gewürdigten, wenigstens nicht angemessen unterstützten Verein zur Rettung Schiffbrüchiger verdient gemacht hat, der seine Stationen auf die ganze deutsche Küste ausdehnt und alljährlich hunderten von Menschen das Leben rettet. Von den verschiedenen englischen Dampferlinien besitzt die Cunardlinie die schnellsten und sichersten Schiffe, auch in den Passagieren die beste Gesellschaft; Deutschen gebietet schon der Patriotismus, die Bremer Lloyd-, eine Hamburger oder Stettiner Linie zu wählen, so lange sie denselben Comfort wie die ausländischen bieten.

Auf dem Meere erfährt der Patriotismus jeder Nation eine Steigerung; der deutsche Inlandsbewohner lernt erst hier den Werth der Flagge kennen, unter welcher über 5100 Schiffe auf den verschiedenen Meeren schwimmen. Frankreich besitzt wohl über 15,000, aber die Deutschen sind doch nach Gross-Britannien und den Vereinigten Staaten die dritte im Range der seefahrenden Nationen, da ihre Schiffe über 200,000 Tonnen Inhalt mehr als die französischen besitzen.

Warum sich die Franzosen den theuren Luxus einer unnöthig starken Marine erlauben, ist nicht recht ersichtlich. Wenn sie auch schon einmal England im Bau von Panzerschiffen überflügelten, werden sie nie ein dauerndes Uebergewicht zur See erlangen. Sollte Frankreich einmal wider Erwarten die englische Flotte besiegen, so besitzt doch England solche Etablissements, dass nach einer gewissen Zeit eine neue Flotte wieder ausläuft, was bei Frankreich nicht der Fall ist. Frankreich muss auf die Dauer unterliegen. Seine daher übergrosse Flotte kostet ihm ebenso unnütze Opfer wie seine Colonien.

und
istan

Hat im letzten Kriege gegen Deutschland die Flotte die Dienste geleistet die man erwartete? Es gelang ihr nicht den deutschen Handel zu zerstören, der gerade während des Krieges einen aussergewöhnlichen Aufschwung erfuhr. Die schnellen Dampfer unserer Bremer und Hamburger Linien liefen ungehindert aus und ein, mitunter bei Nacht mitten durch die französische Flotte durch. Der Handel nahm ausserdem durch die neutralen Häfen Hollands und Belgiens ungehinderten Fortgang. Den französischen Handel schützte nicht die Flotte, sondern die deutsche Erklärung, dass das Privateigenthum zur See unverletzlich sei, ein Princip, welches im Kriege von 1866 unter den kriegführenden Mächten zur Geltung gelangt war. Erst als die Nichtachtung dieses Princips seitens der Franzosen zu unserer Kenntniss kam, wurde gegen Ende des Krieges deutscherseits das Vergeltungsrecht geübt, was sofort in allen transatlantischen Häfen den französischen Kauffahrern den Credit raubte, unter welchem Mangel bis dahin nur die deutschen Schiffe gelitten hatten.

Es ist eigenthümlich, dass im jetzigen Zeitalter, wo beim Landkriege die Benutzung des feindlichen Privateigenthums nur zur Selbstunterhaltung der Heere als statthaft angesehen, jeder nicht gebotene Raub und Plünderung aber verschmäht wird, dass im Seekriege noch nach wie vor das Privateigenthum nicht respectirt wird, und dass die darauf hinzielenden Bemühungen der europäischen Mächte gerade an der Zurückhaltung Englands, der ersten Seemacht, scheitern. Frankreichs Widerspruch würde durch Englands Beitritt zu solchen internationalen Gesetz ohnmächtig werden.

Das Blokaderecht könnte immerhin so gut wie die Cernirung von festen Plätzen bestehen bleiben, aber Kauffahrteischiffe auf offener See zu confisciren, es sei denn, dass sie Kriegs-Contrebande führen, ist Raub.

Um den Bruch einer effectiven Blokade zu constatiren, müssten nur solche Schiffe condemnirt werden, welche mit Gewalt oder List die Blokadelinie zu durchbrechen suchen, andere müssten einfach abzuweisen sein. Der Begriff der

Kriegs-Contrebande dürfte ebenfalls heut zu Tage auf keine anderen Gegenstände als Waffen, Munition und Kohlen auszudehnen sein.

Da diese Fragen durch Englands Widerspruch offen bleiben und die grösstmöglichste Ausnutzung des eignen Rechts daher geboten ist, so dürfte beim gegenwärtigen Stand der Dinge in dem wahrscheinlich zu erwartenden Revanchekriege unsern Holzcorvetten, die sich durch bevorzugte Schnelligkeit auszeichnen müssen, eine ähnliche Rolle zufallen, wie den Cavallerie-Divisionen im Landkriege. Ueber alle Meere müssen sie fliegen und sofort nach der Kriegserklärung den feindlichen Handel so viel als möglich zu vernichten suchen. Die feindlichen Stationen sind ja bekannt, und wird es an Gelegenheit nicht fehlen, sich auch mit den feindlichen Kriegsschiffen zu messen, zumal die Mitführung von beweglichen Torpedos ganz neue Chancen gegen die überlegensten Schiffe verleiht.

Die Panzerflotten werden bei dem enormen Kohlenverbrauch und zur Vermeidung der Zersplitterung nur an den europäischen Küsten Verwendung finden.

Unsere Küstenbefestigung in Verbindung mit dem Torpedo-Vertheidigungssystem hat die französische Flotte im letzten Kriege von allen Offensiv-Unternehmungen abgehalten. Erfreulich wäre es allerdings, wenn bei dem Revanchekriege unsere Ausfallsflotte bereits so stark wäre, dass sie durch Sprengung der Blokaden unsere Häfen offen erhielte; es würde gewiss der deutschen Flagge ein erhöhtes Ansehen verleihen! Sollte nicht aber die Vervollkommnung der Torpedos mit der Zeit die Panzerschiffe überflüssig machen? Der Torpedokampf dürfte ähnlich dem Minenkriege bei Festungen eine grössere Ausbildung gewinnen.

Für den Seemann denke ich es mir nicht sehr erhebend, in diesen Panzerschiffen gleichsam vergraben zu sein. Der Wettkampf zwischen Eisenplatten und schweren Geschützen, die sie zerschmettern, scheint sich ins Unendliche auszudehnen. Die Kolosse müssen schliesslich, abgesehen von der erschwerten Bedienung, so viel Geld kosten, dass jeder Staat

vielleicht nur noch wenige zu erhalten vermag, vielleicht nur so wenige, als zur Vertheidigung des Torpedosystems neben den Küstenbatterien nothwendig sind.

Diese Bepanzerung zur See steht im schroffen Gegensatz mit dem Ablegen der Panzer in den Land-Armeen. Sollte die Zeit fern sein, wo der Seemann von diesem Druck befreit wird und seinem wahren Element, der Beweglichkeit, wiedergegeben wird? Flüchtige Geschwader, die schnell erscheinen und ebenso schnell zu verschwinden vermögen, deren Schiffe also mit vorzüglichen Dampfmaschinen, einem Widderkopf zum Ueberrennen und wenigen schweren Geschützen ausgerüstet sind; aber auch zu segeln vermögen, um weniger abhängig von den Kohlen zu bleiben als die Panzerschiffe, dürften, wenn die eignen Küsten genügend befestigt und vertheidigt sind, die Oberhand auf dem offnen Meere gewinnen. Die Verbindungen einer Panzerflotte mit der Kohlenbasis ist so empfindlich, dass dort schon jetzt schnellen Corvetten ein chancenreiches Feld geboten ist. Dergleichen Ideen entwickeln sich in den Gedanken eines Laien bei der langen Weile, die eine Seereise mit sich bringt.

Wir waren in das kalte Wasser des Golf-Stromes gelangt, welches zu dieser Jahreszeit Eisberge aus dem Eismeer mit sich führt, an die schon manches Schiff angeprallt und alsbald verschwunden ist. Die Berge zerschmelzen zu dieser heissen Jahreszeit und verursachen ebenso wie die Verdampfung des Wassers einen dicken Nebel, der ungefähr zwei Tage unser Schiff begleitete. Der Nebel ist so dick, dass man vom Steuer nicht die Spitze des Dampfers zu sehen vermag, der Zusammenstoss mit einem andern Schiff kann sich daher leicht ereignen. Das häufige Ertönen der Dampfpfeife, die Raketen und Laternen können bei der Geschwindigkeit, mit der die Dampfer gehen, nur wenig schützen. Es ist Hazard, was das Schiff spielt, oder bei der guten Chance ein besonderes Unglück, wenn eine Katastrophe eintritt.

Nach stillerer Ueberfahrt, als ich zwei Jahre später hatte, kam am 1. August die englische Küste in Sicht und bald

passirten wir die sogenannten Needles der Insel Wight, aufrecht stehende vom Meer umspülte Felsen, in welchen die Westspitze der Insel endigt. Bei Cowes auf der Insel Wight warfen wir Anker.

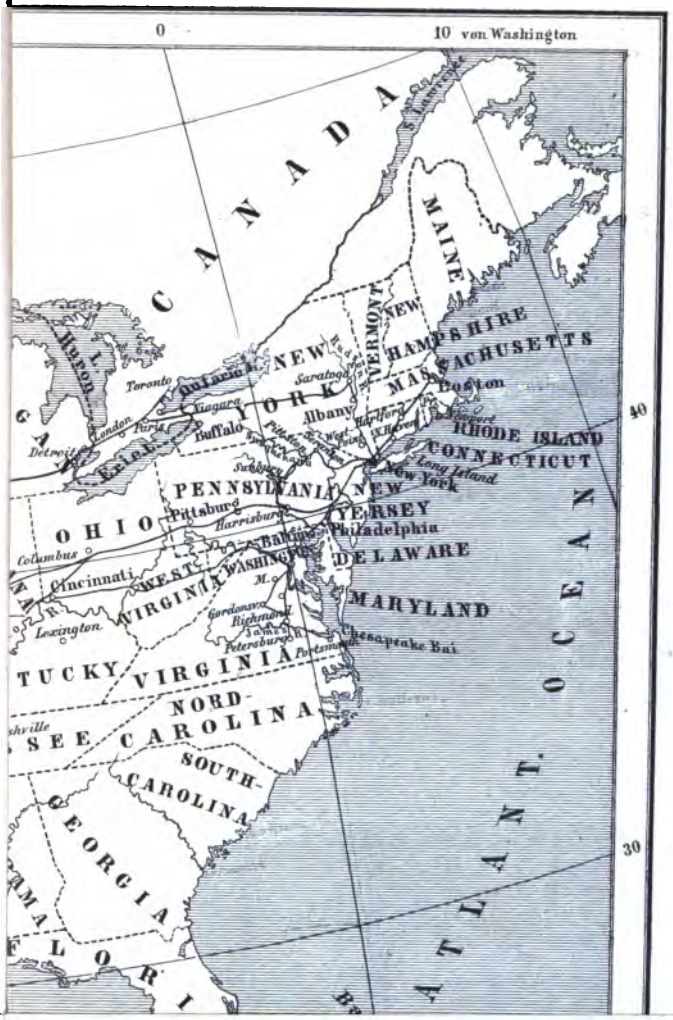
Nur Passagiere nach England und Frankreich fahren hier auf einem kleinern Dampfer nach Southampton. Sobald die für England bestimmten Postsäcke ausgeladen, setzt der Lloyddampfer seine Fahrt nach Bremen fort. Ich ging über Southampton nach London, wo ich mich auf der Botschaft vergebens nach Freunden erkundigte, die mit mir in London zusammentreffen wollten. Dagegen fand ich einen Allerhöchsten Befehl vor, mich baldigst nach Ems zu begeben und setzte daher nach kurzer Erholung von der mich nie verlassen habenden Seekrankheit meine Reise in die Heimath fort.

Wie der Tag für mich eine Lebensepoche von unauslöschlichem Eindruck bildete, an welchem ich nach manchen Gefahren im Lager der Paraguay's anlangte, so freudig bewegt waren meine Gefühle, als ich am 6. August 1869 nach so langer Abwesenheit und wiederholt erfahrener wunderbarer Fügung den vaterländischen Boden betrat, um in die frühere militärische Stellung zurückzutreten, in der es mir vergönnt war, nach kurzer Frist gegen den Feind des Vaterlandes mit kämpfen zu können, was mir zweimal während des Aufenthalts in Süd-Amerika versagt zu sein schien.

Bei dem Mangel an Nachrichten, die während der $2^1/_2$ Jahre so spärlich an mich gelangt waren, fand ich hier in allen Gebieten unerwartet viele Veränderungen vor, die meinen Freunden, welche solche allmählich erlebt, weniger auffällig geworden. Die Rückwirkung vieler staatspolitischer Veränderungen auf die Landsleute im Auslande hatte ich bereits selbst erfahren und bleibt mir eine der schönsten Erinnerungen. Wo ich Deutsche getroffen, sei es in Süd- oder Nord-Amerika, haben die letzten Kriege den Zusammenschluss der Angehörigen aller deutschen Stämme zur Folge gehabt, wie wir es hier gar nicht ahnen.

Sie sind vereinigt und fühlen sich stolz als Deutsche unter der nationalen Flagge, die nun auch jenseits der Meere ihre Angehörigen schützt und im Innersten der Continente des Nordens und des Südens wie im entlegensten Hafen der West-Küste Amerika's gekannt und gewürdigt ist.

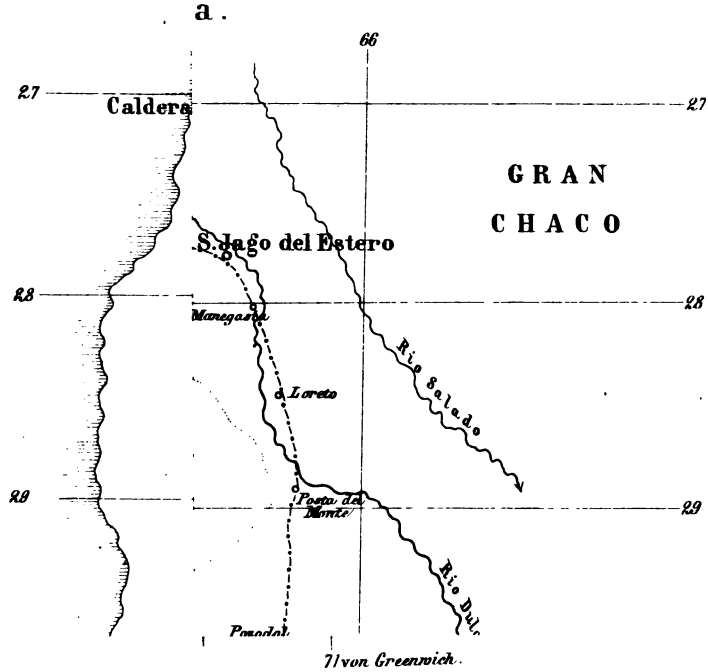
Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.


0
10 von Washington
CANADA
MAINE
NEW HAMPSHIRE
VERMONT
MASSACHUSETTS
Boston
RHODE ISLAND
CONNECTICUT
Long Island
New York
NEW YERSEY
Philadelphia
DELAWARE
MARYLAND
Chesapeake Bai
PENNSYLVANIA
Pittsburg
Harrisburg
Baltimore
WASHINGTON
OHIO
Columbus
Cincinnati
WEST VIRGINIA
Richmond
Lexington
TUCKY
VIRGINIA
NORD-
CAROLINA
SOUTH-
CAROLINA
GEORGIA
ATLANTIC OCEAN
Albany
Buffalo
Toronto
Niagara
Saratoga
40
30

F. A. Brock Verlag von Duncker u. Humblot, Leipzig.

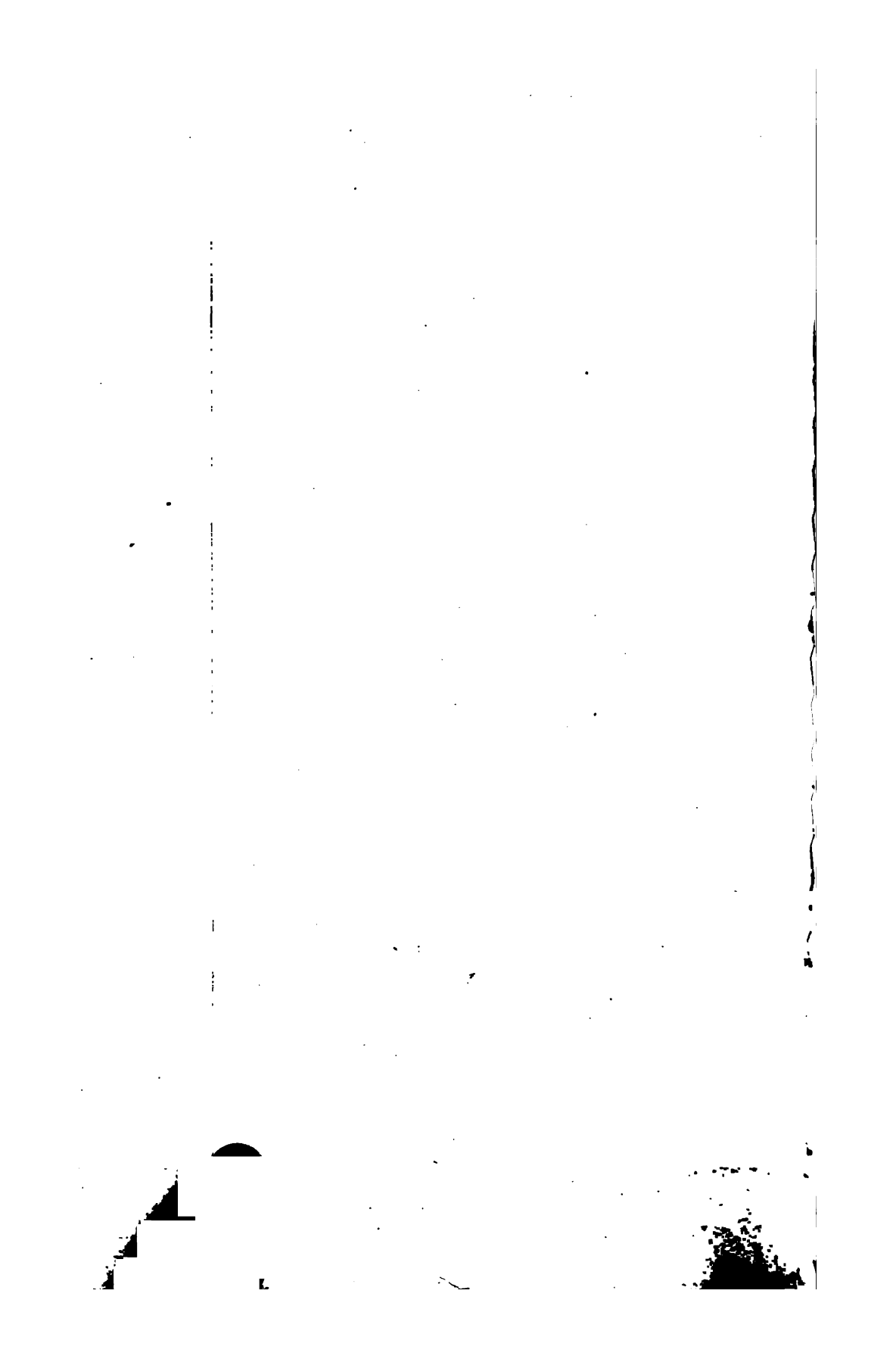
UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05942 8964

a.

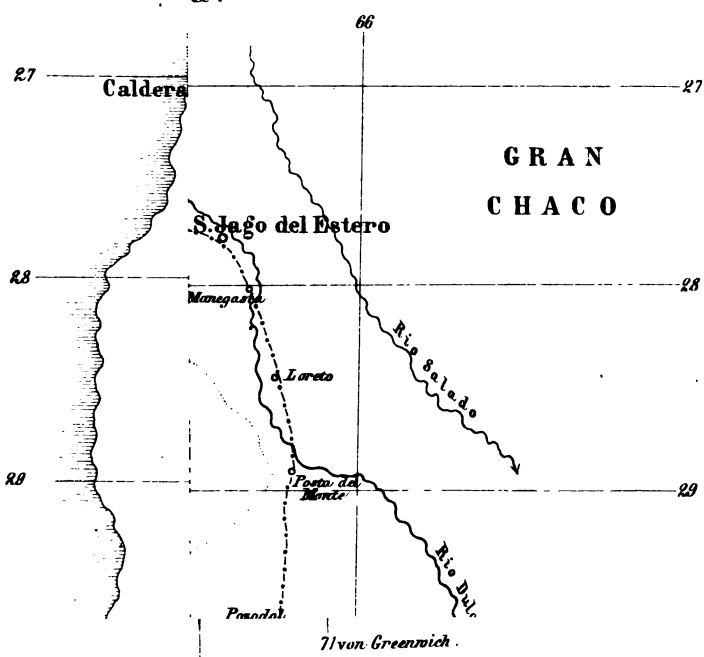


F. A. Brock

Verlag von Duncker u. Humblot, Leipzig.



a.



F. A. Brock

Verlag von Duncker u. Humblot, Leipzig.

a .